

HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN
VOM
HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

SONDERDRUCK AUS DEM
134. JAHRGANG 2016

HANSISCHE UMSCHAU



2017

c a l l i d u s .

Die Hansischen Geschichtsblätter sind ein refereed journal. Eingereichte Beiträge unterliegen einem anonymisierten Begutachtungsverfahren (Double Blind Review), das über die Aufnahme in die Zeitschrift entscheidet.

Redaktion:
Dr. Nils Jörn

Umschlagabbildung nach:
Hanseraum und Sächsischer Städtebund im Spätmittelalter in: Hanse, Städte, Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser, Bd. 1 hg. von Matthias Puhle, Magdeburg 1996, S. 3

Verlag/Gesamtherstellung:
callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen, Wismar, www.callidusverlag.de

Printed in the EU, 2017

ISSN 0073-0327
ISBN 978-3-940677-03-7

HANSISCHE UMSCHAU

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Felix Biermann, Karsten Brüggemann, Roman Czaja, Rudolf Holbach, Carsten Jahnke, Günter Meyer, Ortwin Pelc, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

bearbeitet von *Nils Jörn und Volker Henn*

ALLGEMEINES

Heiner Lück, *Die Anfänge des Magdeburger Stadtrechts und seine Verbreitung in Europa. Strukturen, Mechanismen, Dimensionen* (in: Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, 27, 2015, 179–200). – Vf. verweist auf die vielfältigen Impulse für die europäische Kulturgeschichte, die von Mitteldeutschland ausgingen und benennt konkret den Sachsenspiegel und das Magdeburger Recht, die über das Alte Reich hinaus wirkmächtig wurden. Während im Sachsenspiegel vor allem Rechtsnormen für die ländliche Bevölkerung gebündelt wurden, faßte das Magdeburger Recht Gewohnheitsrecht für Handel und Handwerk in den Städten sowie für die Machtbalance zwischen Rat und Gemeinde in der Stadt zusammen. Vf. weist zunächst an zahlreichen frühen Belegen die Verbreitung des Magdeburger Rechts im – auch nichtstädtischen – Umfeld nach. Er analysiert die berühmte „Geburtsurkunde“ des Magdeburger Rechts von 1188, in der Erzbischof Wichmann der Stadt Magdeburg bestimmte Privilegien mit Innovationen des Stadtrechts erteilte und fragt dabei nach der Rolle der Erzbischöfe für die Ausprägung und Verbreitung des Magdeburger Rechts. Vf. skizziert die Entstehung der Stadtrechtsfamilien, bei denen idealtypisch eine Mutterstadt ihr Recht an verschiedene Tochterstädte, diese dann an weitere Töchter oder Enkelinnen transferierte, wobei der Zusammenhalt durch Rechtsweisungen und Rechtsmitteilungen der Schöffenstühle, die nur auf Anfrage tätig wurden, gewahrt wurde. Diese üblicherweise nicht juristisch gebildeten Schöffen agierten auf der Grundlage von Gewohnheitsrecht, das in vielfältigen, vom Vf. benannten Quellen schriftlich niedergelegt war. Vf. weist auch darauf hin, dass es keine „generelle Zusammenfassung des im Magdeburger Stadtrecht enthaltenen Normenbestandes“ gab und dass diese offenbar auch nie angestrebt wurde. Er weist nach, dass die Schöffen in Magdeburg früher in den Quellen fassbar sind als der Rat und Zuständigkeiten erst im Verlauf des 13. Jh.s abgegrenzt wurden.

In einem zweiten Teil widmet Vf. sich der Verbreitung des Magdeburger Rechts in Europa, verweist auf die enge Verbindung zum Sachsenspiegel (deshalb korrekt: sächsisch-magdeburgisches Recht) und benennt Schlesien, Polen, das Deutschordensland, das Baltikum, die Ukraine, Böhmen, Mähren und Ungarn als Länder, in denen Städte mit diesem Recht bewidmet wurden. Er benennt zahlreiche Beispiele mit Bewidmungsjahr und stellt zumeist knapp die Zusammenhänge dar. Zudem benennt er Wege der Verbreitung dieses Rechtskreises, also des Rechtstransfers und hebt hier vor allem die Rolle von Kaufleuten, aber auch sämtlicher Siedler/Kolonisten als Stadtgründer hervor. Daneben benennt er die Bewidmung durch einen hoheitlichen Rechtsakt, eigene Entscheidung von Städten, vertragliche Festlegungen, gewaltsame Übertragung bzw. nicht nachweisbare Transfers und weist darauf hin, dass sich die einzelnen Modelle oft vermischten. Der Aufsatz fasst den Erkenntnisstand zum Magdeburger Recht meisterlich im großen Überblick zusammen, sichert das vorhandene Wissen und kann mithin ein guter Ausgangspunkt für weiterführende Forschungen sein. *N. J.*

Der Tagungsband *Beyond the Sea. Reviewing the manifold dimensions of water as barrier and bridge*, hg. von Marta Grzechnik und Heta Hurskainen (Köln u. a. 2015, Böhlau, 272 Seiten), widmet sich verschiedenen maritimen Aspekten der Geschichte und Gegenwart, überwiegend im Ost- und Nordseeraum. Alexander Filiuschkin [Filjuškin] thematisiert die Rolle und Bedeutung von Meeren und Gewässern im altrussischen Schrifttum (*Image of Seas and Rivers as a frontier between the different worlds in Russian Medieval narrative*, 43–51). Vf. stellt fest, dass die See als eine fremde und ferne Angelegenheit wahrgenommen wurde; über eine Zuneigung zu Meeren und Schifffahrt kann man hier gar nicht sprechen. Entsprechend ist die in der Geschichtsliteratur vorkommende These über die maritime Politik der altrussischen Herrscher ein Anachronismus. Das am Ende des 15. Jh.s in Brügge hergestellte Retabel des Marienaltars aus der Dominikanerkirche zu Reval ist der Gegenstand des Beitrages von Lehti Mairike Keelmann, *Amber rosaries, Baltic furs, and Persian carpets. The Tallinn Mary Altarpiece as an object of Hanseatic conspicuous consumption?* (53–84). Vf.in weist auf den Kunsthandel des Hanseraums hin, konzentriert sich dann aber auf die Darstellung des luxuriösen Milieus auf den Gemälden des Retabels. Der Auftraggeber des Kunstwerks, die Revaler Brüderschaft der Schwarzenhäupter, soll die Absicht gehabt haben, sich mittels der Darstellung der hochwertigen Waren als „cosmopolitan merchants“ zu präsentieren. Hervorzuheben ist der Aufsatz von Magnus Ressel, *The First German Dream of the Ocean. The Project of the „Reichs-Admiralität“ 1570–1582* (85–116). Die Projekte des Pfalzgrafen Georg Johann von Pfalz-Veldenz, eine kaiserliche Flotte zu gründen, werden von Vf. als „not completely unrealistic“ angesehen. Die sehr komplizierte politische Situation der Zeit, besonders der Livländische Krieg und der Achtzigjährige Krieg in den Niederlanden einerseits boten Möglichkeiten für Einmischung um die Interessen des Reiches zu vertreten, gleichzeitig aber hatten weder das Reich noch die Hansestädte eine gemeinsame Position in diesen Angelegenheiten wie z. B. die Politik hinsichtlich Russland. Also bestand die größte Schwierigkeit darin, dass das Interesse des Reiches nicht definiert werden könnte. – Einen Einblick in die nachhansische Zeit gewährt Tilman Plath, *Naval Strength and Mercantile Weakness. Russia and the struggle for participation in the Baltic Navigation during the eighteenth century* (117–127). A. S.

Perspektiven durch Retrospektiven. Wirtschaftsgeschichtliche Beiträge. Rolf Walter zum 60. Geburtstag, hg. von Jeanette Granda, Jürgen Schreiber (Köln u. a. 2013, Böhlau, 367 Seiten). – Seit 1991 vertritt der in Schwaben geborene Jubilar sehr engagiert in Lehre und Forschung die Wirtschaftsgeschichte in Jena, die von seinen Schülern vorgelegte Festschrift nimmt Bezug auf seine Forschungsschwerpunkte und streift dabei auch die Hanseforschung. So beginnt Maximilian Kalus seinen Aufsatz *Kutsche und Bettstatt – Leben wie ein Faktor* (19–36) mit einer durchaus auch für die Hanse zutreffenden Aussage, wenn er feststellt: „Faktoren waren die Manager der Frühen Neuzeit.“ Er definiert sie als Leiter einer auswärtigen Niederlassung, direkte Vorgesetzte aller anderen Angestellten und unmittelbar „ihren“ Kaufleuten Verantwortliche. Der Faktor besaß weitreichende Vollmachten für Abschluß und Vollzug von Verträgen, entstammte zum überwiegenden Teil derselben „Nation“ wie die Firma, bei der er angestellt war und kam zumeist aus einer weniger wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Die konkreten Aussagen zur Lebens- und Arbeitswelt der Faktoren entstammen dem süddeutschen Raum und hier vor allem den Faktoren der Fugger, liefern damit aber gute Vergleichsebenen zu den Faktoren der Hanser, über die wir noch zu wenig wissen und für die man sich eine solche Arbeit wünschen würde. – Reinhard Haupt fragt in *Der „Ehrbare Kaufmann.“ Erinnerungen in der Unternehmensethik an vergessene Wirtschaftstraditionen* (47–59) nach dem Ursprung dieser scheinbar in Vergessenheit geratenen Moralauffassung und führt sie auf die Wertebindungen italienischer

Kaufleute des Mittelalters zurück. In Luca Pacioli's Hauptwerk „Summa“ findet er das zeitgenössische Versprechen „per fidem boni et fidelis mercatoris“, das Ehre und Ehrlichkeit zueinander in Beziehung setzt. Er weist auf die Parallelen zu den Grundsätzen der modernen corporate social responsibility hin. Bei seinen Belegen in der Hansegeschichte folgt er leider dem veralteten und verkürzten Bild der Zweiteilung in Kaufmanns- und Städtehanse sowie der ebenso nicht mehr haltbaren travezentristischen Sicht, interessant ist aber seine Suche nach gemeinsamen Werten italienischer und hansischer Kaufleute, wobei er findet, dass sich die „Straffheit und Effizienz einer Geschäftspolitik sehr gut mit deren Verlässlichkeit und Korrektheit verträgt“ (51). – Michael North vergleicht in *Nürnberg und Antwerpen: Ökonomie und Kunst* (61–72) beide Handelszentren in Bezug auf den Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und Kunstmarkt miteinander und macht einleitend knappe Ausführungen zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs, deren Erfolgsmodell er vor allem in technologischer Überlegenheit und Innovationsfreude sieht. Ebenso knapp skizziert er die wirtschaftliche Entwicklung Antwerpens und weist ihm eine wichtige Rolle für Kunst und Kultur der Gegenreformation zu. Wichtig sind vor allem seine Ausführungen zur Konkurrenz zwischen Brügge und Antwerpen und den Auswirkungen auf Lebensmittelpunkte der Künstler und Kunstproduktion. Als Hauptunterschied zwischen Nürnberg und Antwerpen kann er herausarbeiten, dass trotz ähnlicher Bedingungen für die künstlerische Kreativität in Nürnberg die breite Mittelschicht fehlte, die einerseits die Kirchen ausschmücken ließ, aber auch privat Aufträge verteilte. Da der Nürnberger Rat kaum Bruderschaften zuließ, fehlten auch hier wichtige Auftraggeber, die es in Antwerpen gab. Insgesamt greift die FS zahlreiche interessante Ansätze der Wirtschaftsgeschichte auf, wenn z. B. Hartmut Kiebling *Ein fein austariertes System: Die lange Inkubationszeit Kerneuropas vor dem Sprung ins Industriezeitalter* (101–137) vorstellt und wichtige Thesen zur Dynamik von Bevölkerungsentwicklung und Innovation vertritt oder wenn Rainer Metz die *Bedeutung von Zeitreihen für die Wirtschaftsgeschichte* zeigt (211–237). Helmut Braun plädiert dafür, verstärkt eine Rohstoffgüter- bzw. Ressourcengeschichte zu schreiben (289–301) und zeigt, dass diese Ansatzpunkte für die „Erklärung des Aufstiegs und Niedergangs von Volkswirtschaften und Staaten“ bieten kann (301). Ein besseres Lektorat und ein professionellerer Satz hätten der FS gut getan, wiederholt laufen Sätze ins Leere, beginnen Zeilen mit Ausgangsklammern oder sind Trennungen auch nach aktueller Rechtschreibung unsinnig. Hätte man mehr Kraft in diese Äußerlichkeiten investiert, wäre die Freude an dem Band noch größer gewesen, neben das intellektuelle Vergnügen wäre das ästhetische getreten. Ersteres kann man uneingeschränkt konstatieren. N. J.

Karlheinz Blaschke und Uwe Ulrich Jäschke, *Nikolaikirchen und Stadtentstehung in Europa. Von der Kaufmannssiedlung zur Stadt*, Berlin 2013 (Akademie Verlag, 291 Seiten, 20 Abbildungen). – Im Anhang (229–276) findet sich der Aufsatz von Henri Pirenne *Städte und Stadtverfassungen* (Deutsche Übersetzung von Les Villes et les Institutions Urbains) aus den Jahren 1893–1895 mit einer Einleitung von Blaschke (229–231), in der es heißt: „Er bildet die Grundlage für das Verstehen der Stadtentwicklung, ... Die Bildung der Städte hatte demzufolge natürliche Ursachen, die nur im Blick auf die geographischen Grundlagen und nicht von der politischen Geschichte her zu erklären sind.“ (231). „Im Anschluss an Henri Pirenne wird die Entstehung der europäischen Stadt aus dem Fernhändlertum der Umbruchzeit im späten 11. Jahrhundert zum Anlass genommen, die damals entstandenen Kaufmannssiedlungen als eigenständigen Siedlungs- und Verfassungstyp und als Frühform der europäischen Stadt im Zusammenhang mit der Kanonisierung des hl. Nikolaus von Myra, des Schutzpatrons der Kaufleute, im Jahre 1087 zu würdigen. Dabei wird zwischen dem Aufbruch im westlichen Europa

und dem Nikolauskult eine Wirkungseinheit festgestellt. Als Ausdruck dieser weit über Europa verbreiteten Erscheinung werden die Nikolaikirchen quellenmäßig als bleibende Zeugnisse der Stadtentstehung in ihrer geographischen und topographischen Lage beschrieben, wobei die Erkenntnisse von Paul Johansen beachtet werden.“ (3). Als neuer Begriff wird hier die geographische Bezeichnung „Nikolai-Europa“ verwendet, das aus Mittel-, Ost-, Nord- und Westeuropa mit benachbarten Teilen bestehe. Erkundet wurden 500 Standorte von Nikolaikirchen und in ihrer Erscheinung beschrieben, darunter 71 seit Philippe Dollinger als Hansestädte bezeichnete. Die allgemeine geographische Einordnung und die ins Einzelne gehende topographische Darstellung ließ die Zusammenarbeit des Historikers mit dem Kartographen als notwendig erscheinen. Die Verfasser gingen (43–48) davon aus: „Der Grundriss einer Stadt ist ihre älteste Urkunde ...“ (46). Weitere Stützen ergäben sich aus der wörtlichen Überlieferung von Straßen-, Platz- und Flurnamen. Dienst- und Abgabeverzeichnisse werden als Quellen zur Verfassungstopographie verstanden; der Patrozinienkunde sei stärkere Beachtung zu wünschen. Sie kamen zu dem Schluss: „Die ausführliche Beschäftigung mit den Nikolaikirchen im Mittelalter zeigt einen gewaltigen Aufschwung von 1087 bis zum Beginn des späten Mittelalters etwa um 1250. Danach war die Welle der hochmittelalterlichen Stadtentstehung vorüber, neue Patrozinien für Stadtkirchen wurden kaum noch benötigt“ (47). „Beeindruckend ist jedenfalls die überraschende Gleichartigkeit der Siedlungs- und der Verfassungsformen über den ganzen nikolai-europäischen Raum hinweg, ...“ (48). Wenn man den Aufbau der römischen Kirche nördlich des Mittelmeeres als die erste Stufe der europäischen Integration verstehen dürfe, dann lasse sich die Verbreitung des Nikolai-Patroziniums nach 1100 als die zweite Stufe verstehen, die eine wirtschaftliche Gleichartigkeit hervorgerufen und damit die Voraussetzung für die dritte, die politische europäische Integration eingeleitet habe, auf die sich Europa heute hinbewege (48). Blaschke selbst ist seiner seit Jahrzehnten geübten Methode trotz heftiger Kritik aus Fachkreisen (48–51) treu geblieben.

In einem II. Teil folgen analytische Ortsbeschreibungen. In der Einleitung wird darauf hingewiesen: „Die in der vorliegenden Arbeit dargebotenen Erkenntnisse über Nikolaikirchen in Europa beruhen auf vielen Einzelheiten, die aus der Fachliteratur, aus Ortsverzeichnissen und Städtebüchern zusammengetragen wurden. Dabei kam es darauf an, anhand möglichst vieler Beispiele ein Gesamtbild zu erhalten, aus dem sich allgemeingültige Aussagen ableiten lassen“ (90). So habe sich gezeigt, dass sich die Nikolaikirchen in Europa im 12. Jh. in einem System darstellen, das eine einheitliche Grundlage besitze, in dem Bau- und Siedlungsformen einheitliche Merkmale aufweisen und das in seiner gesellschaftlichen Ordnung einheitlichen Grundsätzen gefolgt sei. Es stehe außerhalb herrschaftlicher Ordnungen und beruhe auf genossenschaftlicher Selbstverwaltung. Damit zeige es wesentliche Grundzüge der aus der städtischen Welt Europas aufsteigenden neuen Sozialordnung. Die Nikolaikirchen des frühen 12. Jh.s seien als Eigenkirchen von Genossenschaften der Fernhändler aufgetreten (90). Betont wird: Die Quellenlage erfordere für die Erforschung der Kaufmannssiedlungen und Stadtentstehung eine neue Arbeitsweise. Im Vordergrund stehe nicht mehr die Suche nach der großen Urkunde der „Stadtgründung“, sondern die Frage nach den wirtschaftlichen und den geographisch-topographischen Voraussetzungen der Stadtentwicklung. „Nicht mehr schriftliche, vom Zufall der Überlieferung abhängige Quellen bilden die Grundlagen der Forschung, sondern systematisch zusammengetragene Bausteine für ein umfassendes Gesamtbild. In dieser Hinsicht ergibt sich eine methodische Nähe zur Archäologie, wo der Befund an die Stelle der schriftlichen Quelle tritt und aus der Vielzahl der Befunde das erstrebte Forschungsergebnis hervorgeht“ (90 f.). Gewiss sei es etwa für die Städte Köslin in Pommern und

Libau in Lettland von Bedeutung, sie mit ihren Nikolaikirchen in einen zeitlichen Rahmen einordnen zu können. Aber wichtiger sei ihre Zugehörigkeit zum System der südlichen Ostsee-Küstenstraße mit ihrer durchgehenden Abfolge von Nikolaikirchen zwischen dem dänischen Svendborg und Tallinn/Reval in Estland. Damit erhielten die beiden genannten, wenig bekannten Städte ihre besondere Identität. An diesem Fall lasse sich die Einordnung der Nikolaikirchen in größere Zusammenhänge deutlich machen. Wenn in einer solchen linienartigen Abfolge von Nikolaikirchen auch nur eine einzige zeitlich genau festgelegt werden könne, sei das für alle anderen auf dieser Linie von Bedeutung (91). Nur vermutet könne werden, dass die Ablösung des Nikolai- durch das Marien-Patrozinium beim Bau neuer Stadtkirchen mit der Ausdehnung der Stadtbevölkerung von einer reinen Händlergemeinde zu einer gemischten Stadtgemeinde zusammenhing, wobei auch die stärkere herrschaftliche Ordnung in den unter Ratsverfassung stehenden Städten bedacht werden müsse. Ein städtischer Rat sei stets einem Stadtherrn zugewiesen gewesen, den es in der Kaufmannssiedlung nicht gegeben habe. Insofern sei mit dem Patrozinienwechsel der Ortskirche eine bemerkenswerte Veränderung der gesellschaftlichen Struktur und der rechtlichen Verfassung verbunden gewesen.

Mit der Erbauung einer Marienkirche „vollzog sich der Wechsel von der Kaufmannssiedlung zur Stadt und damit von der Kaufmannskirche zur Stadtkirche. Für den Vollzug des Gottesdienstes wäre dieser Aufwand nicht notwendig gewesen, er ergab sich lediglich aus dem neuen Selbstbewusstsein einer erweiterten Bürgerschaft. Sie war über die Abgeschlossenheit der Fernhändler zur Offenheit der Stadtgemeinde hinausgewachsen und strebte im Selbstverständnis der Bürger- und Kirchengemeinde einen materiellen Ausdruck im Neubau der Marienkirche an“ (91). So erhebe sich ein Widerspruch zur bisher geltenden Auffassung über die Anfänge des europäischen Städtewesens. Dieser Neubeginn werde in die Zeit gesetzt, aus der früheste schriftliche Nachrichten über städtische Verfassungen vorlägen. Das träfe auf die Mitte des 12. Jh.s zu. Die Frühzeit der Kaufmannssiedlungen von 1100 bis 1150 werde dabei kaum beachtet. Auch der Zeitabschnitt der Kaufmannssiedlungen bis zur Mitte des 13. Jh.s falle bei einer solchen unvollkommenen Betrachtung aus. Das wirke sich namentlich auf die Zeitstellung der Stadtentstehung in Ost- und Nordeuropa einschränkend aus. Wenn man die hier niedergelegten Erkenntnisse über den Wechsel vom Nikolaus- zum Marien-Patrozinium ernst nähme, könnten nach der Mitte des 12. Jh.s in Europa keine Nikolaikirchen mehr erbaut worden sein. Das habe zur Folge, dass alle später genannten Nikolaikirchen in ihrem Ursprung auf die Jahre vor 1150 zurückgehen müssten. Ob es sich dabei um Kirchen noch in Kaufmannssiedlungen oder schon um regelrechte Stadtkirchen gehandelt haben könne, müsse der örtlichen Forschung überlassen bleiben. Ein Zwischenresümee ziehend betont Blaschke: Die hier angewandte Arbeitsweise schließe an Henri Pirenne an. „Die Stadtrechtsverleihung mit Hilfe der ‚aristokratischen‘ Pergamenturkunde wird durch die Vielzahl der dem ‚demokratischen‘ Grundsatz angemessenen Ergebnisse topographischer Erkundung ersetzt.“ (92) Die im Folgenden aufgeführten 500 Nikolaikirchen würden nur einen Bruchteil der in Europa nachweisbaren Kirchen dieser Widmung darstellen. Tatsächlich sei mit einigen tausend Fällen zu rechnen. Es könne sich hier nicht darum handeln, sie alle aufzuführen. Vielmehr sei es das Anliegen, einen Eindruck von ihrer großen Anzahl und ihrer geographischen Verbreitung zu vermitteln (92 f.). „Bei der analytischen Aufarbeitung des Quellenmaterials wurde auf die Beweiskraft einer großen Menge von Einzelbeispielen Wert gelegt.“ Dieses quantitativ betonte Verfahren bringe zuverlässige Ergebnisse hervor, die vom Gewicht der Anzahl mit ihrer Überzeugungskraft gestützt würden. Hier sei erneut auf die Ähnlichkeit zur Archäologie hinzuweisen. Gegenüber dem Quellenwert der Pergamenturkunde erlange die Menge vieler im Einklang miteinander stehender

Befunde eine beachtenswerte Bedeutung (94). An sich habe schon die bloße Mitteilung über eine am Ort vorhandene Nikolaikirche ihren Quellenwert, weil damit ein Festpunkt angezeigt und die betreffende Stadt als Bestandteil des Systems ausgezeichnet werde. Viele solcher Punkte würden einen Eindruck von der flächenhaften oder der linienartigen Verbreitung des Patroziniums vermitteln und „Nikolai-Landschaften“ anzeigen, die sich in der Dichte der auftretenden Nikolaikirchen von leeren Gebieten unterschieden (94). Die Aufstellung der Liste von Ortsartikeln über Nikolaikirchen in Europa habe den Zweck verfolgt, die weite Verbreitung des Nikolaus-Patroziniums seit dem 12. Jh. darzulegen. Qualitative Unterschiede der Nikolai-Kirchen hätten dabei keine Rolle gespielt. Die Arbeit an den Ortsartikeln lasse für alle Fälle die Möglichkeit offen, hinter der Nennung des Nikolaus-Patroziniums eine Nikolaikirche zu vermuten, die wiederum einer Kaufmannssiedlung zugehört habe. „Dieser Zusammenhang ist in jedem Falle sicher. Das Patrozinium, die Kirche und die Siedlung bilden eine geschichtlich wirksam gewesene, topographische und funktionale Einheit, die sich über die ganze West-Kirche mit Ausnahme der Mittelmeerländer erstreckte“ (95). Die folgenden Ortsartikel hätten nicht das Ziel, Einzelbeiträge zur Stadtgeschichte in einem auf Vollständigkeit ausgerichteten Sinne darzubieten. Es gehe vielmehr darum, die betreffende Nikolaikirche nach Entstehungszeit, örtlicher Lage, Veränderungen ihrer Verfassung und möglicherweise ihr Ende vorzustellen. Die Kennzeichnung ihrer Lage innerhalb des Stadtplans und des näheren Verkehrsnetzes sei dabei wesentlich. Ein Patrozinienwechsel spiele eine besondere Rolle, weil dadurch die Funktion der Kirche innerhalb der Stadt habe verändert werden können. (95) Diesen Ausführungen folgen (96–224) die genannten 500 Ortsartikel (vorwiegend Orte in Mitteleuropa mit Ausblicken auf Skandinavien, Osteuropa und England), wobei die Länge der Artikel schwankt. Jede Ortsnennung aber wurde mit den für am notwendigsten gehaltenen Literaturangaben versehen. Im Anschluss daran erscheint unter III. ein Exkurs über Nikolaikirchen im europäischen Straßennetz des 12. Jh.s, genauer gesagt die geographische Verbreitung der dargebotenen Nikolaikirchen mit beispielhaften Straßenzügen (225–228), unter IV. dann als Anhang der genannte Aufsatz von Henri Pirenne (229–276), V. das Verzeichnis der Quellen (277–282), VI. das Verzeichnis der Abbildungen (283 f.) und schließlich VII. ein Ortsregister (285–291). Von besonderem Wert ist auch die beigelegte Karte „Nikolaikirchen in Europa“.

Ließ das Verzeichnis der Quellen zunächst eine gewisse Skepsis bei Rz. aufkommen, wick diese mehr und mehr dem Interesse an einer neuen Arbeitsweise sowie überzeugenden Darlegungen ihrer Ergebnisse.

H. Böcker

Art, Cult and Patronage. Die visuelle Kultur im Ostseeraum zur Zeit Bernt Notkes, hg. von Anu Mänd und Uwe Albrecht (Kiel 2013, Ludwig Verlag, 335 Seiten, 91 Farbtafeln). – Anlässlich des 500. Todesjahres Bernt Notkes organisierte das Niguliste Museum in Reval, dem heutigen Tallinn, gemeinsam mit dem Institut für Geschichte der Universität und der M. C. A. Böckler-Mare Baltikum-Stiftung eine internationale Konferenz. Der vorliegende Band geht aus dieser internationalen Konferenz hervor. Das Inhalts- und Autorenverzeichnis verdeutlicht die Disziplinen übergreifende und aus unterschiedlichen Perspektiven versuchte Annäherung an den Künstler Bernt Notke und seine Arbeitsbedingungen. Die Beiträge stammen von Kunsthistorikern, Kunsttechnologien, Konservatoren, Chemikern und Kirchenhistorikern aus Deutschland, Finnland, Schweden, Norwegen, Estland und Dänemark. Die 18 Aufsätze sind in fünf Untergruppen unterteilt: I. Neue Zugänge zu Bernt Notke und seinen Werken, II. Stifter, Maler und Heiligen (sic!) im mittelalterlichen Ostseeraum, III. Die Materialien und Techniken in Notkes Werkstatt, IV. Bernt Notke in der Literatur, V. Buchbesprechung. *Do we need*

Bernt Notke? fragt Martin Wansgaard Jürgensen. Notke ist immerhin einer der bekanntesten Bildschnitzer des ausgehenden Spätmittelalters. Warum also diese Frage? Jürgensen behandelt das Verständnis um Notke als Figur in Abgrenzung zur Werkstatt Notkes in der Historiographie, und kommt zu dem Ergebnis, dass die historische Figur Bernt Notke nicht identifizierbar sei. Elina Rasänen stellt in ihrem Beitrag *The Craft of the Connoisseur* dar, wie sich die Erforschung mittelalterlicher Bildwerke durch Kenner in der Rezeptionsgeschichte auswirkte. Besonders im Bereich der mittelalterlichen Holzskulptur gebe es eine stark ausgeprägte „attribution mania“ (Otto Pächt), Künstler endlich namentlich den Bildwerken zuordnen zu können. Kathrin Wagner sucht nach einer möglichen Verbindung zwischen der Werkstatt Bernt Notkes und dem Heiligkreuzretabel der Rostocker Universitätskirche und liefert mehrere plausibel erscheinende Möglichkeiten eines künstlerischen Austausches. Jan Friedrich Richter offeriert einen breiten Überblick der gesicherten Werke Notkes in Schleswig-Holstein. Dieser Beitrag hätte zu Beginn des Sammelbandes mehr Sinn gemacht, denn Richters Erläuterungen verhelfen zu einem Überblick über die wechselvolle Rezeptionsgeschichte des Gesamtwerkes Notkes. Kerstin Petermann konzentriert sich auf die gemalten und Bernt Notke zugeschriebenen Stifterbildnisse und betont die realistische Darstellung des Alters bei den Porträtierten. Vergleiche zu den geschnitzten Stifterbildnissen werden leider nicht gezogen. Susanne Warda beschäftigt sich mit Bernt Notkes Totentanz (Niguliste Museum) und dessen Strahlkraft auf Kunst und Literatur. Kersti Markus fragt im zweiten Abschnitt, warum das Revaler Stadtbild so wenig vom Selbstbewusstsein der Kaufleute geprägt sei, obwohl Reval im 15. Jh. doch eine wohlhabende Stadt der Hanse gewesen sei und kommt dessen ungeachtet zu dem Schluss, dass den Kaufleuten schlichtweg die finanziellen Mittel fehlten. Anu Mänds Beitrag *Symbols that bind communities. The Tallinn Altarpiece of Rode and Notke as expressions of the local Saints' cult* ist der einzige Beitrag dieses Sammelbandes, der dezidiert den Aspekt des Kultes und der Schirmherrschaft als gemeinschaftsbildendes Moment im Mittelalter aufnimmt. Sie konzentriert sich auf zwei Revaler Altarretabel aus der Hand zweier Lübecker Meister: Hermen Rodes Hochaltarretabel in der Nikolaikirche (1478–1481) und das 1483 in der Werkstatt Bernd Notkes fertiggestellte Hochaltarretabel der Heilig-Geist-Kirche. Anja Rasche spürt mit einem Exkurs in die Handwerksgeschichte den formalen Arbeitsbedingungen nach, die für Rode und Notke als in der Hanse tätigen Künstler maßgeblich und bindend waren. Damit liefert sie zudem einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Kunsthistoriographie. Ulrike Nürnberger erörtert anhand des Meisters des Schinkel-Retabels den erstarkenden Einfluss niederländischer Malereiproduktion auf die Lübecker Tafelmalerei nach 1500 und vermutet aufgrund stilistischer Übereinstimmungen einen Zusammenschluss mehrerer Maler, von denen mindestens einer zuvor in der Werkstatt Hermen Rodes gearbeitet haben dürfte. Miriam Hoffmann zeigt in ihrem Beitrag *Der Antoniusmeister* ausgehend von der Antoniusstafel (1503) im Ostchor des Lübecker Domes die stilistischen Charakteristika des Antoniusmeisters, eines anonymen Lübecker Malers, von dem sich zwei weitere Werke in Schweden befinden. Julia Trinkert vermutet in ihrem Aufsatz *Das Retabel in der Kirche zu Källunge auf Gotland*, dass das Marienkrönungsretabel wohl zwischen 1510 und 1517 angefertigt wurde. Einige Gewerke könnten aus dem Mecklenburger Raum stammen, da es stilistische Übereinstimmungen mit Mecklenburger Retabeln gebe. Herman Bengtssons Beitrag *The Lost Uppsala Altarpiece* konzentriert sich auf das bei einem Feuer 1702 zerstörte Altarretabel, dessen ikonografisches Programm sich in Kupferstichen aus dem Jahr 1719 überliefert hat. Bengtsson vermutet, dass das Retabel um 1490 in der Stockholmer Werkstatt Notkes in Auftrag gegeben wurde und Notke den Auftrag in Stockholm ausführte.

Der Beitrag aus dem dritten Abschnitt *The Multi-Materiality of St. George and the Dragon* von Lena Liepe konzentriert sich auf das berühmteste Bildwerk Notkes. Die Verwendung vieler sehr unterschiedlicher Materialien sei zwar bemerkenswert, jedoch für das späte Mittelalter nicht einzigartig, wie zuvor schon Peter Tångeberg 1986 dargelegt hatte. Sie dienten einer möglichst realistischen Darstellung; das Elchhorn allerdings verleihe der Figurengruppe einen theatralischen Charakter. Arnulf von Ulmann berichtet vom Forschungsstand der seit den 1970er Jahren einsetzenden restauratorischen Untersuchungen von Objekten aus der Notke-Werkstatt und folgt der Annahme Max Hasses, Bernt Notke sei Bildhauer und Maler gewesen. Im Fokus von Pia Ehasalu und Signe Vahur steht der Hochaltar der Revaler Heiliggeistkirche von 1483. Diverse Erhaltungsmaßnahmen und Restaurierungen seien in den Jahren 1625, 1815, 1964–1986, 2001 und 2007 durchgeführt worden. Aufschlussreich sind die Abbildungen diverser aufgetragener Farbschichten. Die Autorinnen künden eine kommende kunsttechnologische Untersuchung an, deren Ergebnisse aufwendig digital in 2D und 3D-Bilddateien verarbeitet werden sollen. Heißt es nicht im Buchtitel »Die visuelle Kultur im Ostseeraum zur Zeit Bernt Notkes«? Literatur als visuelle Kultur, und gar zur Zeit Bernt Notkes – das weckte die Neugier der Rezensentin. Der Beitrag von Gerrit Lembke im vierten Abschnitt behandelt dann seltsamerweise drei Literaturerzeugnisse nicht der Notke-Zeit, sondern Romane aus den Jahren 1982, 2006 und 2008. Regio-Krimis oder in ein historisierendes Setting gesetzter Plot können Gegenstand literaturwissenschaftlicher Untersuchungen sein, jedoch zur Urteilsfindung über die visuelle Kultur zur Zeit Bernt Notkes sind sie nicht dienlich. Sie geben eher Aufschluss über eine gewisse Sehnsucht heutiger Leser nach historisierenden Schilderungen. Wie nachträglich angefügt beschließt eine Buchbesprechung den Band. Jan Svanberg rezensiert das 2009 erschienene Buch Peter Tångebergs *Wahrheit und Mythos – Bernt Notke und die Stockholmer St.-Georgs-Gruppe. Studien zu einem Hauptwerk niederländischer Bildschnitzerei*. Svanberg widerspricht Tångebergs These eines unbekanntes Meisters als Urheber St.-Georgs-Gruppe, vielmehr soll das Hauptwerk Notkes vermutlich in Stockholm gefertigt worden sein. Aber Gewissheit gibt auch er nicht.

Lioba Schollmeyer

Der Jakobsweg und Santiago de Compostela in den Hansestädten und im Ostseeraum, hg. von Javier Gómez-Montero (Topographica – Studien und Texte zu kulturellen Räumen in Europa, Band 1, Kiel 2011, Verlag Ludwig, 301 Seiten, zahlreiche Abbildungen). – Bei dem verspätet angezeigten Band handelt es sich um die Akten eines Symposiums, das vom 23. bis 25.4.2007 an der Universität Kiel stattfand und den Aktivitäten des Kieler Romanisten Javier Gómez-Montero zu verdanken ist. Es erschien als erster Band der Reihe Topographica, die Texte und kulturwissenschaftliche Beiträge vereinen soll, die sich der kulturellen Vernetzung im europäischen Raum widmen. Die nachfolgenden, bis jetzt veröffentlichten drei weiteren Bände sind aber leider, wie es scheint, für die Hansethematik – neben dem Pilgerwesen ein ebenso wichtiges Beispiel für die enge europäische Vernetzung – nicht von Interesse. Aber dieser erste Band, der sich mit dem Pilgerwesen im Hanse- und Ostseeraum beschäftigt und dabei den Jakobuskult und die Bedeutung von Santiago de Compostela im Heiligen Römischen Reich, Skandinavien und Spanien ins Zentrum rückt, sollte von der Hanseforschung berücksichtigt werden. Mit 12 verschiedenen Beiträgen wird das Thema facettenreich aufgefächert. Die Beiträge sind, weil sie offenbar auf kurzen Vorträgen basieren und für die Publikation – mit Ausnahme des Aufsatzes von Ulrich Kuder – nicht erweitert wurden, eher flüchtige Einblicke in die jeweilige Thematik. Das disziplinäre Spektrum umfasst Geschichte, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, dient auch der Kapitelgliederung und wird ergänzt um „Kunsthistorische und Kulturto-

pographische Berichte“, die, obwohl von Kunsthistorikern geschrieben, in einem eigenen Kapitel zusammengefasst werden. Fünf Beiträger sind Kieler Professoren, verstärkt um Kollegen aus Leipzig, Berlin, Hamburg und Spanien.

Gleich zwei Beiträge beschäftigen sich mit Lübeck (Dormeier, Albrecht) während weitere Hansestädte an der südlichen Ostseeküste oder im hansischen Binnenland keine Beachtung finden, den Vernetzungen und wechselseitigen Bezügen sind drei Beiträge gewidmet (Bünz, Bredekamp, Gómez-Montero), einen Blick nach Skandinavien riskiert Thomas Riis, mit Spanien bzw. Galicien beschäftigen sich weitere zwei Beiträge aus literaturwissenschaftlicher Sicht (Vilavedra, Becerra), bevor am Ende des Sammelbandes der Jakobuskult im Norden in einer längeren Überblicksdarstellung (Kuder) behandelt wird. Im Anschluss an zwei Grußworte preist Heinrich Dormeier *Jakobuskult und Santiago-Pilgerfahrten in Lübeck im späten Mittelalter* (19–34) Lübeck als „Hochburg des Wallfahrtswesens“ (22–23), verzeichnet Quellennachweise und Objekte des Jakobskultes in Lübeck, um einen Überblick zu geben, bevor er ausführlicher auf das Memorial und Denkbok Hinrich Dunkelguds eingeht, das er in Auszügen vorstellt. Der Krämer Dunkelgud begab sich noch als Jungeselle 1479 auf Pilgerreise nach Santiago, unter anderem seine 8 Testamente sind in seinem Memorial erhalten. Diese wertvolle Quelle wurde nach kriegsbedingter Auslagerung erst in den 1990er Jahren nach Lübeck zurückgegeben und ist Gegenstand der Dissertation von Sabrina Stockhusen, auf deren Veröffentlichung Hanseinteressierte schon warten. Mit frühen Zeugnissen der Santiago-Pilgerreisen im späten 12. Jh. beschäftigt sich Enno Bünz *Nordelbien – St-Gilles – Santiago. Pilger im Süden und Patrozinien im Norden* (35–52). Er macht dabei auf den seit dem 12. Jh. aufblühenden Kult des hl. Ägidius in St. Gilles – auf dem Weg nach Santiago gelegen – aufmerksam. Pilgerzeichen und Schriftquellen scheinen aber deutlich zuverlässigere Nachweise von Pilgerreisen als Kirchen- und Altarpatrozinien zu sein. Thomas Riis bezieht weitere Indizien in seine Überlegungen zu *Skandinavische(n) Wallfahrten nach Santiago de Compostela* (53–60) ein: in Gräbern wurden von Archäologen als untrüglicher Nachweis einer Wallfahrt nach Santiago de Compostela Pilgermuscheln gefunden. Allerdings bleibt die Anzahl dieser Funde als Grundlage für statistische Überlegungen unzureichend. Deutlich wird jedenfalls die weiträumige Mobilität der Skandinavier bereits Ende des 11. und im 12. Jh. Riis benennt Belege für seine These, dass die große Mehrheit der Santiagofahrer mit dem Schiff nach Spanien fuhr. Außerdem gibt er Hinweise auf die Reisezeiten: von Skandinavien gelangte man über den Seeweg bei optimalen Windverhältnissen in mindestens acht Tagen und sechs Nächten nach Galicien, Überlieferungen zu tatsächlich durchgeführten Fahrten nennen eine Reisezeit von 15 Tagen. Riis beschließt seinen Beitrag mit einem Plädoyer zur interdisziplinären und internationalen Zusammenarbeit. Dem ist aus Sicht der Rezensentin uneingeschränkt zuzustimmen. Der renommierte Berliner Kunsthistoriker Horst Bredekamp untersucht in seinem Beitrag *Spanien als Pilgerland der Formen* (61–74) den Formtransfer von Hildesheim nach Léon am Beispiel der im Jahr 1063 getätigten königlichen Stiftung des Schreins des Reichsheiligen Isidor und die Rezeption von antiken Vorbildern in der Bildhauerkunst und kommt zu dem Schluss, dass die „Transformation der Antike“, „die Formen zu den wahren Pilgern machte“ (72). Hans-Walter Stork widmet sich dem *Fresco der Pilgerkrönung durch den Heiligen Jakobus in St. Nicolai, Mölln* (75–91). Er weist auf dieses interessante Motiv in der Jakobuslegende hin und stellt uns durch zahlreiche Abbildungen diese qualitätvolle Wandmalerei aus der Mitte des 13. Jh.s vor Augen. *Zur Raumentwicklung des Locus Sancti Jacobi* ist Arturo Franco Taboadas Beitrag betitelt (93–108). Auf wenigen Seiten verfolgt er die Veränderungen um das noch immer an seiner ursprünglichen Stelle befindliche Apostelgrab in Santiago de Compostela über die

Jahrhunderte, bevor sich Johannes Hartau mit dem *Bild des Pilgers in der Graphik der Frühen Neuzeit* (109–138) beschäftigt. Damit fügt er zwar einen neuen Aspekt hinzu, die negativen Konnotationen durch die Kritik des Pilgerwesens seit der Reformation, bleibt jedoch mit seinem kursorischen Überblick ganz an der Oberfläche. Allerdings könnte diese thematische Sammlung eine gute Grundlage für weitere Untersuchungen darstellen. Javier Gómez-Montero *Notizen zur literarischen Projektion des Jakobsweges und der Stadt Santiago de Compostela* (139–159) untersucht, nach einem Rückblick auf die mittelalterliche Santiago-Literatur, die verschiedenen Gattungen zeitgenössischer Jakobsweg- und Santiago-Literatur – bis hin zu Hape Kerkelings *Ich bin dann mal weg*. Damit unterstreicht er die europäische Dimension des Themas. Die zwei folgenden literaturwissenschaftlichen Beiträge sind für den Hansezusammenhang nicht ergiebig und werden deshalb hier nicht besprochen. Spätestens hier im Sammelband angekommen, fällt störend auf, dass die Kapiteleinteilung im Inhaltsverzeichnis keine Spuren im Layout des Buches hinterlassen hat, was die Orientierung erschwert. Die letzten beiden Beiträge unterscheiden sich deutlich in der Länge: Uwe Albrecht zeigt *Jakobus Maior in der mittelalterlichen kirchlichen Kunst der Hansestadt Lübeck* (181–192) auf gerade einmal elf Seiten mit immerhin 16 Abbildungen, während Ulrich Kuder seinen Beitrag *Jakobsverehrung im Norden. Ein vorläufiger Überblick* (193–300) auf mehr als 100 Seiten ausbreitet. Für einen Gesamtüberblick von der Spätantike bis 1520 im gesamten Norden ist das, wie sich zeigt, jedoch nicht ausreichend. Der Tagungsband ergänzt die ältere Literatur (zu nennen ist hier in erster Linie die von Klaus Herbers herausgegebene Reihe der Jakobus-Studien, in der zwischen 1988 und 2015 insgesamt 21 Bände erschienen sind) um neue Facetten, erfreut durch seine Vielfalt und die unterschiedlichen Ansätze. Doch verstärkt er dadurch auch das Verlangen nach umfassenderen, systematischen Studien. Die Beiträge sind, wie so oft bei Tagungsbänden, nur wenig aufeinander abgestimmt und nehmen kaum einmal aufeinander Bezug, wodurch Thomas Riis' Plädoyer umso dringlicher im Leser nachklingt.

Anja Rasche

Fear and Loathing in the North. Jews and Muslims in Medieval Scandinavia and the Baltic Region, hg. von Cordelia Heß und Jonathan Adams (Berlin und Boston 2015, de Gruyter Verlag, 402 Seiten). – Die zentrale Aufgabe des Bandes, die Rolle der Juden und Muslime im mittelalterlichen Ostseeraum und in Skandinavien zu thematisieren, ist keineswegs leicht zu lösen: Meistens handelt es sich ja um eine imaginäre Existenz, d.h. um Dispute mit vorgestellten Gegnern und Übertragungen der aus dem Mittelmeerraum stammenden Denkmuster nach Norden. Werden demgegenüber die realen Berührungen behandelt, droht die Gefahr, dass die knappe Information der Quellen nur als Auflistung der „Kontakte“ darstellbar ist. Das Resultat der Bemühungen ist insgesamt jedoch durchaus lesenswert. Der Beitrag von Bjørn Bandlien, *Trading with Muslims and the Sámi in Medieval Norway* (31–48), informiert u.a. über den Handel mit den Lappen, der auch für die Hanse relevant war. Cordelia Heß, *Jews and the Black Death in Fourteenth-Century Prussia: A Search for Traces* (109–125) behandelt die Frage, warum es in Preußen und Livland im Mittelalter keine jüdische Besiedlung gab. H. zufolge stellt das Fehlen der Quellen über die Juden in Preußen keine Grundlage für die Behauptung dar, es habe keine Juden gegeben, schließlich hatte der Deutsche Orden andere propagandistische Zielsetzungen als antijüdische Polemik. Der Aufsatz analysiert in gelungener Weise die auch in den Hansestädten um 1350 im Zusammenhang mit der großen Pest registrierten Anklagen gegen die Juden, macht sich indes auch die nicht immer gutbegründeten politischen Vorwürfe gegen den Historiker Kurt Forstreuter zu eigen. Die Abhandlung von Sarit Cofman-Simhon, *Missionary Theatre on the Baltic*

Frontier: Negotiating the Imagined Jew in the Riga Ludus Prophetarum (271–283), bewertet das Rigaer Mysterienspiel von 1204 aufgrund der knappen Erwähnung in der Chronik Heinrichs von Lettland als das potentiell den Judenhass auslösende Ereignis, obwohl die Liven keine realen Kontakte mit Juden hatten. Die nicht-englischsprachigen Werke zum Thema kennt Vf.in nicht. Erwähnenswert ist noch der Beitrag *Infidel Turks and Schismatic Russians in Late Medieval Livonia* von Madis Maasing (347–388) über die Umsetzung der Elemente der zeitgenössischen antitürkischen Polemik in das antirussische Schrifttum um 1500. A. S.

Der (tatsächlich schon 2015 erschienene) Beitrag von Aleksander Pluskowski und Heiki Valk, *Conquest and Europeanisation: The Archaeology of the Crusades in Livonia, Prussia and Lithuania* (in: *The Crusader World*, hg. von Adrian J. Boas, London und New York 2016, Routledge, 568–592) informiert über den Stand der archäologischen Forschung zu Livland und Preußen im 12.–14. Jh. Er enthält auch den kurzen Überblick über die Entstehungsgeschichte der Städte. Wegen der reichlichen Bibliographie ist auch der Aufsatz von Dariusz von Güttner-Sporzyński, *Northern Crusades: Between Holy War and Mission* (144–162) erwähnenswert. A. S.

VORHANSISCHE ZEIT

(Bearbeitet von *Felix Biermann*)

Anne Klammt, *Die Standorte unbefestigter Siedlungen der nördlichen Elbslawen: Zwischen Klimaveränderung und politischem Wandel* (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, 277; Verlag Rudolf Habelt, Bonn 2015, 294 Seiten, 128 Abbildungen, 128 Tabellen, 12 Beilagen). – In ihrer Regensburger Dissertation geht Vf.in der Frage nach, inwieweit klimatische Rahmenbedingungen und politische Verhältnisse auf die Standortwahl von früh- und hochmittelalterlichen Siedlungen (8.–12. Jh.) einwirkten. Untersuchungsgebiet ist die Region im Süden der Ostsee zwischen Ostholstein, Wendland, Altmark und Mecklenburg. Die Grundlage der Studie bildet ein Katalog mit beachtlichen 1831 archäologischen Fundplätzen der Slawenzeit. Zum diachronen Vergleich wurden darüber hinaus auch 4553 Fundplätze der Völkerwanderungs- und Römischen Kaiserzeit sowie des Mittelalters aus dem Arbeitsgebiet und benachbarten Regionen hinsichtlich ihrer geoökologischen Standortfaktoren mit einbezogen. Die Fundplätze werden in die Kategorien „Siedlungen“, „Burgen“ und „Gräberfelder“ gegliedert und zu ihren geoökologischen Standortbedingungen befragt. – Während des frühen und hohen Mittelalters unterlag das Klima der Untersuchungsregion erheblichen Schwankungen, was Einfluss auf die slawischen Siedlungsregionen ausübte. Im Gegenzug sind aber auch menschliche Eingriffe in den Naturhaushalt nachzuweisen, die in entsprechenden Pollenprofilen ihren Niederschlag finden. Klimatisch bedingt sind darüber hinaus auch stark wechselnde Grundwasserstände während der älteren und jüngeren Römischen Kaiser-, der (frühen) Völkerwanderungs- sowie der früh-, mittel- und spätslawischen Zeit durch geoökologische Studien im unteren Elbgebiet belegt worden. Diese komplexen Verhältnisse stellen die Ausgangslage der Studie dar. – Die Arbeit ist klar gegliedert: Einer Einleitung, die die Fragestellungen umreißt, folgt eine ausführliche Darstellung der naturräumlichen Voraussetzungen und historischen Bedingungen in der Untersuchungsregion. Das dritte Kapitel ist der Aussagekraft der archäologischen Quellen gewidmet, wobei z. B. selektive

Faktoren wie die regional divergierende denkmalpflegerische Intensität erörtert werden. Lediglich knappe Erläuterung erfahren die sog. „Geofaktoren“ und die Methodik der Studie (Kapitel 4 und 5). Im folgenden Hauptteil (Kapitel 6) werden die einzelnen untersuchten Mikroregionen in einem Geographischen Informationssystem (GIS) statistisch untersucht. Vf.in vergleicht hier ihre Beobachtungen zu den tatsächlichen geomorphologischen Positionen slawischer Siedlungen mit errechneten „Erwartungswerten“, die zusammen mit dem statistischen „X²-Verfahren“ zur Prüfung der Signifikanz bzw. Repräsentativität der beobachteten Verhältnisse dienen – ein gängiges Verfahren im Rahmen quantitativ basierter Studien. Schließlich wird eine umfangreiche Synthese der auf der Basis der Mikroregionen gewonnenen Ergebnisse hinsichtlich „gebietsübergreifende[r] Gemeinsamkeiten slawischer Siedlungsstandorte“ (191) vorgenommen. Dabei kann herausgestellt werden, dass die slawische Besiedlung in allen untersuchten Teilregionen nahezu einheitlichen Mustern folgte – die Nähe zu Gewässern, der Bezug auf ackerbaulich interessante Böden, die Bevorzugung leichter Hanglagen. Lehmnige Kuppen wurden in allen Phasen des Frühmittelalters gemieden, sandige Hangabschnitte gesucht. In frühslawischer Zeit ist eine vergleichsweise hohe Diversität der Siedlungsstandorte feststellbar; in mittel- und besonders in spätslawischer Zeit vereinheitlichte sich das Bild im Zuge der Fokussierung auf wenige Siedlungsstandorte. Trotz der größeren Vielfalt bevorzugten aber auch die frühen Slawen sandige Böden in unteren Hanglagen. In der mittelslawischen Zeit kam es zu einer Siedlungsverdichtung an Flüssen und Seen, die sich in spätslawischer Zeit noch intensivierten. Interessanterweise kann Vf.in dabei in ihrer Untersuchungsregion den vielfach postulierten „Landesausbau“ seit der Jahrtausendwende, erkennbar beispielsweise für die östlichen Bereiche Brandenburgs, nicht nachweisen. Dafür sind wohl die regionalen politisch-herrschaftlichen Bedingungen verantwortlich. – Abschließend resümiert Vf.in, „dass klimatisch verursachte Veränderungen der Standortbedingungen im Zusammenspiel mit dem historischen Rahmengeschehen die Präferenzen der Standortwahl unbefestigter Siedlungen beeinflusst haben und sich erst im Laufe der jüngeren altslawischen [=mittelslawischen] Zeit das charakteristische Siedlungsbild ausgebildet hat“ (252). Die Siedlungsstandorte ergaben sich also weder aus ausschließlich natürlichen noch aus ausschließlich menschlichen Faktoren, sondern aus deren Wechselverhältnis. In der detaillierten Herausarbeitung dieses Zusammenwirkens von anthropogenen, klimatischen und geologischen Faktoren liegt das große Verdienst der Studie, die die noch immer bestehende Lücke zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Forschungsansätzen überbrückt. Ihr umfassender Fundplatzkatalog bietet sich als Grundlage für weitere Studien an der Schnittstelle von Geowissenschaften und Frühmittelalterarchäologie an.

Armin Volkmann

Marcus Gerds, *Das Gräberfeld des frühmittelalterlichen Seehandelsplatzes von Groß Strömkendorf, Lkr. Nordwestmecklenburg* / Michael Wolf, *Groß Strömkendorf – Reric. Die Menschen und ihre Lebensumstände* (Forschungen zu Groß Strömkendorf VI/ Frühmittelalterliche Archäologie zwischen Ostsee und Mittelmeer, 6, Wiesbaden 2015, Reichert Verlag, 2 Bde., 426 und 294 Seiten, 13 Tafeln, 16 Pläne, 36 Tabellen und 132 Abbildungen). – Die Ausgrabungen der 1990er Jahre in Groß Strömkendorf gehören sicherlich zu den wichtigsten Forschungen zum frühen Mittelalter im Ostseeraum, denn sie legten Teile eines jener Seehandelsplätze frei, die als Knotenpunkte des spätwendel- und wikingerzeitlichen Handels- und Kommunikationsnetzes im Ostseeraum fungierten. Der frühurbane Platz am Ufer der Wismarbuch wird mit dem Emporium *Reric* verknüpft, das im frühen 9. Jh. zweimal schriftlich erwähnt wird: 808 griff der Dänenkönig Göttrik *Reric* an und siedelte dessen Bewohner nach Haithabu um, 810 wurde hier der abodritische

Herrscher Drasko ermordet. Jahrringdaten des 8. und frühen 9. Jh.s aus den Siedlungsresten unterstützen die historische Identifikation. – Nachdem bereits Studien über die Siedlungsobjekte, die Keramik, die Glasfunde und die Tierknochen publiziert werden konnten, folgt nun die Vorlage des Gräberfeldes. Marcus Gerds behandelt die archäologischen, Michael Wolf die anthropologischen Aspekte der gut 250 Bestattungen, die auf einem großen Areal im Nordosten der Siedlung freigelegt werden konnten. Die archäologische Arbeit – eine Kieler Dissertation – wurde im Jahre 2009 fertiggestellt und nicht um neue Literatur ergänzt; die anthropologische Studie stammt bereits von 2002, wurde aber auf neueren Stand gebracht. Marcus Gerds bespricht in seinem Teil die Grabungsbedingungen, Bestattungen und Beigaben in ausführlicher, gut nachvollziehbarer Weise und beleuchtet die vielfältigen Grabsitten vor dem Hintergrund weiträumiger Vergleiche in Skandinavien, im sächsischen, friesischen und slawischen Siedlungsgebiet. Eine umfangreiche Bebilderung mit Plänen, Zeichnungen sowie Fotos dokumentiert die Befund- und Fundsituation. Dazu tritt ein detaillierter Katalog. Michael Wolf bringt eine klassische anthropologische Bearbeitung bei, die durch verschiedene Spezialuntersuchungen ergänzt wird. Insgesamt handelt es sich um eine mustergültige und in hochwertiger Ausstattung publizierte Gräberfeldanalyse. – Der Bestattungsplatz wird nach den Beigaben und stratigraphischen Beobachtungen, stärker noch in Orientierung am Chronologieschema der Siedlung, in das 8. und frühe 9. Jh. datiert, näherhin zwischen etwa 750/60 und 811. Die Gräber sind überwiegend ärmlich ausgestattet, oft sogar beigabenlos: Ans Tageslicht kamen einige skandinavische Trachtstücke des 7./8. Jh.s, ein Schwert, Reitersporen, verschiedene Perlen und Anhänger sowie schlichte Utensilien wie Messer oder Spinnwirtel. Bemerkenswerter sind die vielfältigen Grabsitten: Es gibt Brandbestattungen in Urnen (meist des frühslawischen Sukower Typs, einmal in einem ungewöhnlichen Importgefäß aus „Merovingian Black Ware“), Gruben und flächigen Schüttungen, Körpergräber sowie assoziierte Pferde- und Hundeniederlegungen. Teils befanden sich die Bestattungen unter Hügeln, deren Ringgräben noch nachweisbar waren. Besonders herausragend sind mehrere Bootsgräber: zum einen kleine, bootsförmige Totenbehälter, von denen Gerds nur zwei als „Setzbordboote bzw. „Bootsteildeponierung“ (89) erkennt (Fundstellen [Fst.] 5, 154c), obgleich nach Beschreibung und Abbildung wenigstens vier weitere Gräber diesen Typus vertreten (Fst. 127, 155, 753j, 815); zum anderen eindrucksvolle Schiffe von bis zu 14 m Länge in eisenvernieter Klinkerbauweise. Auf den Grabungsleiter Hauke Jöns geht die Interpretation einer rechteckigen Grube von 2,2 x 1,6 m Fläche mit hölzerner Wandverkleidung als „Kammergrabanlage“ (84) zurück, obwohl sie weder Körperbestattung noch sicheren Leichenbrand enthielt. Diese Interpretation ist daher wenig plausibel. Das Objekt gleicht vielmehr den am Fundplatz dutzendfach und auch im Gräberfeldbereich nachgewiesenen Grubenhäusern. – Die unterschiedlichen Grabsitten werden im Verbund mit den Beigaben ethnisch gedeutet: Neben eher peripheren slawischen Grabriten (besonders bei den Brandgrubengräbern) erkennt Gerds vor allem nordische, ferner auch sächsische und friesische Bestattungstraditionen, was zum Charakter des Fundplatzes als skandinavisch geprägte Handelsniederlassung im Slawengebiet passt. Die Emporien waren Metropolen ihrer Zeit, in denen eine multiethnische Bevölkerung dauerhaft lebte und dann auch ihre Toten begrub. Schon die große Zahl der Körperbestattungen, nicht selten in Hockerlage, wäre für einen ortsüblichen slawischen Fundplatz des 8./9. Jh.s ausgefallen, denn bei den Slawen der Sukower Kulturphase war die Brandbestattung gängig; Tier- und Schiffsniederlegungen wären ebenso ungewöhnlich wie eine solch intensive Verwendung von Graburnen. – Die Interpretation ist daher prinzipiell überzeugend. Kritische Fragen ergeben sich allerdings zur Datierung des Bestattungsplatzes. Das Körpergrab Fst. 815 lieferte am Kopf des anthro-

pologisch als männlich bestimmten Skelettes zwei Ohringe, die aus archäologischer Perspektive „eher auf eine Frau schließen“ lassen (155). Eines der Exemplare besteht bei 2,5 cm Durchmesser aus massivem, rundstabigem Bronzedraht und weist ein S-förmig umgeschlagenes Ende auf. Es handelt sich dabei um einen typischen Schläfenring, eine Art „Leitfossil“ für die spätslawische Periode, die im nordwestslawischen Raum nicht vor der späten mittelslawischen Zeit vorkommt. Gerds ist dieser Sachverhalt nicht unbekannt; die Schläfenringe seien allerdings „als zeitgleiche Parallelen ausgeschlossen“, zumal diese – wie der Autor unzutreffend darstellt – „meist als Hohlringe gearbeitet sind“ (155). Die spätslawischen Schläfenringe bilden hier aber keine Parallelen für das Groß Strömkendorfer Schmuckstück, sondern dieses ist unzweifelhaft ein Vertreter derselben. Selbst im unwahrscheinlichen Fall, dass der Ring einen Import aus dem Süden darstellen sollte, käme man nicht vor das 10. Jh. zurück. Dieses Grab ist daher sicher nicht vor die letzten Dekaden jenes Säkulums zu datieren. Es ist ein charakteristischer Vertreter der Körpergräber, die sich mit regionalen Unterschieden im ganzen nordwestslawischen Raum teils seit dem 10., teils im Laufe des 11. Jh.s gegenüber der älteren Brandgrabsitte durchsetzen. Die Ringbestattung enthält zudem ein kleines bootsförmiges Totenbehältnis, wie es von verschiedenen Fundplätzen des Ostseeraums und des weiteren Skandinaviens bekannt ist, im Süden des Meeres u. a. aus Usedom, Ralswiek, Wollin und Zehden. Sie gehören ganz überwiegend ins 10.–12. Jh., in den Ausklang der großen nordischen Bootsgrabtradition. Das passt zur späten Datierung von Grab 815 und mag zugleich andeuten, dass die anderen, ebenfalls mit kleinen bootsförmigen Totenbehältnissen ausgestatteten Körpergräber in einen ähnlichen Zeitraum weisen. – Eine ganze Anzahl weiterer Toter besitzt die für spätslawische Körpergräber sehr charakteristische, wenn auch nicht genau datierbare Ausstattung – etwa Eisenmesser, einfache Gürtelschnallen, schlichte Perlen und einen Fingerring. Dazu kommen etliche, mangels Beigaben gar nicht datierbare Gräber. Die Inhumation Fst. 241a lieferte als Beigabe einen verzierten, scharf doppelkonisch profilierten Topf, den Gerds als Feldberger Typ klassifiziert. Tatsächlich handelt es sich jedoch um ein entwickeltes Menkendorfer Gefäß, das sicher nicht vor 811, vielmehr eher in das 10. Jh. zu datieren ist. Ein Grab (Fst. 910a) enthält eine anscheinend spätslawische Gurtfurchen-Randscherbe, wie im Norden des Gräberfeldes auch spätslawische Siedlungsbefunde und in einem Grabhügelgraben (Fst. 949 u. a.) mehrere derartige Scherben auftraten. Diese weisen laut Gerds „auf menschliche Aktivitäten in diesem Bereich auch deutlich nach dem Belegungsende des Gräberfeldes hin“ (192). – Hier allerdings wirft die im Übrigen so überzeugende Darstellung einige Fragen auf. Die Aufgäbe des Bestattungsortes im frühen 9. Jh. ist angesichts von Grab 815 und der genannten weiteren Beobachtungen so gut wie ausgeschlossen; eine unbekannt Zahl der Körpergräber ist erst deutlich später angelegt worden. Demgegenüber können ein kleinerer Teil der Körper- sowie fast alle Brandbestattungen anhand von Funden – vor allem der Keramik des Sukower Typs, aber auch einzelnen Schwert- und Trachtbeigaben – tatsächlich in das 8. oder frühe 9. Jh. gesetzt werden, so dass die vendel-/frühwikingerzeitlichen Anfänge des Gräberfeldes nicht in Frage stehen. Es existierte aber offenbar länger als angenommen oder wurde im späten 10. Jh. erneut belegt. – Diese Korrektur hätte natürlich erhebliche Konsequenzen für alle Überlegungen zu Chronologie, Demographie und Belegungsabfolge des Bestattungsortes, für die Fundanalyse und für die anthropologischen Auswertungen. Gerade für einen ansonsten vorsichtigen und sachkundigen Autor wie M. Gerds erscheint es doch recht wagemutig, die Datierung eines Gräberfeldes, in dem zahlreiche Bestattungen beigabenlos sind, feinchronologisch kaum auswertbare oder sogar spätere Funde enthalten, unbesehen einem benachbarten Siedlungsplatz anzuschließen. Die Gräber überschneiden sogar einen großen Abschnitt des aufgegebenen

Siedlungsareals. Gerds folgt damit den (bereits mehrfach publizierten) Vorstellungen des Grabungsleiters. Die Datierung der Siedlung ist allerdings ebenfalls nicht hieb- und stichfest: Die Jahrringdaten und Funde des 8. und frühen 9. Jh.s stammen aus dem östlichen Randbereich des Emporiums, dessen zentraler Teil heute unter Wasser liegt, die historischen Nachrichten sind hinsichtlich einer Siedlungsaufgabe um 810 keineswegs eindeutig, die im Seehandelsplatz geborgene Tonware weist auffällig viele mittelslawische Elemente auf, und neuerdings wurden auf dem Gelände mehrfach spätere Münzen gefunden: ein halber Denar Ludwigs des Frommen von 819–823, ein Dirham des 9. und zwei arabische Silbermünzen des 10. Jh.s (Kurze Fundberichte im Jahrbuch für Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 2010, 2012 und 2013). – Ein Hauptertrag der vorliegenden Arbeit ist mithin, dass sie den Zugang zu den Quellengrundlagen eines wichtigen Teils des Forschungsprojektes eröffnet. Dabei zeigen sich Abweichungen von der vermeintlich idealen historisch-archäologischen Sachlage in Groß Strömkendorf, wie sie in den Vorberichten vorgestellt worden war. Was das für die Geschichte des Seehandelsplatzes an der Wismarbucht und für *Reric* bedeutet, kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden.

Felix Biermann

SCHIFFFAHRT UND SCHIFFBAU

(Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*)

Zum 55. Gründungsjubiläum des Polnischen Maritimen Nationalmuseums in Danzig legten die Mitarbeiter unter der Redaktion ihres ehemaligen Kollegen Waldemar Ossowski den mit Spannung erwarteten 2. Band der Reihe über die vom Museum bearbeiteten Wrackfunde unter dem Titel: *The Copper Ship. A Medieval Shipwreck and its Cargo* (Danzig 2014, 442 Seiten) vor. Mit dem bereits 1969 als W-5 in der Danziger Bucht entdeckten und 1975 aus ca. 14 m Tiefe gehobenen und tatsächlich noch bis 2012 taucharchäologisch prospektierten Resten des sogenannten „Kupferschiffes“ wird ein Wrack aus der Wende zum 15. Jh. (Fälldaten per Dendrochronologie 1398 bis 1399) nun umfassend der Forschergemeinschaft vorgestellt. Es fand schon durch Vorpublikationen das verstärkte Interesse der in Deutschland wirkenden, sogar ansonsten nicht explizit an der Sachkultur interessierten Hanseschichtler (North 1982). Mit diesem Band schließt sich im gewissen Maße fast der Kreis – wenn man noch auf die archäologische Aufarbeitung des Bremer Wracks von 1380 warten will – der Publikationen über spektakuläre Schiffsfunde, die im vergangenen Jahrhundert gemacht wurden und die mit den Bänden zur *MARY ROSE*, der *VASA*, zum baskischen Walfänger aus der Red Bay (Kanada) und zu den Skudelev Schiffen ihre voluminösen Abschlüsse fanden. So wie jene Publikationen beginnt folgerichtig auch dieser Band mit der historischen Einordnung der Untersuchungen in die Forschungsgeschichte mittelalterlicher Schiffe, aber auch per se in den geschichtlichen Kontext. Der Nestor der polnischen Schiffbau- und Schifffahrtsgeschichte und Direktor des Museums Jerzy Litwin legt in diesem Zusammenhang eine besonders prägnante und dennoch holistische Einbindung des Fundes vor, nicht ohne auf den bereits von M. Biskup in seiner hervorragenden Studie über Danzig von 1985 aufmerksam gemachten Sonderfall Danzigs in der Hanse dieser Zeit hinzuweisen. Die enge Verflechtung Danzigs mit holländischem Seehandel der *osterzee negotie* und damit holländischem Schiffbau entgegen des generellen Verbotes, mit Butenhansen Handel zu treiben, wird in seinem

Beitrag mehr als deutlich. In Hinsicht der mikrokosmischen Dimension setzt sich Litwin als ein auf die Sachkultur fokussierter Schiffbauforscher kritisch mit der von Heinsius kolportierten These der Koggen als deutsche Erfindung auseinander und verweist auf neuere Forschungen zur jütländischen Provenienz dieser Schiffsförm, um späterhin zur eigentlichen Entwicklung der Hulk zu kommen, deren einzelne Auffassungen über die Entwicklungstendenzen er übersichtlich und anschaulich gegenüberstellt. Beata Mozejko vertieft diese historische Rezeption in konkretem Bezug auf das Kupferschiff und die Handelsgeschichte Danzigs noch, indem sie ihre Expertise besonders auf Quellen der Großschäfferei des Deutschen Ordens abstellt. Pro domo zeitigt diese dezidierte Sicht erstaunliche Ergebnisse. So konnte der Bezug einer Handelsmarke zu einer Nachricht von einem der bedeutendsten Lieger des Deutschen Ordens im ausgehenden 14. Jh., Johann Pilge, hergestellt werden. Insbesondere aufgrund dieses Bezuges schließt Mozejko auf eine Partenreederei, die das „Kupferschiff“ auch durch Kaufleute aus Thorn und Krakau in Handelsfahrt brachte – vielleicht ein etwas zu konstruierter Konnex. Interessant wäre hier noch der Bezug zu U34, ein Schiffsfund, der nicht nur im Zusammenhang mit dem Kupferwrack genannt wird, sondern nach neueren Forschungen von Overmeer vielleicht auch aus Preußen stammen könnte.

Davon unbenommen ist die Verknüpfung von Sach- und Schriftgut ein besonderer Erfolg der in ansprechendem und übersichtlichem Layout vorgestellten Untersuchungen, verweist er doch nun auch anhand des Sachgutes im Detail auf die uns bekannte maritim getragene Wirtschaftskraft des Deutschen Ordens. Den Wrackfund als solchen aus der historischen Anonymität zu reißen, gelang trotz zahlreicher Analogien allerdings nicht. Offen bleibt auch in dieser hervorragenden Kompilation des Museums, ob es der aus der Kontrolle geratene Brand einer Kochstelle oder kriegerische Einwirkungen waren, welches das zwischen 86–114 Last große Schiff mit dem Achtersteven zuerst zum Sinken brachte und weithin zerstörte. Das Feuer liess vor dem Untergang den in Fässern mit sich geführten Teer schmelzen, welcher sich dann über die Ladung und das Wrack ergoss und dafür sorgte, dass nicht nur wesentliche Ladungsbestandteile wie die übereinandergestapelten Kupferscheiben aus der ungarischen Szepes Region (heute Slowakei), aber auch in normierte Bündel gepacktes Osmund, Schwertrohlinge sowie normiertes Holz und natürlich die 74 Fässer mit Eisen, Teer und Potasche sich vielerorts *in situ* erhalten haben, sondern auch $\frac{1}{4}$ der Steuerbordseite des ehemals 24 m langen und 8 m breiten, in Schale gebauten, eichernen Klinkerschiffes. Der Rest ging verloren. Wenn man so will, also eine Art Pompeji-Situation auf dem Meer. Die Datierung ins 15. Jh., in dem die Bezeichnung Hulk die ansonsten omnipräsente Kogge in den Schriftquellen verdrängte, und einige, so bis dato bei Schiffswracks dieser Zeit kaum anzutreffende Verbindungslösungen, lenkte das Interesse der Forschergemeinschaft auf diesen besonderen Fund, erkannte man in ihm doch Hinweise auf die ominöse Hulk. Neben den interessanten und wichtigen Ladungsbefunden, welche uns unter der Autorenschaft von W. Ossowski auch einen Eindruck von der in dieser Zeit einwirkenden Normierungsbestrebungen bei der Versiegelung von den bereits erwähnten Halbwaren wie Wagenschoss, Osmund und Kupferscheiben geben, wird natürlich auch hier der schiffbaulichen Expertise des en gros in zwei Stücken geborgenen Steuerbordsegments, dem Kiel, aber auch dem sehr gut erhaltenen Achtersteven Raum gegeben, Untersuchungen, in denen nun zeitgemäß auch moderne computergestützte Prospektionsmethoden zum Einsatz kamen, nach denen man annähernd auf die Transportkapazitäten und Segeleigenschaften des Schiffes schließen lassen kann, wenn auch die sich daraus ergebenden 3D-Animationen in ihrem Nutzen dem Leser nicht jederzeit transparent sind, was auch an den unscharfen unbemaßten Abbildungen von C. Zrodowski liegt. Nach ihm hatte das ca. 100 Lasten große Schiff

entladen erstaunlicherweise nur eine Tauchtiefe von 1,37 m, die sich mit der hochgerechneten schweren Ladung nur auf 2,50 m erhöht haben soll, da tauchen die koggenartigen Nachbauten noch tiefer.

Schiffbaulich herauszustellen ist die aus der wikingerzeitlichen Tradition bekannte Verwendung von Nieten – gehäuft bei den Lannungen der Plankengänge – gegenüber der vorzeitigen Verwendung von gekröpften, sogenannten Klinkernägeln bei koggenartigen Fahrzeugen. Interessant ist weiterhin, dass die Planken nicht, wie schon in dieser Zeit üblich, gesägt, sondern radial aus dem Stamm gespalten und die Planken mit Moos kalfatert wurden. Da das Unterwasserschiff schärfer als das des Bremer Schiffes von 1380 ausfiel, war es im Bauprozess einfacher, den durchgeklinkerten Boden überhaupt in dieser Weise zu verfertigen. Von Anfang an für Aufsehen sorgten auch die Marken auf der Innenseite der Planken, die von J. Litwin und W. Ossowski nun als Handelsmarken der Zulieferer erkannt werden, aber aus Rz. Sicht an manchen Stellen durchaus auch in Zusammenhang mit einer Präfabrikation, d.h. mit dem Bauprozess stehen könnten, wie es Jerzy Litwin in seiner Vorpublikation aus dem Jahre 1980 bereits andeutete. All diese Ergebnisse sind dem Leser auch durch bestechende Bilder und erklärende Abbildungen im Allgemeinen schnell verständlich. Hervorzuheben ist natürlich der für ein mittelalterliches Schiff ungewöhnlich enge Abstand der Bodenwrangen, der vielleicht einen Hinweis auf das Versegeln besonders schwerer Ladungsgüter wie Metallwaren bietet. Ein besonderes Augenmerk ist daher natürlich auch auf die Ladung gerichtet. Nach metallurgischer Expertise ist das in Scheiben beförderte Kupfer von hoher Qualität. 226 Scheiben konnten von 1969 bis 2012 geborgen werden. Sie sind vom Gewicht her indifferent, haben dem Querschnitt nach aber ein Durchschnittsgewicht von 6 kg. Summa summarum macht das ein Gesamtgewicht von 1,3 t prospektierten Kupfers, welches an verschiedenen Stellen im Schiff transportiert wurde und auch aus verschiedenen Kupferminen stammte. Damit korrelieren diese Ergebnisse mit Wrackfunden gleicher Zeitstellung wie dem vor Rügen prospektierten mit dem Arbeitsnamen Mönchgut 92 und dem vor Skaftö in Bohuslän in den 1440ern verloren gegangenen Schiff mit 100 Kupferscheiben und *speiss*, aber auch mit zwei bislang unveröffentlichten vor Trelleborg und an der norwegischen Küste. Sie alle hatten wohl den Ausgangshafen Danzig, bevor die Route durch verschärfte Zollregelungen über die Elbe nach Hamburg umgelegt worden war oder man sich im 16. Jh. aus den schwedischen Kupferbergen bediente. Schade ist, dass Ossowski neben der beschreibenden Sicht die systemische, auf die Organisationsformen der Schifffahrt ausgerichtete, ein wenig außer Acht lässt, fragt sich doch der Leser, wie die 74 Fässer und die Kupferscheiben geladen und gestaut worden sind, wie man sie gesichert hat und welche Bedeutung, die Ausformung des Schiffes und die unterbrochene Innenwegerung spielt. Ob die Schröder die Fässer gar durch eine in dieser Zeit gehäuft im Bildgut anzutreffende Ladeporte gestaut haben oder ob sie gewippt worden sind und ob sich solche Ladeporten bei geklinkerten Schiffen durch die Schalenbauweise ausschließen, wäre zumindest beachtenswert. Auch was die auseinander genommenen Fässer auf dem Wrack, der Studie von Heymanowski aus dem Jahre 1979 folgend (Niektore sortymenty drzewne w Polsce w XV w. w. swietle materialow z „miedziowca“), über den fassbasierten Fernhandel sagen, wäre zumindest eine Erörterung wert gewesen. So sucht man auch die einschlägige Studie von Fabian Robben über „Spätmittelalterliche Fässer als Transportverpackung im hansischen Handelssystem“ aus dem Jahre 2008 vergeblich, genauso wie die maßgebliche von Heinz Ziegler über die Flüssigkeitsmaße, Fässer- und Tonnen in Norddeutschland vom 14.–19. Jh. von 1977. Sie hätten einen tiefergehenden Vergleich ermöglicht. Man kann hier nicht alle Einzelstudien dieses Bandes würdigen, zu denen sicherlich auch noch die

über 62 Bündel vorgefertigtes Eisen als Halbware gehören und auch solche nicht, die uns ein besonders eindrucksvolles Bild von der geomorphologischen Entwicklung der Danziger Bucht der letzten Jahrhunderte geben oder das Leben an Bord reflektieren. Es bleibt zu resümieren, dass dieses Buch bei keinem, der sich für mittelalterlichen Schiffbau interessiert, fehlen darf und per se eine gute Grundlage bildet, um weitere Vergleiche mit Schrift-, Sach- und Bildgut anzustellen. Da fällt es vielleicht auch nicht so sehr ins Gewicht, dass in diesem Band ein expliziter, vielleicht auch statistischer Verweis auf Bildgut zu Schiffformen des 15. Jh.s, bspw. auch Vergleiche zu Objekten, wie das Goldschiffchen und das Ebersdorfer Modell nicht aufgenommen sind. Es bleibt bei alledem schwer zu sagen, ob uns mit dem Kupferschiff tatsächlich die charakteristischen Züge und deshalb der erste materielle Nachweis einer Hulk vor Augen geführt wird. Davon unbesehen: Ein wirklich profunder, wegweisender Band. M.-J. S.

Gesellschaften maßen ihre Bedeutung schon immer an der Fähigkeit, extraordinäre und exorbitante Bauten zu errichten. Neben der technischen Raffinesse und Ausstattung stand schon immer ihre Größe in der besonderen Merkwelt ihrer Betrachter. Schiffe als größte und sogar Kulturgrenzen überschreitende Transporträume galten da als willkommene Projektionsfläche symbolhafter Repräsentanz. Große Fahrzeuge kommerzieller Ausrichtung stehen im Schatten dieser schifffahrtsgetragenen Symbolik, sind aber per se nicht völlig von dieser zu trennen. Sie, ganz konkret die über 14 m Länge in dänischen Gewässern in Fahrt gebrachten, stellt Anton Englert in seiner um vieles erweiterten Dissertation von 2000 mit dem Titel *Large Cargo Ships in Danish Waters 1000–1250. Evidence of specialised merchant seafaring prior to the Hanseatic Period*, Roskilde 2015 als 7. Teil der im besonders ansprechenden Design und Layout aufgemachten Reihe *Ships and Boat of the North* in den Mittelpunkt seiner Erörterung. Er versichert sich dabei der Coautorenschaft von Ole Crumlin Pedersen, Aoife Daly, Tinnan Damgard Sorensen, Carsten Jahnke, Michael R. Kristiansen, Hans Joachim Kühn, Ole Magnus und Susan Möller-Wiering, die als ausgewiesene Forscher auf ihrem Gebiet mit wesentlichen Detailstudien, so z.B. der zur Datierung, der Materialstudien des stehenden und laufenden Gutes, der Kalfaterung und natürlich der historischen Einordnung dieser reinen Segler, aufwarten. Die auf die Veränderungen des ostseeischen Handels zwischen dem 10. und 13. Jh. abzielende Zusammenfassung schriftlicher Quellen, also quasi bis zum Nachweis der Kogge und der Übernahme bestehender Verkehrsnetze durch deutsche Fernhändler, liefert den geschichtlichen Rahmen für die archäologischen Studien, die sich im Detail auf vier große Fahrzeuge dieser Größenklasse konzentrieren, die von den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart in dänischen (Eltang, Lynaes I, Haderslev) und deutschen Gewässern (Karaschau) aufgefunden wurden. Das historische Exzerpt von drei Jahrhunderten gründet sich im Wesentlichen auf die Expertise von Carsten Jahnke, der Teile seiner Ergebnisse schon in den Hansischen Geschichtsblättern im Jahre 2008 vorstellte und neben interessanten Ausführungen über die Veränderungen des Handels auch elementaren Fragen der Frequentierung originär ostseeischer Fahrzeuge wikingerzeitlicher Tradition durch deutsche Kaufleute anspricht, ja sogar die Europäisierungsdebatte von Nils Blomquist in einschlägigem Zusammenhang Revue passieren lässt. Einer der Kernsätze, gar die Quintessenz der rein auf Schriftgut konzentrierten Geschichtsschreibung liefert die besondere Bedeutung schiffsarchäologischer Forschungen, so auch dieser Studie im Speziellen: „It is impossible on the basis of the existing written sources alone to answer with absolute certainty the question as to whether or not the German merchants in the 11th century ended their journey in Schleswig or whether they boarded ships belonging to their Scandinavian fellow-merchants and

headed further eastwards.“ (19) Hier ist also die Erforschung der Sachkultur – als quasi Mikrokosmos unverfälschter Sachlichkeit – neben der Erforschung rarer, oft verbrämter wiedergegebener Bildquellen und der oftmals subjektiv formulierten Schriftquelle gefragt. Diese Erforschung, insbesondere auf das Schiff konzentriert, hat sich über viele Jahre in Roskilde in einer Methodik schiffsarchäologischen Forschens ausgeprägt, die tatsächlich das Niveau auf diesem Gebiet weltweit bestimmte und man sieht dies auch dieser Studie an, die vielerorts die Handschrift ihres Begründers Ole Crumlin Pedersen trägt. Selbst beim Studium von Wrackresten, die lange Jahre vorher, bevor sich das Fach in Dänemark überhaupt etablierte, ergraben wurden, wird versucht, den technischen Ideenwelten ihrer Erbauer durch die in Roskilde entwickelte *Full scale* Methode und dezidiert schiffsarchäologischer Prospektion nun auch verstärkt mit moderner schiffingenieurwissenschaftlicher Diagnostik (Einsatz der Schiffbausoftware NMF) auf die Spur zu kommen, auch die durch fehlende archäologische Expertise früherer Jahre verloren gegangene. Insofern ist diese Arbeit auch ein Stück Forschungsgeschichte dieses Faches in Dänemark. Dass dabei der Name des Doyens der dänischen Schiffsarchäologie Ole Crumlin Pedersen nicht nur im Text, sondern auch durch Zeichnungen fast überall präsent ist, zeigt seine Wirkkraft auf. Das in den 1940er Jahren entdeckte Eltang Schiff war in den 1950er Jahren eines seiner Lehrstücke auf dem Weg des Studiums der Besonderheiten des wikingerzeitlichen Schiffbaus, insbesondere der *bitis*-Technik, einer speziellen Aussteifungsart wikingerzeitlicher Fahrzeuge und eine Art Vorstufe späterer Katsporen. Bei dieser Wirkkraft fällt es oftmals nicht leicht, die originären Erkenntnisse Englerts zu würdigen. Das gleiche trifft bei dem Lynaes Schiff und dem von Haderslev zu, alles Fahrzeuge, die durch Crumlin Pedersen umfassend untersucht und publiziert wurden. Die strukturierte Zusammenfassung im Rahmen der auf die im wikingerzeitlichen Durchschnitt übergroßen Fahrzeuge in einer komparativen Sicht ist die besondere Leistung Englerts, der diese mit seinem Schleswig-Holsteiner Kollegen Hans Joachim Kühn zum Karschau Schiff gemachten ergänzt.

Hansehistoriker sehen immer noch mit der Infahrtbringung koggenartiger Fahrzeuge im Hanseraum einen Quantensprung in der Entwicklung der Transportkapazität von Kauffahrtiern. Schon allein der Verweis auf wikingerzeitlichen Bootsbau stellt schon indirekt auf geringere der Wendelzeit ab. Arne Emil Christensen, zuletzt in dem hier besprochenen Buch über das Ebersdorf Modell, hat dieser Lehrmeinung anhand der Untersuchung des Großen Bergen Schiffes mit einer Transportkapazität von ca. 120t zu relativieren versucht. Englert zeigt aber auf, dass die Ausmaße dieses Schiffes aus dem statistischen Mittel der in diesem Band zur Betrachtung vorliegenden vier Schiffsreste heraus fällt und damit eine durch seine Größe andere Liga verkörpert als die von ihm kompilierten Segler. Dennoch relativieren sich auch hier vor dem Hintergrund dieser detailreichen archäologischen Studien die Transportleistungen hansischer Koggen. Aber in welcher Art dienten sie nun der im Titel angekündigten spezialisierten Handelschifffahrt? Irgendein direkter Sachbezug zum Handel, bspw. durch Ladungsreste, ist nämlich im Band nirgends zu finden. Englert stellt darauf ab, dass schon der Nachweis von reinen Seglern gegenüber den auch geruderten in der Wendelzeit einen Hinweis auf diesen spezialisierten Handel bietet. Englert schreibt: „As a matter of fact, the connection between centralised power commerce and the use of pure sailing vessels was a world-wide phenomenon for many centuries before and after the Middle Ages right at the age of Steam.“ (53) Die w. u. besprochene Dissertation von Heebøll Holm über die Cinque Ports im 13. Jh. zeigt aber eben gerade auf, dass bei dem Zusammenschluss von Städten an der südöstlichen Seeküste Britanniens die Königsgewalt auf diese im 13. Jh. eher gering war und trotzdem der maritime Handel mit den normannischen und den baskischen blühte. Der Satz: „Peace enforcement at sea and ashore depends on the degree of royal protection

available.“ (52) stimmt zumindest auf die Cinque Ports bezogen so auch nicht und es ist grundsätzlich fraglich, inwieweit Königsmacht in dieser frühen Zeit auch im Ostseeraum wirklich für einen Marktfrieden in entlegenen Handelssiedlungen sorgen konnte. Das ist ja selbst für die hansische Zeit ein Zirkelschluss. Englert stellt auf die Einwirkung der Königsherrschaft auf den von ihm nachgewiesenen „spezialisierten“ Handel ab, wobei noch zu klären ist, in wie weit sich schon im 12. und besonders im 13. Jh. hierarchische Machtstrukturen in horizontale wandelten, die irgendwann in die Reichsunmittelbarkeit der hansischen Städte führten, also ähnliche horizontale Strukturen zeitigen, die wir auch bei den Cinque Ports in dieser Zeit nachweisen. Darüber hinaus würde der Konnex von Handel und reinen Seglern die Leistungen des Einsatzes von geruderten Galeeren zur Handelsfahrt durch die *Tana* Venedigs in Europa negieren, die nach Michael von Rhodos auch zum verstärkten Bau von flandrischen Galeeren führten. Darüber hinaus kann auch ein wikingerzeitliches Segelschiff ohne zusätzlichen Ruderbetrieb ein „multi purpose vessel“ sein. Englert bietet dafür mit seiner Vermutung des Einsatzes dieser großen Schiffe für den Kriegseinsatz genügend Beispiele und führt damit seinen eigenen Syllogismus ad absurdum. Man hat den Eindruck, er verwechselt speziellen Seetransport mit speziellem Handel. Die von Englert in fünf Punkten angeführten Argumentationspunkte für spezialisierte Handelsschiffahrt verweisen nur im letzten auf die Ladung, wobei der Abstand der Spanten für ihn auf den Transport schwerer Ware hindeutet, also ganz ähnlich, wie wir es beim Kupferschiff in der Rezension w.o. erkennen. Der von C. Fereile untersuchte Einsatz von rheinischem Tuffstein beim Bau der skandinavischen Kirchen in der Besprechungszeit wäre bspw. so ein spezialisierter Transport. Ob dieser Steintransport auch gleichzeitig einen speziellen Handel untermauert, muss zumindest hinterfragt werden. Doch auch selbst für ihn gibt es keinen Beleg und die von Englert angeführten Schiffe sind mit Handel auch nicht direkt in Verbindung zu bringen. Vielleicht dienen sie auch allgemein dem Festungsbau und dem Bau von Handelsniederlassungen an der Küste oder man hat ihre Größe genutzt, um langes Holz zu transportieren – auch eher ein Verweis auf speziellen Transport als auf einen ebensolchen Handel – doch auch hier sind wir eher im Bereich der Mutmaßung. Englert gelingt also nicht einmal der Nachweis überhaupt eines Handels, ganz zu schweigen von spezialisiertem. So hätte der auf S. 112 angedeutete Zweck des Eltang Schiffes „to carry bulk cargo“ zumindest einer weiteren Erläuterung bedurft. Die englische Bezeichnung *bulk* kann man als Massengut, aber eben auch als Schüttgut verstehen und als letzterer wäre er beim Transport von Zerealien tatsächlich ein spezieller Transport mit erheblichen Sonderheiten auch im Handel, ganz im Gegensatz zu dem Versegeln von Gütern in bspw. Fässern und Emballage, Waren, die man zumindest ohne großen Aufwand zwischenlagern konnte. Damit wäre ein Einfluss auf Reisezeiten etc. gegeben. Bei Schüttgut schließen sich dann auch Fragen der Stabilität, bspw. des Übergehens und Vertrimmens der Ladung, aber auch die der Durchfeuchtung an, waren diese Schiffe doch offene Segler, also in klassischer Definition eher Boote. Aber auch hier gibt es keinerlei Hinweise und so wirkt die auf Handel ausgerichtete Argumentation rein aus archäologischer Sicht auch hier mehr als konstruiert, zumal Englert nicht nur beim Lynaes Schiff feststellen muss: „Unfortunately, the former function of the ship as a cargo vessel can only be concluded from general aspects like the shape and dimensions of the hull and its preserved part.“ (112) Da eben keinerlei Ladungsreste für den Nachweis eines speziellen Seehandels nachzuweisen sind, genügt ihm in Hinsicht der Interpretation der Schiffsfunde im Sinne des Subtitels, untertitelt als *function and size* oftmals, wie bspw. beim Eltang Wrack, manchmal auch nur eine halbe Seite. Die lang ausholenden archäologischen Zusammenhänge werden bei diesem Schiff dagegen auf 45 Seiten ausgeführt. Auch hier verstärkt sich der Eindruck, als wenn Englert die

Transportkapazitäten von Schiffen mit den Möglichkeiten, Alternativen und Problemen eines Seehandels verwechselt. Seine versierten und beeindruckenden archäologischen Ausführungen sprechen in erster Linie ausschließlich für erstere. Zumindest eine Vorstellungskraft für die Möglichkeiten des Handels, aber auch hier nur wieder indirekt über die Transportkapazitäten mit derlei großen Fahrzeugen, vermitteln die Untersuchungen zum Lynaes Schiff. Bei einem angenommenen Frachtraum von 12,5 m Länge und einer Packhöhe von ca. 1,5 m Höhe konnte das Schiff immerhin 70 Kubikmeter laden, das sind 56 t, nach Vogels Grundlage also 28 Lasten. Dagegen führte das Skudelev 1 Schiff nur 24 t, das als ROAR EGE nachgebaute Skudelev 3 Schiff gar nur 6 t, also gerade einmal 3 Lasten. Interessant wäre hier noch die Aufnahme des w.o. erwähnten größten Transportschiffes der Wikingerzeit, des sogenannten Großen Bergen Schiffes aus Norwegen, in die gelungene tabellarische Gegenüberstellung.

Für die Spezialisierung des Handels zieht Englert auch allgemeine Thesen heran, bspw. dass die Schiffe außerhalb von Häfen gefunden wurden. Heißt das im Umkehrschluss dann, dass die Schiffe, die im Hafengebiet gefunden wurden, nur in diesem verkehrten? Hier wäre der Konnex zu dem von Jan Bill untersuchten Aufbau von Häfen an der dänischen Küste stringenter zu führen, evtl. mit Bezug auf bestimmte Betriebsformen, bedurften doch derartige Fahrzeuge bestimmt schon ausgeprägter Hafenanlagen und landeten wohl kaum noch auf den von Ellmers gut beschriebenen Schiffsländen an. Betriebsformen der Schifffahrt bestimmten dann auch schon in dieser Zeit mit Sicherheit Organisationsformen des Handels. Am Nachweis spezialisierten Handels sind dann auch die wesentlichen Desiderate seiner Ausführungen festzumachen, zumal – wie gesagt – noch völlig offen ist, ob diese Schiffe überhaupt für Handelsfahrten eingesetzt wurden und nicht etwa auch für den Transport größerer Truppeneinheiten und die Versorgung dieser während Kampfesfahrten, Einsatzzwecke, auf die ja Englert anhand der Überlieferungen der MARIASUNDEN explizit in seiner Arbeit aufgrund schriftlicher Quellen verweist, wenn auch der Spantenabstand dann vielleicht nicht so eng hätte gebaut werden müssen. Wie auch für spätere Zeit deutet sich bei diesen Fahrzeugen nach und nach die Verquickung von *vikings*, also der Heer-, und *kaupferd*, der Handelsfahrt, an. Für das eigene Verständnis dieser mikrokosmischen Technikstudien wäre es auch eingängiger, den lokalen Kontext der archäologischen Studie nicht hintenan, sondern voranzustellen, damit man überhaupt weiß, in welchem naturlandschaftlichen Kontext das Schiff gefunden wurde und in welchem kulturlandschaftlichen es vielleicht verkehrte, beide müssen bei Mobilien wie Schiffen nicht identisch sein. Im Duktus begegnet man auch oft Verallgemeinerungen, bspw. dass die Seegängigkeit mit wachsender Schiffsgröße zunimmt, was so natürlich nicht stimmt. Die GRACE DE DIEU von 1435, die schwimmenden Festungen wie die MARIA, JESUS VON LÜBECK, ADLER VON LÜBECK, ja selbst die Nemi Schiffe des Caligula sind Zeugnisse einer fehlenden Abstrahierung derartiger Generalisierungen, und es liegt in der Natur eines Kauffahrteiers, dass er rationell, bestenfalls effizient eingesetzt wird und wohl selten ideell. Die Handzeichnungen sind, wie auch schon in den vorangehenden Publikationen der Reihe brilliant. Im Kontext mit den weiteren Abbildungen machen sie das im Text Ausgesagte noch verständlicher. Auch die Diagramme geben eine gute Übersicht. Problematisch allerdings sind die am Computer erstellten Liniennetze mit dem NMF-ship-programm, so bspw. die von Englert erstellten des Lynaes Schiffes mit einem Körper von fast 25 m Länge und ca. 6,50 m Breite (6.59), bei der die Linien nicht straken, ein allgemeines Problem bei schiffbautechnischer Software, wenn es um strakende Linien von Holzschiffen geht. Abhilfe schafft da nur die Implementierung eines eigenen Strakprogrammes. Zurückkommend auf die Bedingungsfaktoren, die solche Fahrzeuge eben nicht nur als Einzellerscheinungen eines Handelssys-

tems erkennen lassen, dürften aber neben liquiden Reedern mit Mehrkapital, städtische Strukturen mit einem funktionierenden Markt, äquivalenten Tauschprodukten, Werften zum Bau und der Instandhaltung und der Marktgerechtigkeit (14), besonders wohl auch die Möglichkeit der Wegführung der Produkte, mithin die der Frequentierung eines ausgeprägten binnenländischen Transportsystems an die Seite zu stellen sein oder eben die Möglichkeit, mit diesen Fahrzeugen über Flüsse weit ins Binnenland hinein zu fahren, um damit an mehreren Stationen Handel zu treiben, also mehr oder weniger ein Etappenhandel, bloß eben nicht im Sinne der küstenorientierten Trade späterer hansischer Zeit. Selbst die Koggen fuhren von Danzig 160 km die Weichsel nach Thorn hinauf. So eine Betrachtung geht über die Einbindung und vielleicht auch Bestimmung der wohl aus dem Mittel ihrer Zeit herausragenden Handelsfahrzeuge in ein skandinavisches – den Siegeln Lübecks nach – späterhin deutschen Fernhandelssystem hinaus. Dieses Handelssystem ist es ja, welches von deutschen Kaufleuten nach und nach frequentiert, vielleicht absorbiert und umgestaltet wurde. Nicht umsonst erkennt man ja in den frühen Lübecker Siegeln Boote skandinavischer Bauart. Wären also diese großen skandinavischen Fahrzeuge systemimmanent für einen derartigen Handel, so wäre es nur allzu wahrscheinlich, dass sich diese hansischen Schifffahrtstraditionen an ein derartiges System zumindest angelehnt hätten, um sie dann weiterzuentwickeln. In diesem Syllogismus wäre dann auch die Größenentwicklung, wenn nicht sogar die Genealogie koggenartiger Fahrzeuge, zu sehen. Da sind wir bei einem weiteren Aspekt, besonders wenn sich Leser aus Deutschland auf die deutsche Zusammenfassung konzentrieren. Englert, der lange Jahre am Wikinger Schiffsmuseum in Roskilde als Deutscher forschte, übersetzt „specialised“ aus seinem Titel als „professionell“. Versucht er im englischen Teil also einen spezialisierten Handel anhand der Schiffsfunde aufzuzeigen so geht er in der deutschen Zusammenfassung sogar noch einen Schritt weiter. Genügen die Schiffsfunde aus Rz. Sicht schon nicht dem Nachweis spezialisierten Handels, so kann der des professionellen noch weniger gelingen. Die Größe von Handelsschiffen als wichtigen, gar den entscheidenden Aspekt einer Professionalisierung zu sehen, gar als Abgrenzung zur Subsistenzschifffahrt aufzufassen, kann man daher nur bedingt nachvollziehen. Die sehr wirtschaftlich ausgerichtete volkstümliche Frachtsegelei des 19. Jh.s mit Booten und Schaluppen mit manchmal weniger als 5 Lasten und die der holländischen mit Schmacken, Kuffen und Tjalken im Küstenhandel mit oftmals nicht viel mehr Transportkapazität war eine auf kleinere Fahrzeuge gründende, sehr durchdachte, deshalb effizient unternommene und gewinnbringende und daher professionelle Unternehmung distributiven Etappenhandels. Der Autor definiert professionellen Seehandel als einen „geregeltten, gewinnbringenden und integrierten Einsatz in einem umfangreichen Warenaustausch im Gegensatz zum begrenzten Verhandeln von Überschüssen durch hauptsächlich selbstversorgende Anwesen.“ Inwiefern dort nur der Nachweis großer Lastschiffe einen Qualitätswandel im Sinne einer „Verberuflichung“, denn das ist ja mit Professionalisierung per se gemeint, zeitigt, ist unklar. Vielleicht meint der Autor auch eher Kommerzialisierung als Professionalisierung. Der mit der Linienfahrt mit Monoware gekoppelte Handel, welcher als Idee der Einführung großer Transportkapazitäten vorausgeht, ist ja rein vom Standpunkt des Seeverkehrs zwar eine Spezialisierung, doch im Sinne des Handels eine Vereinfachung, ganz im Gegensatz zum distributiven Stückguthandel des Etappenverkehrs, der weitaus mehr „Professionalisierung“ der Händler, wahrscheinlich sogar die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Subunternehmern etc. voraussetzt. Ersterer konzentriert sich nur auf eine Ware, letzterer auf zig, einbenommen der Preisübersichten und Qualitäten unterschiedlicher Warengattungen. Um einmal einen zeitübergreifenden Vergleich zu führen, so war die Einführung der „Ozeanriesen“, wie Wolf die Schiffe der Baienfahrt nannte, mit

der Wegführung großer Mengen preußischen Getreides nach Westen und retour mit Salz verbunden, ebenso die der P-Liner späterer Jahrhunderte, wo es um Salpetersalz und Weizentransporte von und nach Südamerika ging, ein Handel, der oft auch von „Laien“, im ersteren bspw. durch Grundherrschaften unternommen wurde. Dabei ging es eher um die Fragen, wie mit den großen Warenmengen umgegangen wird und wer sie abnimmt, alles Problemkreise, die man anhand rein archäologischer Untersuchung per se schlecht verifizieren kann. Damit bleibt die Kardinalfrage, wofür die von Englert beschriebenen Schiffe also wirklich eingesetzt und betrieben wurden völlig offen. Englert deutet ja mit der Teilhabe des Königs eine Art frühe Form des Schiffspartenwesens an, doch in Hinsicht seiner Professionalisierung war dieser von „Profession“ her König, wobei hier noch völlig offen ist, ob wir es hier mit einer Baureederei oder wirklich mit dem Transport von dem König zuzurechnenden Waren oder gar mit Auftragsfahrt mit Gewinnbeteiligung zu tun haben. Wenn sich aus diesem ein Handel mit großer Rendite abzeichnet, wäre eine solche Professionalisierung schon eher nachzuweisen. Doch dies ist mit Sicherheit nur im ersten Fall an die Größe des Fahrzeugs gebunden, im zweiten eher an der Wirtschaftlichkeit bestimmter Handelsrouten festzumachen. Für einen Bernsteinhandel dieser Zeit, der natürlich keiner großen Schiffe bedurfte, dafür ungemein mehr Rendite als der Handel mit Salz und Getreide erbrachte, wird man – um einmal selber zu mutmaßen – sicherlich eher Schiffsparten im Zeichen eines professionellen Handels gezeichnet haben, als für den Handel mit Tuffstein und den Einsatz großer Fahrzeuge, bei dem es um die Baureederei gehen musste, die eher mit sonderlichen Interessen, bspw. dem Bau von Kirchen und Festungen, verbunden waren.

Kurzum geht der aus dem Rubrum abzuleitende *punctum saliens* der Objektschau im nachfolgenden Duktus der Betrachtung verloren. Der Band ist natürlich dennoch ohne Zweifel ein wichtiges Compendium der archäologischen Betrachtung großer Lastschiffe des Berichtszeitraumes und mit Sicherheit Grundlage, daraus abzuleitende Fragestellungen weiter zu erörtern, wenn dann die Materialdecke und Quellenlage dieses zulässt. M.-J. S.

Einer der wesentlichen Fragen heutiger Schiffbaugeschichte ist die, ab wann der empirische Bau von Schiffen von formbestimmten, abstrakt geometrischen Konstruktionsweisen durchdrungen, gar abgelöst wurde. Historische Modelle aus dem Übergangszeitraum zur Frühen Neuzeit hin bieten in dieser Hinsicht oftmals entscheidende Hinweise, besonders wenn sie zu den herausgenommenen Hinterlassenschaften des 15. Jh.s gehören, zu denen das Ebersdorfer neben dem Mataro Modell zweifellos zählen. Insofern erwartete die Fachwelt mit Spannung die Publikation des in einer Vorveröffentlichung von Wolfgang Steusloff bereits 1983 vorschnell bezeichneten „Koggenmodells“. In der nun vorliegenden Monografie: *Das Ebersdorfer Schiffmodell von 1400, The Ebersdorf Ship Modell of 1400. Ein authentisches Sachzeugnis des spätmittelalterlichen Schiffbaus in Nordeuropa. An authentic Example of Late Medieval Shipbuilding in Northern Europe*, das sich, in Deutsch und Englisch synchron, d. h. in zwei Spalten publiziert, nun auch bewusst an ein internationales Publikum richtet, titelt man nun also allgemeiner. Steusloff erhält darüber hinaus Hilfe von dem renommierten norwegischen Experten für mittelalterlichen Schiffbau Arne Emil Christensen. Christensen machte das Modell durch seine Veröffentlichung im *International Journal of Nautical Archaeology* bereits 1987 einem internationalen Publikum bekannt und bezeichnete damals schon vorsichtiger das Modell allgemein nur als mittelalterlich, also ohne den Verweis speziell auf eine Kogge. Christensens Expertise ist es zu verdanken, dass der Leser über die Besprechung des Modells besonders dezidierte Einblicke in die spätmittelalterliche Schiffbaugeschichte erhält. Auch bietet der Rekonstruktionsversuch neue Erkenntnisse ob des vermeintlich ursprünglichen Aussehens

des Modells. Ansonsten ist das Buch eine Enttäuschung, auch schon der publizistischen Form nach. Aus dem Schifffahrtsmuseum Bremerhaven fanden unter der Schriftführung von Uwe Schnall auch ohne Büttenpapier und leinernen, gar ledernen Einband, sehr gut gemachte Publikationen ihren Weg nicht nur zum Käufer, sondern auch zum Sammler der Schriftenreihe dieses Museums. Nur konsterniert kann sich der Leser allerdings in Hinsicht der Vielzahl unscharfer Abbildungen dieses Jubiläumsbandes 70 zeigen, dazu noch in Anbetracht der vielen Abbildungen, die keinen Rand mehr haben, und derer, die völlig unnötig sind und die durch Druckkostenzuschuss bezahlten Platz wegnehmen. Da nutzt Steusloff bspw. eine ganze Seite für den Abdruck eines Schreibens – wohlgemerkt fast in Schriftgröße 16 –, aus dem nur hervorgeht, dass man ihm 1987 die Genehmigung zur Untersuchung des Modells seitens des Kirchenvorstandes erlaubt hat. Auf S. 30 wird wiederum ein Schreiben abgedruckt, aus dem ebenfalls nur hervorgeht, dass man ihm erlaubt, eine Materialprobe zu entnehmen, alles Informationen, die doppelt und dreifach auch noch einmal im Text langweilen. Letzteres wiederum nimmt nur $\frac{1}{4}$ der Seite ein und ist fast nur mit Sehhilfe zu entziffern. Darüber hinaus begegnen uns Abbildungen, bei denen die Hälfte abgeschnitten ist und damit die Interpretation erschweren, ja zum Teil völlig unmöglich machen, Skizzen, die kein räumliches Vorstellungsbild erlauben (bspw. Abb. 56) etc. Man kann nur konstatieren: Die Buchmacherei war auch einmal eine Buchkunst, aber hier finden wir keinen Verweis darauf. Dazu kommt noch die Unverhältnismäßigkeit von Kapitelüberschrift zu Text. Leider altert mit der Gesellschaft auch die an maritim-historischen Themen interessierte Käuferschaft. Warum man da nicht den Text der übergroßen Kapitelüberschrift angepasst hat, erklärt sich uns nicht, zumal man aufgrund der Vielzahl von abgedruckten Schreiben scheinbar keine Platznot hatte. Etwas ratlos bleibt man angesicht der übergroßen Kapitelüberschrift, die mit einem Fond unterlegt wurde. Auch der Einsatz dieses Stilmittels bleibt wohl das Geheimnis der Herausgeber und des Verlages. Uns hilft dies bei dem Verständnis des Textes nicht. Auch dieser Platz wäre mit Sicherheit mit Informativerem zu füllen, bspw. indem man seine Untersuchungsergebnisse über das Ebersdorf Modell mit den vorbildlichen von de Meer über das Mataro Modell verglichen hätte, quasi das Pendant zum Ebersdorfer Modell, zumal es dazu noch ebenfalls in die erste Hälfte des 15. Jhs datiert, und man dem Rückseitentext des Buches nach dieses Korrelat explizit erwartet. So hätte man bspw. interessante Vergleiche in Hinsicht der Schaftung des Ruders anstellen können, Untersuchungen, die ja auch schon Winter beim Mataro Modell anstellt. Doch die Untersuchungen zum Mataro Modell von de Meer sind anhand der Literaturliste überhaupt nicht wahrgenommen worden. Erkennbar ist auch nicht, ob man sich bei der bilingualen Publikation nun an dem *Harvard Citation System* orientierte oder ein eigenes System kreierte, vereinheitlicht hat man das Literaturverzeichnis auf jeden Fall nicht. Da findet man Literaturhinweise wie die der Proceedings des ISBSA von Danzig, ohne zu erkennen, welcher Aufsatz von den 50 Beitragenden, die über mehr als 1000 Jahre Schifffahrtsgeschichte konferierten, nun gemeint ist. Sehr ungewöhnlich ist der Verweis von Anmerkungen auf den Literaturapparat. Man hätte hier vom Lektorat viel mehr Einfluss nehmen müssen. Der Oceanum Verlag, der diese Schriftenreihe u. a. mit diesem Band vom Convent Verlag übernahm, wäre gut beraten gewesen, sich vielmehr an der Qualität der vorhergehenden Bände zu orientieren.

Von der Form nun zum Inhalt: Anstatt sich ernsthaft und durchaus kritisch mit der Forschungsgeschichte des Modells auseinanderzusetzen, hat man eher den Eindruck, bei dem von W. Steusloff ausgeführten Text einem persönlichen Erinnerungsbuch zu folgen. Anders ist es nicht zu erklären, warum Vf. die bereits erwähnten Schreiben mit dem Kirchenvorstand und sogar noch eine Art Tagebuch mit z. T. nicht nachvollziehbaren Eintragungen aufführt. Das geht über eine „Forschungsgeschichte“ des Modell hinaus zu

der auf jeden Fall die Laserscans und schiffbaulichen Tests der Universität Rostock gehört hätten an denen Steusloff keinen Anteil hat, mag man sie nun für wissenschaftlich erachten oder nicht. Auch die wesentlichen Ergebnisse von A. Wegener Sleeswyk, *De Heckbalk* (in: *Bowtraditie*, 1991, S. 33–43) zur Entwicklung des Heckbalkens auf Grundlage des Studiums dieses Modells fehlen, es wird also nur eine sehr einseitige, auf W. Steusloff kaprizierte Forschungsgeschichte präsentiert. Es liest sich wie ein krampfhafter Beweis persönlicher Mühewaltung, aber wem will man da etwas beweisen? Da wird eingangs ein romantisierter Reimvers von 1815 auf sechs Seiten abgedruckt, welcher das Modell in eindeutigen Zusammenhang mit einer Pilgerreise im Mittelmeerraum des Mittelalters (zusammen)bringen will, ohne dass dieser mediterrane Bezug späterhin noch einmal irgendwo Erwähnung findet oder erklärt wird, warum sich dieses Modell soweit entfernt von den zwei Meeren befindet. Sachbezogener formuliert Christensen, indem er anhand seiner umfangreichen Materialuntersuchungen zu erkennen glaubt, dass die Planken aus gespaltenem Holz ausmodelliert worden sind, ja dass das Holz gar aus dem des Abfalls eines Schiffbauplatzes herrühren mag – treffende Beobachtungen. Nach ihm ist das Modell sogar von einem versierten Schiffbauer gefertigt worden. Christensen holt in seiner Interpretation des spätmittelalterlichen Modells weit aus und zitiert den Schiffbau vom wikingerzeitlichen über den slawischen bis in die Frühe Neuzeit hinein, sogar darüber hinaus. Es ist also ein Abspann von mehreren Jahrhunderten Schiffbaugeschichte. Dieser ist zweifellos interessant und versiert, die dezidierte, auf das 15. Jh. bezogene Entwicklung mit einem Verweis auf die Umwälzungen der Schifffahrtsverhältnisse, welche die im ostseischen Schiffbau erst initiierten, wäre aber zielorientierter. Beispielhaft wäre sicherlich der Bezug zu Themen, die auch Jerzy Litwin und Beata Mozejko in ihrem Beitrag über das Kupferwrack w.o. aufgreifen. So ist auch in dezidierter Objektschau nicht klar, ob der Leser nun davon ausgehen kann, dass das Modell ein Vorderkastell getragen hat oder nicht. Die Abbildungen 56 und 57 verbleiben ebenso uneindeutig wie der Text, obwohl man bei so einem Repräsentationsobjekt wie es ein derartiges Modell als *ex voto* darstellt, eher wohl von einer „Luxusvariante“ mit Kastellen ausgehen mag, also wohl eher das für militärische Zwecke ausgerüstete Ratsschiff erkennen mag als den ordinären Frachtsegler. Es sei denn, der Modellbauer hatte tatsächlich, wie bei den meisten Votivschiffen, ein konkretes Schiff vor Augen. Bildquellen, so die von Ewe kompilierten Siegel, aber auch andere Modelle wie das wahrscheinlich zeitgleiche Goldschiffchen aus Danzig oder das ca. 70 Jahre später datierende aus dem Victoria und Albert Museum stammende Burghley Modell – auch auf diese Modelle findet sich kein Verweis – legen den Repräsentationskonnex ansonsten ebenso nahe. Zu diesem gehört übrigens auch der in der Publikation angeführte Dreikönigsaltar aus Rostock, der diese Abgrenzung durch die Darstellung des Dreikönigsschiffes mit Vorderkastell und der herkömmlichen Frachtsegler ohne erkennen lässt. Kammler, als auch Bill, sowie Friel, Hutchinson und Rodgers, selbst Winter 1956 haben schon darauf verwiesen, wie man Schiffe für den militärischen Einsatz temporär mit Kastellen bestückte und darauf könnte eben auch das Ebersdorfer Modell mit dem dafür von Christensen richtig interpretierten Nagel auf der Innenseite des Stevenkopfes (97) verweisen. Durch die Zeit und den Gebrauch des Modells sind diese Kastelle wahrscheinlich abhanden gekommen. Auf diese Alternativen und Forschungsperspektiven hätte man zumindest in dem mehrmals angebrachten, fast gleichlautenden Verweis auf S. 38 und 41 hinweisen können. Dagegen finden sich Bildverweise in Hinsicht auf den Verlauf des Hauptdecks, ohne dass auf den Abbildungen 10, 12, 21, 27a diese, insbesondere für den nicht einschlägig forschenden Leser, erkenntlich sind. Auf S. 60 soll er auf der Abbildung 30 – einer Draufsicht des Hecks – „die nach unten zulaufende Form und die Ruderbefestigungen“ auf einem Schwarz-Weiß-Bild festmachen. Um überhaupt etwas zu

erkennen, wäre eine Seitenansicht, bestenfalls mit Pfeilen versehen, notwendig gewesen. Warum auf Abbildung 57 das Verhältnis Schiffslänge zur Mastlänge in der Rekonstruktion im Verhältnis 15 cm / 8 cm und auf den nächsten Abbildungen 58 und 59 14,5 cm / 10 cm hat, erklärt sich uns ebenso wenig und geht auch nicht aus dem Text hervor. Auch warum man einmal das Segel trapezförmig darstellt, ein anderes Mal quadratisch, wird nicht kommentiert. Da werden Ähnlichkeiten zur „Gellen und Poeler Koggen“ festgestellt, um dann diesen Syllogismus im nächsten Absatz sofort wieder zu relativieren und richtig festzustellen, dass das ja aufgrund von Falschdatierungen gar keine mittelalterlichen Schiffe sind. Ein paar Seiten weiter stellt aber gerade Christensen auf seine Argumentation in der Heranziehung mittelalterlicher Wracks auf diesen Zusammenhang nochmals ab (88). Man hat daher den Eindruck, dass die Autoren die Texte ohne Kenntnis der Argumentationslinien des jeweils anderen verfasst haben. Dagegen meint aber Steusloff, sich dadurch zum Experten für Nachbauten in die Merkwelt seiner Leserschaft zu rücken, dass er eine Dreiteilung dieser vornimmt, ohne einschlägige Beiträge bspw. zum Thema im LXI. SBSA Band aus Roskilde zur Kenntnis zu nehmen. Nun hat die Poeler Kogge durch Falschdatierung einen mittelalterlichen Aufbau auf einen wahrscheinlich finnischen Lastkahn aus dem 18. Jh. erhalten, eine Entwicklung, die man den Konstrukteuren beim Bau des Schiffes aufgrund der nachträglichen Neudatierung nicht zum Vorwurf machen kann, nur ist aber auch der Schiffsboden der Großausführung ohne nachweisliche Begründung um mehrere Meter gegenüber der archäologischen Vorlage verändert worden. Genau so eine Veränderung ist auch bei dem von Steusloff stark kritisierten Nachbau in Torgelow zu erkennen, einem Nachbau, der nach Steusloff keinen „sächlichen Bezug“ zum Ebersdorfer Modell erkennen lässt (105). Ohne scheinbar die von Christensen im IJNA bereits rezensierte Literatur zur Kenntnis zu nehmen, bezieht sich Steusloff ganz allein auf nur eine Studienarbeit und übersieht damit einen, vielleicht den wichtigsten Schritt der Konstruktionsabfolge und zwar den der hydrostatischen Berechnung in NAPA. Eine der wesentlichen Fragen des Ebersdorfer als auch des Mataro Modells, welche bei Christensen und Steußloff in nur einem Satz abgehandelt wird, ist eben das ungewöhnliche Länge-Breite Verhältnis beider Modelle von ca. 2:1. Warum ist der Modellbauer, der ja nach beiden Autoren sogar aus der Schiffbauerschaft kam und der Erbauer des Mataro-Modells an zwei unterschiedlichen Orten einem derart ungewöhnlichen Maßstab gefolgt, wo es ihnen doch in vielen Fällen um ein „authentisches Abbild“, auch in dezidierten schiffbaulichen Fragestellungen, ankam? Dieser Frage schließen sich weitere entscheidende an, bspw. inwieweit das Modell vielleicht einmal ursprünglich als Konstruktionsvorlage, Anschauungsunterricht oder Verkaufswerbung eines Schiffbaubetriebes diente.

Schon Paul Heinsius deutete 1986 darauf hin, dass diese angeführten Modelle angeblich tatsächlichen Größenverhältnissen entsprachen und bezog sich damit auf den Fund Kalmar I, welcher seiner Meinung nach in „koggenähnlicher“ Bauweise in einem Länge-Breite-Verhältnis von 2,4:1 gefertigt wurde, auch Michael von Rhodos führt in seinem Manuskript von 1430 ein solches Verhältnis bei sogenannten Cochas im Mittelmeerraum an. Christensen schließt ein solches Verhältnis bei Großausführungen aus, obwohl uns doch gerade der Modellbauer ein „authentisches Sachzeugnis des spätmittelalterlichen Schiffbaus in Nordeuropa“ (sic) beabsichtigt vorzustellen. Genau dieser Frage des Größenverhältnisses des Modells ging die nicht berücksichtigte Studienarbeit von Thomas Guiard und Sebastian Schattschneider von der Fakultät Schiffbau der Universität Rostock bei den Vorbereitungen zum Bau der Großausführung in Torgelow nach. Die Ergebnisse dieser Arbeit und daher den Zwischenschritt zwischen Laservermessung und Modellbau nehmen Christensen und Steusloff ebenso wenig zur Kenntnis wie einige angemerkt vorher, denn sonst hätten sie um die Veränderungen der Maßverhältnisse bei der Großausführung in

Torgelow gewusst. Als Resümee der Arbeit dieser beiden Studenten kann man dem Ebersdorfer Schiffsmodell nur seestabile Verhältnisse anhand der in NAPA vorgenommenen hydrostatischen Berechnungen bescheinigen, wenn es eine Tauchlage einnimmt, wie es im Betreiberszenario des Reeders wahrscheinlich nur in den seltensten Fällen eintritt. Ansonsten kann das Rollverhalten des Schiffes in dem herkömmlichen Längen und Breiten Ratio bei Wellengang und achterlichem Kurs das Schiff schnell in instabile Verhältnisse bringen. De Meer setzt sich mit dieser Frage in seiner Arbeit zum Mataro Modell ebenfalls explizit auseinander. Eine der wesentlichen Fragen, die sich ja schon im Titel andeutet, ist die der Datierung. Sinnvoller wäre eine tabellarische Übersicht mit Ausweis der Methoden gewesen, als die für die Leserschaft in der Appendix 4 aufgeführten und auf S. 47 mit wahrscheinlich unterschiedlichen Methoden (C 14 und Beta) gewonnenen Ergebnisse abzdrukken. Auch wäre die Aufnahme der Datierung, welche durch den Betreiberverein im Leibniz Labor für Isotopenforschung Kiel mit genauerer *wiggle matching* Methode in Auftrag gegeben wurde und die nach Ausweis des Ergebnisses das Modell eher in die Mitte des 15. Jh.s einordnet, sinnvoll gewesen. Der Text von Christensen bricht dazu noch ohne irgendeine Zusammenfassung der Ergebnisse im Duktus ab. Vielleicht gibt es ja noch einmal einen Band, der die unterschiedlichen Modelle aus dem schiffbaulich spannenden Übergangszeitraum zur Frühen Neuzeit in einer komparativen, holistischen Sichtweise zusammenführt. In dieser dürfen die spannenden Ergebnisse von A. E. Christensen nicht fehlen, sie sind eine durch seine besondere Beobachtungsgabe gute Grundlage, um eigene Forschungen anzuschließen. Durch die hier nun vorliegenden Untersuchungen hat uns das Modell noch nicht alles verraten.

M.-J.S.

Nicolaes Witsens *Aeloude en Hedendaegsche Scheepsbouw en Bestier*, publiziert in der ersten Editierung in Amsterdam 1671, gehört nicht nur zu einer der ersten allumfassenden Arbeiten über den Schiffbau generell, sondern reflektiert als erste auch den holländischen, im Besonderen die Schalenbauweise, die ja als Grundlage den hansischen über viele Jahrhunderte prägte. Das Buch ist damit eine unverzichtbare Quelle heutiger Schiffbaugeschichte, insbesondere hansischer. Witsen, wie die meisten seiner Vorgänger, war kein Schiffbauer und auch wie andere Gelehrte waren seine Interessenlagen vielfältig. Das spiegelt sich im Duktus des in herausragender Qualität 1972 publizierten Faksimiledruckes wider und zwar in überbordender Informationsfülle, die sich selbst einschlägig Forschenden nur unstrukturiert darstellt, um nicht, wie A. J. Hoving in seinem Buch, das Wort chaotisch zu gebrauchen. Dazu kommt noch eine *façon de parler* jener Zeit, welche die Rezeption des Werkes Witsens nicht gerade erleichtert. Schon daher sind die Kommentare A. J. Hovings in einer quasi Neuausgabe Witsens unter dem Titel *Nicolaes Witsen and Shipbuilding in the Dutch Golden Age* (Texas A & M Universität, College Station 2012, 313 Seiten) zu begrüßen. Hoving, der im Rijksmuseum in Amsterdam für die Maritime Abteilung zuständig und selbst ein anerkannter Modellbauer ist, gewann das von George Bass gegründete schiffsarchäologische Institut der Texas A & M Universität, College Station, für den Druck. Dieses Institut, resp. das dortige Richard J. Steffy Schiffslaboratorium, bietet über die Publikation dieses interessanten Buches hinaus in PDF-files die durch Hoving bearbeiteten Zeichnungen Witsens an. Wer nicht genau weiß, wie er einen schnellen Zugang zur Arbeit Hovings, resp. den Interpretationen zu Witsens Arbeit, finden kann, für den stellt der Autor seinem Buch eine Art Gebrauchsanleitung voran. Sehr oft helfen die Kommentare Hovings, oft erklärt sich Witsen allein schon durch die gute Übersetzung des Textes ins Englische. An einigen Stellen bieten Verweise zu den Arbeiten des Delfshavener Schiffbaumeisters van Yks noch einmal eine besondere komparative Sichtweise auf die

Schalen- und Skelettbauweise und erlauben die noch bessere Einordnung der Schiffbaumethoden, die Witsen uns vorstellt, und damit natürlich die Unterschiedlichkeiten und Distinktivitäten der verschiedenen Schiffbautechnologien, resp. die Schalenbauweise Witsens und die sogenannte Skelettbauweise van Yks. Wenn man von einer kommentierten Neuherausgabe spricht, so stimmt das nicht ganz. Witsens Arbeit umfasste ursprünglich nicht nur die Baumethoden jener Zeit, sondern auch das Management und die Organisation von Schifffahrt, resp. die Funktion und Organisation derselben, inklusive der Mannschaft. Diese Abschnitte kassierte Vf. und konzentriert sich zuvorderst auf den für den Hanseforscher so spannenden Bauablauf der Schalenbauweise, sie nimmt – ich finde zu Recht – den größten Teil des Werkes ein. Das Buch von Hoving klammert damit auch die historischen Betrachtungen Witsens über den Schiffbau vor den goldenen Jahren aus. Welche Relevanz seine Schrift für den mittelalterlichen Schiffbau hat, darauf verweist schon das Vorwort von A. Sleeswyk Wegener, der uns einen besonders versierten Zugang zur Arbeit Hovings mit treffenden Beispielen zur Schalenbauweise vor der Zeit Witsens liefert. So vermisst man die etwas konfus gehaltene historische Rezeption im Originalwerk Witsens nicht. Der w. o. angeführte, nicht gerade eingängige Duktus der Originalausgabe Witsens – die Schriftsprache des Holländischen entwickelte sich darüber hinaus auch gerade – geht durch die englische Übersetzung der abgedruckten Teile von Witsens Werk durch Alan Lemmers verloren, was den Text schon damit verständlicher und eingängiger machen würde, wäre dieser auch in einer entsprechenden Schriftgröße und in einem übersichtlicheren Layout veröffentlicht. In diesem Zusammenhang sind die vom Vf. selber beigezeichneten Fotografien zu kritisieren, auf denen man nicht das erkennen kann, was der Autor uns durch seine Bildunterschriften suggeriert, wahrscheinlich eher ein Versäumnis des Lektorats. So bspw. auf S. 81: Bestimmt eine sehr interessante Abbildung der Schalenbauweise auf dem Fensterglas der Grote Kerk von Edam – bislang auch in der einschlägigen Literatur nicht beachtet worden – nur kann man leider gar nichts erkennen. Abgemildert wird dieser Mangel durch den im Fond des 17. Jh.s erscheinenden Text Witsens, der sich von der Schrift Hovings damit genug abhebt und der dadurch übersichtlicher wird. Der Platz, den die Abbildungen einnehmen, genügt oft nicht für deren Aussagekraft, wie wir ihn bspw. aus dem übersichtlicheren Faksimiledruck kennen. Manche Abbildungen, resp. die Nummerierung in dem Appendix, sind kaum zu erkennen. Interessant sind natürlich die Kommentare des Vfs. zu bestimmten Provenienzen, insbesondere wenn es um Berechnungen geht, die dem Inhalt nach nicht originär auf Witsen zurückgehen. Wie sich dieser die mathematischen Überlegungen von Johannes Hudde, dem Bürgermeister des damaligen Amsterdams, zu Nutze machte, als es um die Besteuerung von Schiffen ging, so zeigen Hovings Forschungen auch Anleihen bei Edward Haywards Werk: *The Sizes and Lengths of Rigging for All the States Ships and Frigats* aus dem Jahre 1655 und einigen anderen auf. In einem gewissen Kontrapunkt dazu stehen die Berechnungstabellen des holländischen Schiffbauers Jan Dirrikæ Grebber, da ansonsten Witsen eher der abstrakten Mathematik in schiffbaulicher Anwendung die Ehre seiner Rezeption erweist und damit seinen Gelehrtenstatus herausstellt und untermauern will, zuungunsten der auf den holländischen Lastadien wirklich in Anwendung gebrachten Techniken. Dass er sich als Rechtsgelehrter auf dem Gebiet des Schiffbaus versucht, zeigt die Bedeutung dieses für das konföderative Staatsgebilde der Zeven Provinzen auf. Die Frage, inwieweit Berechnungsmodi bei der Formgebung im holländischen Schiffbau tatsächlich von Bedeutung waren, wird aber auch aus der Arbeit von Hoving nicht eindeutig sichtbar. Witsen war eben ein allseits Interessierter und nicht umsonst als Berater des russischen Zaren Peter I. auf seinen Erkundigungen durch

Europa in Sachen Schiffbau eingebunden. In Fragen der Referenz der auf ihn wirkenden multiversalen Einflüsse nahm es eben auch Witsen, wie viele seiner Kollegen, nicht so genau. Hoving fand interessanterweise heraus, dass einige Schiffsformen Witsens nicht auf holländische zurückgehen, sondern bspw. der Arbeit Furtenbachs entlehnt sind. Insofern war es auch von Hoving konsequent, den Teil über die Galeeren nicht zu reflektieren. Besonders interessant sind seine Interpretationen der Bauabläufe, die Witsen über den Schalenbau anstellt. Hoving, der selbst das Modell einer Pinas nach Witsens Buch baute und diesen Prozess als Untersuchungsmethode damit auch eingehend beschreiben kann, zeigt auch hier auf, dass Witsen unmöglich den Bauablauf auf einer Werft spiegelt. Der Autor zieht in seinen Kommentaren auch archäologische Verweise heran, bspw. über die Tiefgangsmarken. Diese Verweise sind leider oft nicht dezidiert referenziert. Erstaunlicherweise fehlt der Hinweis auf die Arbeit von C. Lemée über die B&W Renaissancewracks aus Kopenhagen, der viele Techniken von Witsen anhand archäologischer Expertise nachprüfte, so wie auch Hoving im Modelltest. Ein weitergehender Abgleich mit der Sachkultur und dem konkreteren Verweis auf archäologische Zeugnisse wäre mit Sicherheit, wiewohl auch in Hinsicht einer konstruktiven Genealogie der von Witsen vorgestellten, aber nicht immer den ihm originär, gar dem holländischen Kulturkreis, zuzuordnenden Techniken, noch ein besonderer Zugewinn der Arbeit. Dies wäre bestimmt noch ein interessantes Projekt für die Zukunft. Doch erstmal bietet Hovings Arbeit eine gute Möglichkeit, sich der Arbeit von Witsen strukturiert und kritischer zu nähern, um auch damit einen systematischeren Zugang zu oftmals komplizierten technischen Abfolgen zu erhalten. Darauf zu verweisen, dass der praktische Schiffbau in der Arbeit Witsens nur zum Teil reflektiert, gar falsch rezipiert und damit interpretiert wird, ist die große Leistung des Vf. Er räumt damit mit einem allseits kolportierten Axiom der historischen Schiffbauforschung auf! *M.-J.S.*

Der Beitrag *The Mollö Cog Re-examined and Re-evaluated* von Staffan von Arbin und Aoife Daly (IJNA, 2012, Vol. 41 S. 372–389), verweist schon im Titel auf die kritische Neubewertung dieses Fundes in den schwedischen Schären von Bohuslän nördlich Göteborgs. Zu dieser gehört vor allem die Neudatierung des vormals dem 13. Jh. zugeordneten Wrackes, welches bereits schon 1980 in Teilen abgeborgen und ins Stockholmer Wasamuseum zur Polyethylenglycol-Behandlung verbracht wurde. Im Prinzip haben sich nur Teile des Bodens erhalten, der in der Art des Bremer Wracks (LTB) von 1380 gefertigt wurde. Ein besonderes Augenmerk richten die Verfasser auf die Anlaschung des Vorderstevens. Auch die Verwendung spezieller rechteckig gefertigter Nägel deutet auf Unterschiede zu anderen Wracks ähnlicher Zeitstellung hin, die unter Zuhilfenahme der zweifach gekröpften Koggennägel gebaut wurden. Neben den Sägemarken sind anhand der verdübelten Befestigungsstellen von Knabben durch sogenannten spijkerpennen auch Rückschlüsse auf den Bauprozess möglich. Nach den neueren Dendro-Daten ist das Schiff nach 1365 gebaut, wahrscheinlich in Skandinavien. Es zeigt in Form und Fertigungsweise schon mehr die Tendenz zur Normierung. Interessant sind die Ausführungen zur Verfertigung genutzter Hölzer, ihrer vermeintlichen Provenienz und den Auswahlbedingungen. Besonders hervorzuheben ist eine tabellarische Übersicht über alle Wrackfunde im Ost- und Nordseeraum vom 12. bis 16. Jh., für die Dendro-Daten erhoben wurden, wenn auch einige fehlen. Auch diese Arbeit zeigt, wie wichtig der nochmalige Blick auf alte Untersuchungsergebnisse ist und wie viele neue Ergebnisse und Revidierungen ein solcher zeitigen kann. Ohne Zweifel: Die Schiffsarchäologie ist noch nicht ihren Kinderschuhen entwachsen und das muss man bei allen Ressentiments und Vorhaltungen gegenüber diesem Fach fairer Weise berücksichtigen! *M.-J.S.*

Einer der in den letzten Jahren für Furore sorgenden Wrackfunde ist sicherlich das sogenannte Newport Wrack aus Wales, welches die Bearbeiter Nigel Nayling und Toby Jones, *The Newport Medieval Ship, Wales, United Kingdom* (IJNA 2014, 43.2, S. 239–278) und Nigel Nayling und Josué Susperregi, *Iberian Dendrochronology and the Newport Medieval Ship* im Journal (IJNA 2014, 43.2, S. 279–291, Illustrationen und graph. Darstellungen) einer größeren Leserschaft vorstellen. Neben dem von-Aber-Wrack ist er der substanziiell best erhaltene Schiffsrest des Spätmittelalters in Nordeuropa und daher auch mit einem großen Aufwand prospektiert worden. Zwar ist mit 23 m der größte Teil des völlig in Klinkerbauweise errichteten Schiffes untersucht worden, doch leider entziehen sich durch eine Spundwand einige wenige Teile des Wracks einer genaueren Untersuchung. Die Befunde deuten auf einen iberischen Handelskontext hin und machen das Einlaufen und den Verlust des Schiffes nach dem Frühling des Jahres 1468 in Newport/Wales wahrscheinlich. Das wird auch durch die dendrochronologischen Studien untermauert, die eine Datierung auf den Jahreswechsel 1465/66 ergaben. Das untersuchte Holz kam zwar aus England, deutete aber auf eine Reparatur hin. Analysen, die im folgenden Beitrag des Journals vorgestellt werden, lassen aber eher auf eine baskische Herkunft des Schiffbauholzes und damit des Schiffes schließen. Mit der Untersuchung des Wrackes läutete man auch in Großbritannien die Ära innovativer Prospektionsmethoden und Methoden in der Schiffsarchäologie, u. a. Laserscanning, Kontaktdigitalisierung, 1:1 *elevating plane tracing*, ein, Methoden, die auch ein großes Medieninteresse fanden, bis hin zum bekannten BBC Timewatch Format, eine Zusammenarbeit, welche ein authentisches 3D-Abbild des Wrackes ermöglichte. Grundsätzlich erlauben solche Aufnahmen die Einbeziehung ingenieurwissenschaftlichen Knowhows und Software, wenn es um das ursprüngliche Aussehen des Schiffes und seine Segeleigenschaften geht, welches nachgeordnet in den nächsten Jahren durch die modernen Prospektionsmethoden nun am Computer ohne Hektik, die man sonst auf einer baubegleitenden Notgrabung zumeist antrifft, geschehen kann. Alle erreichbaren Teile des Schiffes – auch das ist erwähnenswert – sind einer Konservierung zugeführt worden, wenn auch nicht in Sektionen, sondern in Einzelteilen. Sie erlauben die Untersuchung nicht mehr *in situ*, aber *en detail* auch späterhin. Der Schiffsrest war in seiner prospektierten Länge ca. 22 m lang und 7,65 m (Mittschiffs) breit. Vom Grund des Kiels erhob die sich erhaltene Hülle auf 1,65 m. Teile über dem 16. bis 17. Plankengang hat man nach Niederlegung des Schiffes mit einer Axt gekappt, um das Areal um das Schiff bereits in der Vergangenheit einer neueren Nutzung zuzuführen. 63 Spanten konnten nachgewiesen werden. Die eichernen Planken sind radial aus einem Stamm gespalten. Allein der aus einem Stück Buche gefertigte Kiel war mehr als 20 m lang. Das eicherne Kielschwein mit Mastfuß ist in seiner Form dem eines koggenartigen Wrackes ähnlich. Die innere Beplankung ist teilweise zwischen den erhabenen Stringern eingepasst. Sie sollten, mit kleinen eisernen Spikern befestigt, das leichte Herausnehmen während der Renovation der inneren, aus Tierhaar und Teer bestehenden Kalfaterung, wohl leicht ermöglicht haben. Verstärkte, tangential gesägte Hölzer, gehören entweder zu einem lose aufgelegtem Deck oder zu der Innenwegerung. Man schuf damit eine glatte Ladeoberfläche. In der Nähe des Mastfußes waren Lenzpflüchten zur Entwässerung des Schiffes eingepasst, in denen sich auch das Pumpenloch befand. Teile einer Pumpe haben sich genauso erhalten und boten den Ausgräbern eine gute Voraussetzung zur Rekonstruktion derselben. Hinsichtlich der Besprechung des Riggs sind besonders einscheibige Blöcke erwähnenswert. Auch einige Artefakte wie Schuhe und wollene Textilien, aber auch solche zur Selbstverteidigung, die etwas zum begrenzten Wissen über die Lebenswelt auf spätmittelalterlichen Schiffen aussagen, aber auch ein Sandglas,

aus nautischen und organisatorischen Zwecken mitgeführt, runden das Fundfeld ab. Mit einer Ladekapazität zwischen 107–141 metrischen Tonnen darf der dreimastige, wahrscheinlich Zweidecker einerseits in der Kompensation mit der dem englischen Wein- und Olivenhandel 1453 verlorengegangenen Gascoigne – nun also von Iberia aus – zu sehen sein, andererseits dürften auch Pilger Schiffe dieser Destinationen auf ihren Weg nach Santiago de Compostela genutzt haben. Ein digitales Archiv macht die Revision von archäologischen Daten auch für zukünftige Forschergeneration möglich und ist daher besonders begrüßenswert.

M.-J. S.

Seit 2010 werden die mittelalterlichen Darstellungen von Schiffen in England systematischer erforscht. In seinem Beitrag *Medieval Ship Graffiti in English Churches: Interpretation and Function* (*Mariner's Mirror*, 101, 3, 2015, S. 343–350) verweist Matthew Champion auf erste Ergebnisse dieser Forschung und reiht sie in ähnliche systematische Projekte institutioneller Perspektiven in Skandinavien ein. Im Wesentlichen geht der Vf. den Fragen nach: 1. warum derartige Bildzeugnisse kreiert worden sind, 2. was ihr Zweck bzw. ihre Bedeutung war, 3. ob sie eine Bedeutung haben oder nur eine maritime Gesellschaft repräsentierten. Ein besonderer Fokus liegt auf den Abbildungen der Häfen am Fluss Glaven in der Grafschaft Norfolk. Für die Betrachtung hansischer Schifffahrtslinien bspw. des unweit entfernten Kings Lynn oder nach Hull und damit das Aussehen der Schiffe auf den Abbildungen sind diese formalen Erkenntnisse eine wichtige Ergänzung. Die generell mit Vorderkastellen in Ständerbauweise ausgerüsteten Fahrzeuge könnten darauf verweisen, dass hier Schiffe mit repräsentativer, gar militärischer Funktion dargestellt wurden und nicht die, welche eher profanen, wirtschaftlichen Ambitionen zuzuordnen sind. Durch die Vielzahl der Abbildungen in Europa, die an unterschiedlichster Stelle publiziert sind, wäre es sinnvoll, derartige Untersuchungen inzwischen in eine gemeinsame Datenbank mit einer entsprechenden Ontologie zu implementieren, um endlich einen systematischen Zugang und damit eine Vergleichbarkeit zu generieren.

M.-J. S.

Neben Vertonungen und Seebüchern, vielleicht auch ersten Seekarten, die tatsächlich auf Schiffen genutzt wurden, zählen Reisebeschreibungen von Seefahrenden zu den wichtigen Zeugnissen der navigatorischen Leistungen des Seeverkehrs im Mittelalter. Die von Michel Bochaca, *Sea Travel at the End of the Middle Ages Based on the Account of the Embassy to Spain* (*Mariner's Mirror*, 98, 4, 2012, S. 436–447, 1 Illustration), vorgestellte Reisebeschreibung des auf Brautschau durch Heinrich VII. von England nach Iberia gesandten Roger Machado, der von Southampton nach Laredo und von Lissabon nach Padstow im Jahre 1489 über See reiste, ist neben den von Gutierre Diaz de Games (1405–6), Regnault Girard (1434–6) und Thomas Beckington (1442–3) und natürlich den umfänglichen, hier bereits besprochenen von Michael von Rhodos (HU 2014) eine der wenigen auf uns gekommenen des 15. Jh.s. Machado war kein Seemann, dafür aber ein mit der Seefahrt vertrauter Reisender. Sein Bericht zeigt bspw. u. a. auf, dass der Verkehr von kastilischen Schiffen in Southampton zu den Normalitäten des Hafenbetriebes jener Zeit zählte. Weiterhin erfahren wir etwas über die unterschiedlichen Fahrzeiten während der Passage. Einmal werden 130 Seemeilen an einem Tag mit durchschnittlich 5 kn zurückgelegt, ein anderes Mal nur 20 Meilen mit Wind von vorne. Die Unwägbarkeiten der Seereise durch die Biskaya werden uns durch die Reisezeit bewusst, denn Machado brauchte 28 Tage für die Hinreise und nur 17 Tage für die längere Rückreise von Lissabon. Über die Bezeichnung der Schiffe finden wir kaum Aussagen. Allgemein nennt er sie *navires*, einmal *nef*, was auch hier, wie so oft in Schriftquellen, auf den unspezifischen Umgang mit einer Art Typenklassifizierung

hindeutet. Interessant sind seine Aussagen über die ständig wechselnden Windverhältnisse in der Biskaya, welche eine besondere Herausforderung wohl auch für hansische Schiffe auf dem Weg in Richtung Iberia gewesen sein mussten, besonders wenn sie noch einmastig geriggt waren. Wie gefährlich eine Seereise mit derartigen Schiffen sein konnte, bezeugt Machado, indem er über die Instabilität seines Schiffes berichtete, das soweit krängte, dass das Segel Wasser nahm.

M.-J. S.

„Hansische Seekriege“, geführt mit der Kogge, als ein „überzeichnetes Bild der historischen Begebenheiten“ macht Christian Peplow, zum Thema seines Beitrages *Hansische Seekriege im 14. und 15. Jahrhundert. Alltag – Wirklichkeit – Mythos* (Skyllis 12, 1, 2012, S. 40–46) und zeigt auf, wie holistisch dieses Bild multimedial skizziert und inszeniert wurde, voran der historisch wenig greifbare Held hansischer Auseinandersetzungen auf dem Meer, Klaus Störtebeker höchst persönlich. Vf. geht vordergründig auf die „praktische Dimension“ eines Seegefechtes ein. Er verweist hierbei eher auf für Kriegszwecke umgerüstete Handelssegler mit gewissen Umbauten bzw. Erhöhung der Kampfposition aus Distanz, wobei man Peplows „unter Feuer“ nehmen eher sinnbildlich verstehen kann, denn Feuerwaffen sind zur Hochzeit hansischen Seestretes allenfalls durch Bogenschützen in Brand gesteckte Pfeile. Erst im 16. Jh. darf das Geschützwesen als Streitkraft zu fassen sein. Der Beitrag fußt vorrangig auf der gut recherchierten Dissertation von Andreas Kammler und darf als eine gelungene Zusammenfassung eines neueren Verständnisses von Kämpfen auf See gesehen werden, die von Konrad Fritze und Günter Krause terminologisch veraltet noch als „hansischer Seekrieg“ (sic) gefasst wurde. Interessant ist weiterhin zu hinterfragen, ob die von Kammler im Hamburger Schriftgut der Trese prospektierten Kniehölzer wirklich zur Versteifung des Decks im Zuge der Auflastung von Feuerwaffen zu sehen sind, zumal Vf. ihnen selbst nur eine „untergeordnete Rolle“ zubilligt, oder ob man diese nicht eher nutzte, um in Vorbereitung des Seekampfes ein Vorderkastell als Streitplattform aufzusetzen, eine Einrichtung, die eigentlich der Handelsschiffahrt navigatorisch, aber auch aus Stabilitätsgründen, eher zum Nachteil gereichte, worauf auch bspw. Bill in seinem Beitrag *Castles at sea* als für den Seestreit temporäre Einrichtung verweist. Vf. erkennt wie Hutchinson richtig, dass Bliden im beweglichen Seekampf eher unwahrscheinlich sind. Dennoch ist Vorsicht geboten, sie generell als Bordwaffen auszuschließen, insbesondere wenn man von Spezialschiffen wie dem von Lübeck eingesetzten GROTEN HINRICH ausgeht, also Fahrzeugen ähnlich wie der im niederländischen Befreiungskrieg vor Antwerpen eingesetzten, fast fahruntüchtigen BELLA FINNIS, die fest verankert wurden, um Hafeneinfahrten mit Waffeneinsatz zu verteidigen oder Festungen von See her zu belagern.

M.-J. S.

Die theoretischen Grundlagen von fast 300 Jahren Schiffbaugeschichte in Nordeuropa nehmen M. Ditta, J. Auer und T. Maarleveld in ihrem Beitrag *Albrecht Dürer and Early Modern Ships. A reflection on the spread of ideas and the transfer of technology* (Archeologia dei relitti postmedievali 2014, S. 83–104) zum Anlass zu hinterfragen, inwieweit die Verbreitung von Ideen und Schriftsprache den Transfer von Schiffbautechnologien begünstigten. Es geht also im Prinzip um das Einwirken der Theorie auf die Praxis. Sie folgen damit den gedanklichen Ansätzen, die schon in den 1960er Jahren Gerhard Timmermann in seinen Arbeiten vorstellte. So wie er vertreten auch die Vf. die These, dass sich Praktiken und Techniken lange vor ihrer Theoretisierung und ihrer Niederschrift, resp. der Beschäftigung im Gelehrtenkreis, verstetigen und sich in der Gesellschaft verankern. Beginnend mit Albrecht Dürers *Underweysung* von 1525, über

den Franzosen Renaud bis zu dem Dänen Judichaer stellen sie aber besonders das Werk Nicolaes Witsens und damit den holländischen Schiffbau des 17. Jh.s im Vergleich mit dem englischen Matthew Bakers des 16. Jh.s vor. So wie Hoving (s. Rzsn. w. o.) kommen sie zu der Erkenntnis, dass Witsen in seinem Klassiker nicht per se den holländischen Schiffbau auf den Werften Seelands und Hollands reflektiert. Vielleicht ist das holländische Theorem als Exzerpt arithmetischer und geometrischer Paradigmen, welche nicht nur die Autoren im holländischen Schiffbau vermissen, sondern auch Zar Peter I. auf seinen Stippvisiten und Nachfragen bei Witsen, in den Mallen und praktischen Messhilfen auf den Werften, quasi in ihrer Versachlichung, zu sehen. Insofern ist aus Sicht des Rez. Vorsicht geboten, dem holländischen gegenüber dem englischen Schiffbau in der Besprechungszeit per se ein schiffbauliches Theorem abzusprechen und nur die Empirie bei der Umsetzung von Schiffbauformen sprechen zu lassen. Witsen, der als fachfremder Rechtsgelehrter wohl wenig auf den Werften war und eher seine Gelehrsamkeit zur Schau stellen wollte und sich damit aller möglichen Stil- und Lehrmittel, auch aus dem mediterranen Kulturkreis, bediente, sowie Baker als Eigentümer von Werften, Auftragnehmer der Königin und im gewissen Sinne auch praktisch denkender Schiffbauer, der das schiffbauliche Theorem für seine Untergebenen auch als Korrektiv der von ihm in Auftrag genommenen Schiffsbauten fasst, spiegeln einen anderen Synthesegrad ihrer Auffassungen wider. Es steht grundsätzlich zur Debatte, ob ein derart auf die Effizienz maritimen Handels setzendes Staatswesen Hollands im 17. und 18. Jh. sich ganz allein auf die Empirie seiner Schiffbauer verließ, wo in anderen Bereichen, bspw. im Maß- und Münzwesen, schon längst Vereinheitlichung und Normierung Einzug gehalten hatte. Wie bemerkt, eine Versachlichung eines Idioms, in Hinsicht von Formvorgaben, wie bspw. Mallen, heißt nicht, dass diese nicht einem Theorem zu Grunde liegen, nur dienen diese eher nur der innerbetrieblichen Verständigung in einer schriftlosen Sozietät und daher ihrem Abstraktionsgrad nach eben nicht dazu, auf einem Stück Papier weiter vermittelt zu werden. Vielleicht ging deshalb Zar Peter I. bei seinen Nachfragen in Hinsicht Proportionsgleichungen leer aus. Dass diese Formhilfen wie Mallen durchaus einer systemischen Arithmetik folgen, beweisen vielleicht nicht nur die Modelluntersuchungen von C. Lemée, der ein Amsterdamer Fußmaß als wiederkehrende Grundlage der Vermessung erkennt, sondern auch die Erfahrungen, die beim Bau der BATAVIA und der ZEVEN PROVINCIEN auf der Batavia Werft, Lelystad gemacht worden sind. Die bei Dürer theoretisch gefasste Parallelprojektion, eine Konstruktionsmethode, die schon zu seinen Zeiten jeden Architekt und Schreiner bei seinen Konstruktionen beschäftigte und die dieser wahrscheinlich intus hatte, fasst daher nicht umsonst das in der Gesellschaft nur empirisch greifbare Ebenmaß, als Ausdruck von Harmonie und Symmetrie, uns bekannt auch als goldene Regel der Proportion. Nicht umsonst bemerkte Dürer: *Vergleichlich Ding eracht man hübsch*. Warum sollte da der Schiffbau eine Ausnahme machen? Anhand der Verwendung der Ellipse bewerten die Autoren aber auch die Grenzen der Anwendung der Theorie in der Praxis, da die schwerer zu konstruierende Ellipse nur vereinfacht durch die Verwendung von Triangeln und Zirkeln als ovale Projektionen im Handwerk, vielleicht auch im Schiffbauhandwerk, ihren Widerhall fand. Die Autoren folgen hier also der Bedeutung für den Schiffbauprozess als solchem. Überlegungen praktischer Geometrie zur Bestimmung von Frachtmaßen, resp. Transportkapazitäten, die sich bspw. aus der Visierkunst ergeben haben könnten, spielen in ihrem Beitrag keine Rolle, sind aus Sicht des Rez. von diesem aber in Hinsicht Besteuerung der Fahrzeuge nicht grundsätzlich zu lösen. Hier sind auch Fragen der vertraglichen Regelung zu Transportkapazitäten zwischen Auftraggeber und Schiffbauer und Fragen ihres praktischen Korrektivs einzubeziehen. Interessant sind daher die archäologischen Vergleiche, die sich neben dem

Verweis auf einige holländische Wracks/Schiffe in diesem Beitrag insbesondere auf das von J. Auer prospektierte Princes Channel Wrack konzentrieren (2014 in den BAR BS 602 publiziert). Der auch als sogenanntes Gresham Wrack bezeichnete und auf das Jahr 1574 datierte 14 m lange Schiffsrest aus dem Themse Ästuar ist ein wichtiges Zeugnis der Skelettbautechnologie und damit einer der frühen Beweise für den formbestimmten Schiffbau in England, mit Anleihen auf den Klinkerschiffbau und sogar auch auf mediterrane Einflüsse. Insbesondere wenn man die geschäfteten Verbindungen zur Absicherung der Kalfaterung richtig deutet, sind diese Reminiszenzen auf den Klinkerbau für die Autoren Grund genug, die Nähe zum wenige Dekaden vorher ausschließlich in dieser Technik betriebenen Seeschiffbau zu erörtern, ähnliche Anleihen, wie wir sie auch beim Mukranwrack von ca. 1530 bei der Sicherung der Kalfaterungsnut, dort allerdings mit Kalfatleisten, erkennen. Nicht umsonst verweisen spätere Handbücher über den Schiffbau auf die Längsreibung bei Krawelschiffbauten, die Bedeutung der Kalfaterung in diesem Zusammenhang und die allgemeine Torsionssteifigkeit des Schiffes, mithin die Gefahr des sogenannten „Weichsegels“ durch unsachgemäße Kalfaterung. Den Autoren ist es also sehr zu danken, auf technische Synthesen und Ad-hoc-Technik hinzuweisen, die ansonsten in der reinen epistemologischen, „parochialistischen“ Betrachtung von Schiffbau oftmals unberücksichtigt bleiben, weil sie uns nicht an den „Baum des Lebens“ erinnern. Ein sehr interessanter, prägnant formulierter, zwischen Arithmetik, Geometrie und praktischen Schiffbau vermittelnder Beitrag, der auch ebenso zwischen Geschichte, Kunstgeschichte und Archäologie fachübergreifend wirkt und uns dazu noch von Axiomen befreit.

M.-J. S.

ZUR GESCHICHTE DER NIEDERDEUTSCHEN LANDSCHAFTEN UND DER BENACHBARTEN REGIONEN

(Bearbeitet von *Volker Henn, Rudolf Holbach, Nils Jörn,*
Günter Meyer und Ortwin Pelc)

RHEINLAND/WESTFALEN. Stephan Laux, *Aktuelle Perspektiven der vergleichenden Städteforschung am Beispiel des Rheinlandes* (Geschichte in Köln 62, 2015, S. 7–17), bescheinigt der stadthistorischen Forschung, dass sie sich seit den 1980er Jahren „methodisch und perspektivisch enorm weiterentwickelt hat“ (8); er würdigt das Erreichte und benennt zugleich, vorrangig mit Blick auf die Verhältnisse in der Frühen Neuzeit, Desiderate, die als Schwerpunktthemen künftiger Städteforschung in den Rheinlanden behandelt werden sollten. Zu ihnen gehören die städtische Armut und Fürsorgepolitik, die oft mit „soziale(r) Kontrolle und Disziplinierung“ (13) einhergeht, das Themenfeld „Stadt und Militär“, die „Bedeutung der Zünfte in den frühneuzeitlichen Stadtgesellschaften“ (14), prosopographische Untersuchungen zu Familienstrukturen oder Ämtervergaben, des weiteren ein Komplex, den Vf. mit „Ungleichheit, Konflikt und Partizipation“ (ebd.) umschreibt, u. m. m. Über allem aber steht die zu Recht erhobene Forderung, dass bei allem Nachdenken über methodische Weiterentwicklungen in den Geschichtswissenschaften der Quellenbezug nicht außer Acht gelassen werden darf.

V. H.

Laura Intile, *Rat und Gemeinde in der Stadt Köln des 13. und 14. Jahrhunderts* (Geschichte in Köln 61, 2014, S. 49–78), fasst die Ergebnisse ihrer Kölner Magisterarbeit aus dem Jahre 2012 zusammen. Darin greift sie Fragen auf, die in der jüngeren stadtgeschichtlichen Forschung in Köln schon des öfteren Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen sind (H. Stehkämper, W. Herborn, M. Groten u. a.). Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags ist die Intitulatio des Kölner Verbundbriefs von 1396, in der erstmals neben Bürgermeistern, Rat, Ämtern und Gaffeln die „gemeynde“ als politisch handelnde Institution in Erscheinung trat. Dabei wird sie als die Gesamtheit aller Einwohner (nicht nur der Bürger) definiert und als eine zunächst ausschließlich soziale Kategorie verstanden. Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen die verfassungsgeschichtlichen Entwicklungen des 13. und 14. Jh.s, die zu diesem Ergebnis geführt haben, auf dem Hintergrund der Beziehungen der Gemeinde zu den verschiedenen Führungsgremien, insbesondere zum Rat. Dieser ist seit dem 13. Jh. in Köln bezeugt. Seine Wurzeln hatte er in den Amtleutegremien der Kirchspielsgemeinden, die nach Ansicht der Vf.in jünger sind als die Gesamtgemeinde, und war somit – anders als das Schöffkolleg und die Richezche – fest in der Gemeinde verankert. Mit steigender Macht entfernte sich der Rat im Laufe des 14. Jh.s allerdings von seinen Ursprüngen (und damit seiner Bindung an die Gemeinde) und die Ratsfähigkeit beschränkte sich wieder auf die wenigen Familien der alten Führungsschicht. Zwar wurde mit dem Weiten Rat 1318 ein Gremium geschaffen, das erneut „eine Verbindung zu den Kirchspielen (herstellte)“ (68), nach dem Urteil der Vf.in aber nicht als eine „rein bürgerliche Institution“ angesehen werden kann, weil „auch Mitglieder der alten Führungsschicht in seinen Amtslisten nachzuweisen sind“ (69). Erst die neue Verfassung von 1396 mit der neuen Ratswahlordnung habe den Rat wieder an die Gemeinde herangeführt, einer „sehr viel breitere(n) Gruppe von Bürgern ... Partizipationsmöglichkeiten“ (74) eröffnet und „die Gemeinde ins Zentrum der städtischen Politik (gerückt)“ (ebd.). Damit sei aus der bis dahin nur als soziale Kategorie existierenden Gemeinde eine politische Institution geworden. – Freilich macht Vf.in es ihren Leserinnen und Lesern nicht immer leicht, ihren Ausführungen zu folgen. Da in vielen Fällen unklar bleibt, ob oder inwieweit z. B. „Einwohnerschaft“ und „Bürgerschaft“ oder „Einwohnerschaft“/„Bürgerschaft“ und „Gemeinde“ identische Begriffe sind, werfen manche Schlussfolgerungen neue Fragen auf. Wenn z. B. die Kölner Bürger oder die Mehrheit der Kölner Bürger 1106 im Widerstand gegen Heinrich V. „politisch autonom“, „mit eindeutig politischen Motiven“ und „in einem gemeinschaftlichen Interesse“ gehandelt haben, warum soll dann an dieser Stelle keine „politisch orientierte Gesamtgemeinde“ (52f.) erkennbar sein? Ähnliches gilt für die Bewertung des Großen Schieds von 1258: Zwar werde „die Gemeinde ... durchaus als kommunale Organisationsform“ (54) gewürdigt, da aber die Adressaten des Schiedsspruchs städtischerseits die Kölner Bürger bzw. die „civitas Coloniensis“ [!], nicht die „communitas civium“ [!] seien, werde die Gemeinde noch nicht als politische Größe begriffen. Was aber soll denn die „civitas“ sein, die mit dem erzbischöflichen Stadtherrn über hoheitliche Rechte verhandelte? Wenn die Gemeinde die Gesamtheit aller Einwohner ist, wie ist dann die Feststellung zu verstehen, dass die Gemeinde ein „elementarer Teil der städtischen Gesellschaft“ (75) sei? V.H.

Dominik Greifenberg, *Die Stadtmauer als Objekt korporativer Identifikation? Zur symbolischen und soziokulturellen Bedeutung der Stadtmauer für die Kölner Kommune im Hoch- und Spätmittelalter* (AHVN 218, 2015, S. 45–94), sieht Defizite bei der Erforschung der soziokulturellen und symbolischen Bedeutung mittelalterlicher Stadtmauern. Vor allem deren Rolle „im Kontext der Kommunalisierung in den Städten des Mittelalters (sei) noch nicht eingehender untersucht worden“ (46), obwohl die Stadtbefestigung schon seit

dem frühen Mittelalter in Textzeugnissen, in der Buchmalerei, auf den mittelalterlichen Weltkarten und in den Siegelbildern als Sinnbild resp. Abkürzung der Stadt(gemeinde) und diese selbst als umgrenzter Rechts- und Friedensbezirk wahrgenommen und dargestellt worden ist. Dort, wo Heilige als Schutzpatrone der Stadt in die Darstellung mit aufgenommen wurden, erfährt dieser Aspekt eine zusätzliche religiöse Überhöhung. Im Hinblick auf die Gegebenheiten in Köln hebt Vf. den (herrschafts)symbolischen Stellenwert der Mauer im Zusammenhang der Auseinandersetzungen zwischen dem erzbischöflichen Stadtherrn und der Bürgerschaft im Ringen um die städtische Autonomie während des 12. und 13. Jh.s hervor; er erörtert den Aussagegehalt der Darstellungen der Stadtmauer auf den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtansichten, analysiert die Bedeutung(en) des Mauermotivs auf dem gotischen Stadtsiegel von 1268/69 (auch im Vergleich mit dem ältesten Siegel von 1149) und fragt nach der memorialen Funktion des Mauerkranzes auf dem Hochgrab Philipps von Heinsberg (aus dem 14. Jh.) sowie der des bekannten Reliefs mit der Darstellung der Schlacht an der Ulrepforte (1268). Vf. zeigt eindrucksvoll, dass es keine gewissermaßen alternativlose Deutung dieser Bilddokumente gibt, lässt aber keinen Zweifel daran, dass die Stadtmauer immer auch als ein Sinnbild der vom Stadtherrn emanzipierten autonomen Kommune verstanden worden ist, die auch unter bürgerlicher Herrschaft eine „Stadt der Heiligen“ (92) blieb (was jedoch nicht in jedem Fall als ein Hinweis auf das himmlische Jerusalem zu werten sei). Insofern war die Stadtmauer ein wichtiges identitätsstiftendes und das bürgerliche Selbstbewusstsein prägendes Element. V.H.

Rheinischer Städteatlas, hg. vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Lfg. XX, Nr. 100: *Düsseldorf*, bearb. von Klaus Müller; redaktionelle Bearbeitung: Margret Wensky (Gesamtredaktion), Esther Weiss (Kartographie) (Köln 2015, Böhlau Verlag). – Die 1288 von dem bergischen Grafen Adolf V. zur Stadt erhobene „villa Dusseldorp“ war bis ins 16. Jh. wirtschaftlich ein wenig bedeutsamer Platz. Handel und Gewerbe dienten ausschließlich der Versorgung der ortsansässigen Bevölkerung. Die Lage zwischen Köln, Neuss und Duisburg verhinderte, dass Düsseldorf Kaufleute im Fernhandel Fuß fassen konnten. Erst der Ausbau zur Residenzstadt der vereinigten Herzogtümer Jülich-Berg und Kleve und zur Festungsstadt brachte einen wirtschaftlichen Aufschwung, von dem vor allem der Tuch- und Weinhandel sowie das Baugewerbe profitierten. In der preußischen Zeit blieb Düsseldorf eine Verwaltungs- und Beamtenstadt, entwickelte sich aber seit den 1830er Jahren zu einer nicht unbedeutenden Industriestadt. – Die Mappe ist mit der gewohnten Sorgfalt erarbeitet worden. Der Textteil folgt dem bewährten Stichwortsystem (vgl. zuletzt HGBll. 130, 2012, S. 244f.); der im Vergleich zu anderen Mappen deutlich umfangreichere Kartenteil – allein acht Pläne sind den Festungsanlagen des 16. bis 18. Jh.s gewidmet – enthält neben den zum Standard gehörenden Grundriss- und topographischen Karten des 19. Jh.s eine nach der Flurkarte von 1795/1801 vorgenommene Umzeichnung des Stadtgrundrisses (im Referenzmaßstab 1:2500) und einige Themenkarten zur Stadtentwicklung nach 1945. Insgesamt stellt die vorliegende Mappe eine wichtige Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit der Geschichte der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt dar; zugleich ist sie ein unverzichtbares Arbeitsmittel für die vergleichende städtegeschichtliche Forschung in den Rheinlanden. V.H.

Vier Rathäuser. Aufsätze und Quellenedition zur Geschichte der Weseler Rathäuser, hg. von Martin Wilhelm Roelen (Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel, Bd. 37, Wesel 2015, Selbstverlag des Stadtarchivs, 206 Seiten, zahlreiche, teils farbige

Abbildungen). – Die Dortmunder Archivarin Luise von Winterfeld ist es gewesen, die 1927 entdeckte, dass es im Mittelalter in Wesel zwei Rathäuser an unterschiedlichen Standorten gegeben hat. Bis dahin war diese Tatsache auch in Wesel nicht bekannt. Der vorliegende Sammelband beschäftigt sich mit der Geschichte dieser beiden Rathäuser, aber auch mit den beiden Rathhäusern, die nach dem 2. Weltkrieg in Wesel gebaut worden sind, dem Rathaus in der Mathena-Vorstadt aus den 1950er Jahren und dem neuen Rathaus am Klever-Tor-Platz (erbaut in den 1970er, erweitert in den 1990er Jahren). An dieser Stelle gilt die Aufmerksamkeit den beiden mittelalterlichen Rathhäusern: Martin Wilhelm Roelen, *Das älteste Weseler Fleisch- und Rathaus* (9–19), ist es gelungen, hauptsächlich anhand der Baurechnungen, ein überraschend anschauliches Bild von der Baugeschichte und dem Aussehen des ersten Weseler Rathauses zu entwerfen. Im Jahre 1385 hatte die Stadt im westlichen Teil des Großen Marktes eine eingeschossige, weitgehend offene Fleischhalle errichten lassen. 1389/90 wurde diese Halle, die jetzt geschlossen und mit Fenstern versehen wurde, um ein Geschoss, das als Ratskammer diente, und ein Dachgeschoss erhöht und so zum Fleisch- und Rathaus umgebaut. 1396/97 erhielt der bis dahin wohl schmucklose Bau an der Südseite eine repräsentative Schaufassade mit Zinnen, zwei Erkern, Fassadentürmchen und vier Statuen, darunter eine Madonna mit Kind; Schöpfer dieser Fassade war ein Meister Gelis, über den aber außer dem Namen nichts bekannt ist. Anders als in der ortsgeschichtlichen Forschung durchgängig angenommen, ist dieses Rathaus nicht 1354 einem Brand in der Stadt zum Opfer gefallen, sondern 1455 abgerissen worden, weil in unmittelbarer Nähe ein neues Rathaus gebaut werden sollte. Mit diesem Bau beschäftigt sich ein weiterer Aufsatz R.s., *Das zweite, spätgotische Rat- und Fleischhaus* (21–50). Es entstand, einbezogen in die Häuserzeilen, zwischen dem Großen Markt und dem südl. davon gelegenen Fischmarkt. Notwendig geworden war der Bau, weil die wachsenden Aufgaben der städtischen Verwaltung einen größeren Raumbedarf erforderlich machten. Hinzu kamen die gestiegene politische Bedeutung und das Repräsentationsbedürfnis der Stadt, in der sich seit der Mitte des 15. Jh.s immer häufiger auch die Vertreter der zum Kölner Drittel gehörenden Hansestädte zu Beratungen trafen. In einem ersten Bauabschnitt wurde 1456/57 zum Fischmarkt hin ein neues dreigeschossiges Fleisch- und Rathaus errichtet, mit einer Werksteinfassade, an der als Schmuckelemente die alten Statuen (ergänzt um Figuren des hl. Christophorus und des hl. Willibrord) wieder angebracht wurden. In einem zweiten Schritt wurde das Gebäude 1472/73 zum Großen Markt hin erweitert. Auch dieser Neubau, der nun zunehmend die Funktionen des Rathauses übernahm, erhielt einen Schaugiebel mit einem Figurenprogramm, das mit dem der Südfassade weitgehend identisch war; erst Mitte des 19. Jh.s wurden die Heiligen- durch weltliche Herrscherfiguren ersetzt. Vf. hat eine Fülle von Einzelheiten zusammengetragen, welche den Erwerb der Baugrundstücke, die verschiedenen Phasen der Baugeschichte, die Gestaltung des Rathhausturmes, die Nutzung und Ausstattung der Räume oder die Baukosten betreffen und ein sehr anschauliches Bild der Geschichte des zweiten Weseler Rathauses bis zu seiner Zerstörung im Februar/März 1945 liefern. Das Fehlen einer eigenen Ratskapelle erklärt er mit der Nähe der Willibrordkirche. – *Heinrich Blanckebiel. Ein spätgotischer Baumeister und Bildhauer in Münster und Wesel* (51–81) ist Gegenstand eines Aufsatzes von Reinhard Karrenbrock. Blanckebiel, den K. mit dem bislang nur unter dem Notnamen „Meister des Krapendorfer Altares“ bekannten Bildhauer identifizieren kann, und der von 1467 bis zu seinem Tode 1489 in Wesel tätig war, war der Schöpfer der Marienfigur am nördlichen Schaugiebel des zweiten Weseler Rathauses; ob auch drei weitere Figuren aus seiner Werkstatt stammten, ist nicht gesichert. – Ein umfangreicher Anhang (131–204) enthält Baurechnungen bzw. Auszüge daraus für die Jahre 1386–1435, 1455–1458 und 1472–1478 sowie ein Glossar zu den die Arbeiten an den Bauten betreffenden Fachtermini.

Mit einiger Verspätung ist auf den Aufsatz von Werner Koppe, *Die Rolle der Stadt Recklinghausen im Hansebund* (Vestische Zs. 104, 2012/13, S. 65–83), aufmerksam zu machen. Die Ausführungen des Vf.s leiden allerdings darunter, dass ihnen Sichtweisen von „Hanse“ zugrunde liegen, die in der neueren Forschung seit langem nachdrücklich in Frage gestellt worden sind. Das gilt für den städtebündischen Charakter der Hanse, die Ablösung einer älteren Kaufmannshanse durch die Städtehanse im 14. Jh. oder die Vorstellung von den regionalen Städtebünden als Vorläufern der Hanse. Hinzu kommen etliche Missverständnisse im Einzelnen. Was Recklinghausen betrifft, so geht Vf. davon aus, dass die Stadt in der Zeit der Kaufmannshanse „eindeutige Hansestadt“ (74) gewesen sei, die dann in der Zeit der Städtehanse zu einer Dortmunder Beistadt abgestiegen sei. Die „eindeutige“ Hansezugehörigkeit begründet Vf. mit der Tatsache, dass sich im späten 13. und im 14. Jh. im Ost- und Nordseeraum Schiffer und Kaufleute mit dem Beinamen „de Rekelinchusen“ (u. ä.) finden (freilich ohne Angabe der Quellen). Nun steht außer Frage, dass seit dem späten 12. Jh. Menschen aus Westfalen in großer Zahl in die neu gegründeten Städte entlang der Ostseeküste abgewandert, dort ansässig geworden sind, sich im Fernhandel betätigt, das Bürgerrecht erworben haben und zur Ratsfähigkeit aufgestiegen sind – der vom Vf. vorgestellte Rigaer Kaufmann Gerd Gremmert ist ein gutes Beispiel dafür. Aber sie nehmen von da an als Lübecker, Stralsunder, Danziger oder Rigaer Kaufleute am hansischen Handel teil; der Herkunftsort wird damit nicht automatisch zur Hansestadt (!). Es ist deshalb gewiss kein Zufall, dass Recklinghausen nicht einmal in der Kölner Liste der Hansestädte von 1469 erwähnt wird. Erst in einer ebenfalls Kölner Liste von 1494, in der 29 kleinere Quartiersstädte aufgeführt werden, die zu den Kosten der in Bremen beschlossenen Tohopesate herangezogen werden sollten, wird auch Recklinghausen genannt. Und wenn im 16. Jh., besonders im Zusammenhang der Reorganisationsbestrebungen der Hanse, Recklinghausen verschiedentlich als hansische „Beistadt“ deklariert wird, dann bedeutet das ebenfalls nur, dass die Stadt an den Kosten, die dem Quartiersvorort durch die Besendung gesamthansischer resp. regionaler Tagfahrten entstanden, oder an gesamthansischen Umlagen beteiligt werden sollte. Über Recklinghausen als Hansestadt sagt das zunächst noch wenig aus; darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

V. H.

Walter Melzer, *25 Jahre Stadtarchäologie Soest – für Archäologen ein Wimpernschlag der Geschichte* (Soester Zs. 126/127, 2014/2015, S. 5–23), berichtet über die Aufgaben und die Tätigkeit der 1990 in Soest eingerichteten Stadtarchäologie, die aus Gründen der Zweckmäßigkeit dem städtischen Baudezernat zugeordnet wurde und eng mit dem für die Bodendenkmalpflege zuständigen Kulturdienst Archäologie beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe zusammenarbeitet, und erinnert an zahlreiche, innerhalb und außerhalb des Stadtgebiets durchgeführte Grabungen, deren Ergebnisse die Kenntnis der Frühgeschichte des Siedlungsplatzes Soest seit dem Neolithikum erheblich bereichert und auch bereits Eingang in die neue Soester Stadtgeschichte (Bd. 1, 2010; s. HGBl. 129, 2011, S. 267f.) gefunden haben.

V. H.

Wilhelm Koppe (†) und Gert Koppe, *Das Problem der Gleichnamigkeit am Beispiel der Lübeck-Soester Familie Stengrave* (Soester Zs. 126/127, 2014/2015, S. 59–75). Gestützt auf nachgelassene Vorarbeiten seines Vaters zeigt Gert Koppe am Beispiel zweier aus Soest stammender Johan Stengrave, die 1317 bzw. 1325 das Lübecker Bürgerrecht erwarben, was Personenforschung in mühevoller Quellenarbeit leisten kann, und macht zugleich auf die oft unlösbaren Probleme aufmerksam, die sich aus der im Mittelalter nicht unüblichen Namensgleichheit mehrerer Personen ergeben.

V. H.

Joachim Grade, *Der Anfang vom Ende? Überlegungen zur Bedeutung der Soester Fehde für den politischen und wirtschaftlichen Niedergang der Stadt* (Soester Zs. 126/127, 2014/2015, S. 77–99). Ausgangspunkt der Überlegungen G.s ist die Tatsache, dass in Soest seit 2009 im Zwei-Jahres-Rhythmus ein Stadtfest gefeiert wird, das an die Soester Fehde (1444–1449) erinnern soll, die im Verständnis der Befürworter als ein Zeichen der Verteidigung bürgerlicher Freiheitsrechte gegen die zunehmenden Ansprüche des (bis 1444) erzbischöflich-kölnischen Stadtherrn gilt. Dem steht die Auffassung gegenüber, dass die Fehde für eine „positive Traditionsbildung“ (78) ungeeignet sei, weil mit ihr der politische und wirtschaftliche Niedergang der nun klevisch-märkischen Stadt eingeleitet worden sei. G. hält dem im Einklang mit der neueren Forschung entgegen, dass weder Dietrich von Moers noch seine Nachfolger in der zweiten Hälfte des 15. und im frühen 16. Jh. eine konsequent auf eine Schwächung der Bördestadt abzielende Politik betrieben haben und dass Soest bis weit ins 16. Jh. hinein das wirtschaftliche Zentrum der Region geblieben ist. Insgesamt habe sich die Hinwendung zu der neuen Landesherrschaft für Soest als vorteilhaft erwiesen. Für den politischen und wirtschaftlichen Niedergang der Stadt seien vor allem die großen Kriege des 17. und 18. Jh.s verantwortlich gewesen. *V.H.*

Manfred Balzer, *Die spektakuläre Entdeckung der Paderborner Königspfalzen. Ein Rückblick nach 50 Jahren* (WestfZs. 165, 2015, S. 139–150), erinnert an die aufsehenerregenden Grabungen, die in den Jahren 1963 bis 1965 auf den Gelände nördlich des Domes unter der Leitung von Wilhelm Winkelmann durchgeführt wurden (ergänzende Grabungen fanden in den 1970er Jahren statt) und bei denen – für die stadthistorische Forschung in Paderborn ziemlich unerwartet – eine karolingische Pfalzanlage des 8./9. Jh.s (mit der in den Schriftquellen zu 777/778 erwähnten Salvatorkirche) zum Vorschein kam; ergraben wurden des weiteren die im frühen 11. Jh. erbaute ottonisch-salische Pfalz (Meinwerkau), ein aus der Zeit Meinwerks stammender bischöflicher Palast im Südwesten des heutigen Domes u.v.m. Insgesamt haben die Ergebnisse dieser Grabungen ein völlig neues Licht auf die frühmittelalterliche Geschichte der Paderstadt geworfen. *V.H.*

Reinhard Vogelsang, *Verhängung der Reichsacht über Bielefeld. Die Fehde von 1490/91* (100. Jahresbericht des Hist. Vereins für die Gft. Ravensberg, Jg. 2015, S. 21–36), berichtet über einen Prozess, den Johann von Oeynhaus 1490 vor dem Freigericht bei der Burg Canstein gegen die Stadt Bielefeld angestrengt hatte, nachdem Bielefelder Bürger ein der adeligen Familie gehörendes Dorf in Ostwestfalen überfallen hatten. Zu einem wirklichen Prozess vor dem Frei-/Femegericht kam es allerdings nicht, weil Bielefeld der Vorladung nicht folgte, sondern die Vermittlung durch die landesherrlichen Amtleute, später den Landesherrn selbst suchte. Obwohl noch weitere Gerichtstermine angesetzt wurden, seitens des Gerichts, das als Femegericht für sich in Anspruch nahm, in kaiserlichem Auftrag zu handeln, die Reichsacht gegen die Stadt verhängt wurde, und Johann von Oeynhaus der Stadt im April 1491 die Fehde erklärt hatte, um seine Ansprüche durchzusetzen, strebte auch er eine Lösung des Konflikts durch außergerichtliche Vermittlung an, zumal sowohl die Feme als auch die Fehde ihre Bedeutung als Institutionen der Rechtswahrung zu dieser Zeit längst verloren hatten. *V.H.*

Wolfgang Schindler, *Die Bielefelder Rechenbücher von 1665 und 1716 und der Bielefelder Handel in der Mitte des 17. Jahrhunderts* (100. Jahresbericht des Hist. Vereins für die Gft. Ravensberg, Jg. 2015, S. 37–70). Im Mittelpunkt der Ausführungen steht das 1665 in Lübeck gedruckte Rechenbuch, das 1686 in zweiter und 1716 in einer komplett überarbeiteten Neuauflage erschien. Unsicher ist, ob es 1803 noch einmal zu einer erneut

überarbeiteten Neuauflage gekommen ist. Verfasser war Reinhard Velhagen, nach eigenem Bekunden Schreib- und Rechenmeister in Bielefeld, dessen Anliegen es war, eine Handreichung zu schaffen für die Unterweisung der Jugend, namentlich der angehenden Kaufleute in der für die Geschäfte wichtigen Rechenkunst. Das Buch erläutert die Grundrechenarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen, den Dreisatz mit seinen verschiedenen „kommerziellen Anwendungen“ (46), es enthält Anleitungen zur kaufmännischen Gewinn- und Verlustrechnung u. a. m.; wegen des ausdrücklich lokalen und regionalen Bezugs werden bei allen Aufgaben, die in der Hauptsache dem Wirtschaftsleben entnommen sind, die in der Region umlaufenden Münzen sowie die örtlichen Maß- und Gewichtssysteme zugrunde gelegt. Da die Aufgaben ganz offenkundig einen realen Hintergrund haben, erlaubt das Rechenbuch auch einige Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Situation des Bielefelder Handels um die Mitte des 17. Jh.s, sowohl bezüglich der Handelsgüter als auch der Zielrichtungen des Fernhandels, bei denen Vf. Frankfurt mit seinen beiden großen Messen und Hamburg hervorhebt.

V. H.

Roland Linde, *Lemgo in der Zeit der Hanse. Die Stadtgeschichte 1190–1617* (Lemgo 2015, Verlag Brigitte Spethmann, 264 Seiten, zahlreiche, zumeist farbige Abbildungen). – Das letzte umfassende Kompendium zur Geschichte Lemgos erschien 1990 aus Anlass des „errechneten“ 800jährigen Stadtjubiläums (vgl. HGBl. 110, 1992, S. 121 f.). Seitdem haben sowohl die stadtgeschichtliche Forschung im allgemeinen als auch die lokale Forschung auf nahezu allen Feldern neue Erkenntnisse zutage gefördert, so dass es aus diesem Grunde, aber auch angesichts eines großen Interesses an einer fortlaufenden „Erzählung“ der Geschichte Lemgos auf der Grundlage des aktuellen Forschungsstandes – die letzte einschlägige Arbeit aus der Feder von Karl Meier-Lemgo stammt aus dem Jahre 1981 resp. 1962 –, geraten erschien, eine neue Stadtgeschichte Lemgos zu erarbeiten. Eine solche hat Vf. nun für die Zeit bis ins frühe 17. Jh. vorgelegt, wobei leitmotivisch die Beziehungen Lemgos zur Hanse als „identitätsstiftendes Erbe“ (252) der Gemeinde wahrgenommen werden. – Die Darstellung gliedert sich in vier Abschnitte: einen ersten, der die Zeitspanne von den ältesten Siedlungsspuren, die wohl schon in die Zeit Karls d. G. zurückreichen, bis zur „Gründung“ der Stadt durch Bernhard II. zur Lippe „um 1190“ behandelt (genauer: zwischen 1184/88 und 1197/1201, wobei die Stadtrechtsbestätigung von 1245 einen ersten Hinweis auf die Datierung liefert). Kern der Ansiedlung war vermutlich ein Herrenhof der lippischen Edelherren, bei dem sich, am Kreuzungspunkt zweier Fernwege, die von Deventer über Osnabrück in Richtung Braunschweig und Magdeburg bzw. von Bremen nach Frankfurt führten, möglicherweise bereits eine Niederlassung von Kaufleuten entwickelt hatte. In einem zweiten Abschnitt schildert Vf. den Prozess der Stadtwerdung sowohl in der Altstadt als auch in der vielleicht schon vor 1230 gegründeten Neustadt (mit eigener Befestigung, eigenem Rathaus, eigener städtischer Pfarrkirche) bis zur Vereinigung der beiden Städte im Jahre 1365. Im einzelnen geht es um die städtischen Verfassungen, die gewerbliche Entwicklung, die bauliche Gestalt, die Folgen des Schwarzen Todes und den Verfassungskonflikt in der Altstadt (um 1360), in dessen Verlauf es den Gilden gelang, einen größeren Einfluss auf das Stadregiment und die dauerhafte Einsetzung eines als „Meinheit“ bezeichneten Bürgerausschusses durchzusetzen, dessen Befugnisse vor allem die finanziellen Angelegenheiten der Stadt betrafen. Der dritte Abschnitt ist dem Zeitraum bis zum Beginn der Reformation gewidmet. Vf. beschreibt die sozialen und gewerblichen Verhältnisse im spätmittelalterlichen Lemgo, Aspekte des Alltagslebens, der Armenfürsorge, der Frömmigkeit, die Weiterentwicklung der städtischen Verfassung, wie sie in den „Regimentsnoteln“ von ca. 1450 und 1491 ihren Niederschlag findet und dadurch gekennzeichnet ist, dass die „Meinheit“ und die Vertretung der neun ratsfähigen

Gilden größere Mitwirkungsrechte durchsetzen konnten, die Landwehr, die Stellung der Stadt innerhalb des Territoriums und manches mehr. Im letzten Abschnitt geht es um die Einführung der Reformation in Lemgo, um das gewandelte Selbstverständnis des Rates im 16. Jh., die Modernisierung der Stadtbefestigung, die den Wohlstand der Bewohner widerspiegelnde Bautätigkeit in der Stadt, das geistige und kulturelle Leben, aber auch das dunkle Kapitel der Hexenverfolgungen und schließlich um den 1609 einsetzenden Konflikt mit dem Landesherrn Simon VI., der im Zuge der Reform der landesfürstlichen Verwaltung und Gerichtsbarkeit wesentliche Rechte der Stadt beschneiden und auch das lutherische Bekenntnis durch das reformierte ersetzen wollte (sich damit allerdings nicht durchsetzen konnte). – Vf. bietet ein umfassendes und aspektreiches Bild der stadgeschichtlichen Entwicklung bis in das frühe 17. Jh., wobei allerdings die städtischen Außenbeziehungen ein wenig zu kurz kommen. Größere Aufmerksamkeit gilt, wie bemerkt, den Beziehungen Lemgos zur Hanse, ohne dass diesen jedoch – mit Verweis auf die gründliche Untersuchung von F.-W. Hemann (1990) – systematisch nachgegangen wird. 1295 gehörte Lemgo zu den Städten, die um ihre Zustimmung zur Verlegung der Appellation gegen Urteile des Novgoroder Kontors von Visby nach Lübeck gebeten wurden. In den 1430er und 1440er Jahren hat Lemgo drei Mal einen Hansetag besandt; ansonsten waren die Beziehungen zur Hanse eher passiv. Vf. hebt hervor, dass seit dem 13. Jh. Angehörige Lemgoer Familien nach Lübeck und in andere Ostseestädte abgewandert und dort ansässig geworden sind. Da es auch aus diesem Grunde vielfach schwierig, wenn nicht unmöglich ist, die eine Herkunft aus Lemgo signalisierenden Namen eindeutig Lemgoer Kaufleuten zuzuordnen, sind die entsprechenden Nachrichten als Belege für die aktive Beteiligung Lemgoer Kaufleute am Hansehandel oft wenig aussagekräftig. Lemgo hat zwar seine Zugehörigkeit zur Hanse nie aufgekündigt, aber schon im 16. Jh. nicht mehr viel von der Hanse erwartet, sondern größere Chancen für die Wahrnehmung eigener Interessen in der engeren Zusammenarbeit mit den benachbarten ostwestfälischen Städten Bielefeld und Herford gesehen. – Bleiben auch hinsichtlich der Beziehungen Lemgos zur Hanse einige Wünsche offen, so ist insgesamt doch festzustellen, dass Vf. eine gut lesbare, streckenweise spannende Stadtgeschichte vorgelegt hat, die sich bewusst an einen breiteren Leserkreis wendet, gleichzeitig aber auch wissenschaftlichen Ansprüchen standhält. Das Buch ist mit reichem, den Text substanziell begleitendem Bildmaterial von bestechender Qualität ausgestattet; jeder an der Lemgoer Stadtgeschichte Interessierte wird es mit Vergnügen in die Hand nehmen und mit Gewinn lesen.

V.H.

NIEDERSACHSEN. Aus der Deiche-Reihe des Landschaftsverbandes Stade sind zwei weitere gewichtige Bände anzuzeigen. Michael Ehrhardt, der bereits in diesem Kontext die Deiche im Alten Land und in Wursten behandelt hat (s. HU 2005, S. 236 f. sowie HU 2009, S. 186), legt nunmehr eine Monographie zur Unterweser vor: „*Des Landes Ufer zu schützen*“. *Zur Geschichte der Deiche an der Unterweser* (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 43, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser VI, Stade 2015, Landschaftsverband, 890 Seiten, 327 Abbildungen). Die räumlich nach verschiedenen Flussregionen bzw. Herrschaftsverhältnissen gegliederte Darstellung, die fünf Großkapitel umfasst, basiert vor allem auf ungedrucktem Material aus diversen Archiven. Sie reicht von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart, behandelt vor allem aber die frühneuzeitliche Phase von 1500–1800. Ausführlich werden ebenfalls Entwicklungen im 19. und 20. Jh., so für Bremerhaven, dargestellt. Berücksichtigt werden vielfältige Themen: die Landschaft mit den physiogeographischen Bedingungen und anthropogenen Veränderungen, die Siedlungsgeschichte, Kolonisation des Landes und die soziale Gliederung der Bevölkerung, die politischen Verhältnisse, herrschaftlichen

Strukturen und die Verfassung mit besonderem Blick auf das Deichwesen und dessen Träger, ebenso die Deichbeamten, das Deichgericht und Deichrecht. Die gesamte Organisation und Technik des Deich-, Siel, Kanal- und Hafenbaus werden in ihrer Entwicklung, auch vor dem Hintergrund der Sturmfluten, genau beschrieben und von einzelnen Projekten mit ihren Schwierigkeiten bis zu erfolgreichen Realisierungen verfolgt. Insgesamt ist auf diese Weise ein umfassendes Standardwerk zu allen Deichaspekten an der Unterweser entstanden. Aus hansestädtischer Perspektive erscheint vor allem das fünfte Kapitel von Interesse, das die Deiche von Bremerhaven bis zum Bremer Weserwehr in den Blick nimmt.

Vom Umfang her etwas geringer, aber nicht minder gründlich gearbeitet ist die Darstellung von Norbert Fischer, der zuvor in der selben Reihe die Werke über die Deiche in Kehdingen und in Hadeln vorgelegt hat (s. HU 2005, S. 236f. sowie HU 2008, S. 304): *Von Seedeichen und Sturmfluten. Zur Geschichte der Deiche in Cuxhaven und auf der Insel Neuwerk*. Mit einem archäologischen Beitrag von Andreas Wendowski-Schünemann (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 46, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser VII, Stade 2016, Landschaftsverband, 409 Seiten, 143 Abbildungen). Der Band gliedert sich insgesamt nach einem systematisch-chronologischen Prinzip. Nach einer Einführung folgen grundsätzliche Ausführungen über Deiche, Schleusen und Stackwerke, schließt sich der archäologische Beitrag zur Frühgeschichte des Deichwesens an und geht es weiter um die Deichgeschichte im 16. Jh., das Projekt von 1618, die Weihnachtsflut von 1717, auch mit Blick auf die Mentalität bei Katastrophen. Die folgenden Kapitel erstrecken sich von den Rückdeichungen und dem Uferschutz im 18. Jh. über weitere Maßnahmen, aber auch die erneute Flut von 1825, bis zum Deichwesen im 20. und frühen 21. Jh., wobei auch der touristische Aspekt als Facette mitbedacht wird. Die Schlussüberlegungen, die F. auch anderenorts bereits aufgegriffen hat, gelten dem interessantesten Aspekt einer maritimen Gedächtnislandschaft, so dass in dieser Publikation stärker auch kulturwissenschaftliche Ansätze zum Tragen kommen. R. H.

Artilleriegeschosse aus Schlacken – Eine welfische Erfindung des 16. Jahrhunderts beschreibt Arne Homan (BraunschwJb. 96, 2015, S.11–26). Die im Harz in Hütten des Herzogs Julius seit 1569 und mindestens bis 1578 in großen Stückzahlen gefertigten Kugeln gingen über Kaufleute, die im Tausch das Fürstenhaus mit Luxusprodukten versorgten, in den Handel, speziell in die Niederlande und eventuell auch nach Sachsen. Auf Dauer konnten sie sich indessen wegen ihres häufigen Auseinanderbrechens nicht durchsetzen. R. H.

Mit unterschiedlichen Facetten der Osnabrücker Geschichte des Mittelalters und besonders der Frühen Neuzeit befasst sich ein Sammelband: „*Zu wissen und kundt sey hiemit...*“. *Neue Erkenntnisse zur Osnabrücker Landes- und Stadtgeschichte aus studentischen Forschungen*, hg. von Volker Arnke und Heinrich Schepers (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 54; Osnabrück 2014, Selbstverlag des Vereins, 328 Seiten, 11 Abbildungen). Es geht dabei um studentische Abschlussarbeiten, die von den Herausgebern zusammengeführt und thematisch geordnet worden sind. Der erste Teil des Bandes ist der Verfassungs- und Politikgeschichte gewidmet und enthält Beiträge zu Konfessionskonflikt, Machtpolitik und Verfassung nach 1648/50 (Volker Arnke), zu Friedhofsverlegungen in der Zeit der Aufklärung (Alexandra Faust) sowie zum Sedisvakanzstreit von 1698 und dem Konflikt um das Stiftsgrundgesetz (Heinrich Schepers). Vier weitere Arbeiten beziehen sich mehr oder weniger auf die Osnabrücker Gesellschaftsgeschichte und behandeln frühneuzeitliche Leichenpredigten am Beispiel einer Bad Essener Familie (Pia Dransmann), die Untersuchung eines Totschlags durch einen Adligen vor dem städtischen Gericht 1648–1658 (Jan-Henrik Evers), das Verhältnis von Stadt und Garnison unter Ernst

August I. (Teresa Minnich, Volker Arnke, Heinrich Schepers) sowie das von Justus Möser herausgegebene Intelligenzblatt der Osnabrückischen Anzeigen (Matthias Möhlmann). Bei der Osnabrücker Kunst- und Architekturgeschichte wird dann z. T. auch das Mittelalter einbezogen. Die Osnabrücker Johanniskirche wird speziell im Kontext der Übernahme von westfälischem Formengut in die niedersächsischen Hallenkirchen betrachtet (Monika Hegeberg), für den Dom und die Marktkirche St. Marien werden die kunstgeschichtlichen Zeugnisse aus der Frühen Neuzeit ausgewertet (Christian Petersen-Deuper). Mit Blick auf die Hansegeschichte ist vor allem der letzte Teil des Sammelbandes von Belang. Nach kurzen Ausführungen von Tanja Hüninghake über handschriftliche Quellen und ihre Relevanz für das Geschichtsstudium und einer knappen Einführung von Johannes Ludwig Schipmann in die Quellenedition zur Osnabrücker Hansegeschichte folgt eine *Edition ausgewählter Archivalien zur Hansegeschichte aus dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Osnabrück*, erstellt von 10 Bearbeitern und abschließend redigiert von Johannes Ludwig Schipmann und Tanja Hüninghake. Sie enthält 27 Stücke zwischen 1564 und 1669 mit Korrespondenzen zwischen größeren und kleinen Städten der Region (u. a. auch Quakenbrück) sowie weiteren Texten, vor allem im Kontext von Hansetagen bis hin zur letzten Tagfahrt und Beratungen u. a. über die schwierige Situation der Kontore oder den Zustand der Hanse allgemein. Der Briefwechsel zwischen Osnabrück und Quakenbrück 1592 stärkt die These von Volker Henn, wonach in der Spätzeit etliche kleinere Städte von größeren als angebliche Teilhaber hansischer Privilegien aufgeführt und zur Kostenbeteiligung aufgefordert wurden, sich aber ihrer Zugehörigkeit nicht bewusst waren und daher nicht wirklich als Mitgliedstädte der Hanse gezählt werden können. Interessant erscheinen auch Kostenabrechnungen für Gesandte zu den Hansetagen von 1572 und 1598 sowie ein Spottgedicht über einen mit Familie reisenden Bremer Ratsendeboten. R. H.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. Söhren Schlueter, *Der Lübecker Lehnsstreit 1252–1254. Die Reichsstadt in einem diplomatischen Konflikt der Interregnumszeit* (ZLG 95, 2015, S. 9–36). – Als Dank für die Wahl zum (Gegen-) König 1252 belehnte Wilhelm von Holland den sächsischen Herzog Albrecht I. und Markgraf Johann I. von Brandenburg mit der Reichsstadt Lübeck. Die Anweisung des päpstlichen Legaten an die Bischöfe von Havelberg und Schwerin, die Lübecker zur Anerkennung der Vergabe an die Askanier zu ermahnen, wurde durch die Appellation an den Legaten zurückgewiesen. Papst Innozenz IV. bestätigte 1254 die Reichsunmittelbarkeit Lübecks. G. M.

Ulrike Förster, *Die Lebenswelt des Lübecker Bürgers Clawes Schernekowe († 1442/43) im Spiegel seiner Testamente* (ZLG 95, 2015, S. 37–61). – Die Änderungen in den Testamenten deuten auf eine Verschlechterung der finanziellen Verhältnisse hin, wahrscheinlich nach der Berufstätigkeit des Testators etwa im Alter von 70 Jahren. Erkennbar ist eine besondere Beziehung zum Franziskanerkloster, dessen Allerheiligen-Bruderschaft, zur Ehefrau und einer Großnichte. G. M.

Heinrich Dormeier, *Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies († 1532). Teil 2: Handelsaktivitäten, gesellschaftliches Umfeld und das „Exil“ während der Reformation* (ZLG 95, 2015, S. 63–112). – Der um 1504/05 von Münster nach Lübeck gezogene Kaufmann war Mitglied in fünf geistlichen Bruderschaften und in der Greveradenkompanie. Als Ratsherr beteiligte er sich mit Bernd Bomhouwer 1523 beim Flottenunternehmen gegen Christian II. und bei der Inthronisation Gustav Vasas in Strängnäs. Als wohlhabender Großkaufmann betrieb er vielseitige Waren- und Geldgeschäfte nach Oberdeutschland,

Schweden und ins Baltikum. Neben der detailreichen Darstellung seiner gesellschaftlichen und familiären Beziehungen und seiner Aufgaben als Bürgermeister, gewählt 1529, wird besonders seine strikte Ablehnung der Reformation zusammen mit Nikolaus Brömse und der Auszug der beiden aus der Stadt 1531 – es ist das Jahr der neuen Kirchenordnung Bugenhagens für Lübeck – ausführlich, zum Teil mit neuen Hinweisen und Interpretationen dargestellt. Beide Bürgermeister wurden am Hof Karls V. in Brüssel zu Reichsrittern erhoben und konnten aus der Ferne für das Wohl Lübecks sorgen, Karl V. stellte u. a. einen Schutzbrief für das Johanniskloster aus. Nach neuen Belegen starb Plönnies vor den Täuferunruhen Mitte 1532 in Münster. G. M.

Antjekathrin Graßmann, *Stipendia*, „*derer keine geringe Anzahl von dieser Stadt löblich gehalten wirdt*“. *Zur Studienförderung in der Reichs- und Hansestadt Lübeck* (ZLG 95, 2015, S. 115–157). – Gestützt auf die günstige Überlieferung der Verwaltungsakten werden die privaten Studienstiftungen, ihre Wandlungen und Ordnungsansätze in ihrem Wirken vom 15. bis ins 20. Jh. umfassend dargestellt. Die privaten Stipendienvergaben (überwiegend in Zusammenhang mit Testamenten) sollten für das Gemeinwesen den Nachwuchs von Geistlichen und juristisch geschulten Verwaltern fördern, wurden aber nicht von der Stadt gemeinsam verwaltet oder eingerichtet. Der Schwerpunkt der Stiftungen lag im 16. und besonders im 17. Jh., deutet damit eine wirtschaftliche günstige Lage an trotz des hansischen Rückganges. Die Inflation von 1922/23 beendete die lange Tradition in einer Sammelstiftung „Vereinigte Testamente“, geblieben ist nur die Parcham'sche Stiftung von 1602. In Übersichten werden Zeit, Art der Stifter, Kapitalhöhe, Ausschüttungen, Begünstigtenzahlen genannt; die Vergabe und Auswahl der Stipendiaten selbst, ihre Studien-Orte und -Wahl können in diesem detailreichen Überblick nicht genannt werden. Die privaten Studienförderungen zeigen in der bürgerlichen Initiative eine Art Sozialfürsorge für die Entwicklung einer Funktionselite der Stadtgemeinde. G. M.

Michael Scheffel, *Das Beichthaus am ehemaligen Dominikanerkloster St. Maria Magdalena in Lübeck. Eine baugeschichtliche Untersuchung* (ZLG 95, 2015, S. 315–355). – Das freistehende Haus – der einzige sichtbare Rest des ehemaligen Klosters – dokumentiert in der langen Baugeschichte einen der wenigen erhaltenen speziellen Bauten aus der Pestzeit. Das Beichthaus wurde zwischen 1350 und 1358/59 in den Steilhang im Westen des ehemaligen Burggeländes und des seit 1227/28 dort entstandenen Dominikanerklosters gebaut. In der zur Stadt zugänglichen überwölbten langen Halle diente es den Mönchen zur Beichte der Bürger und mit einer Begräbniskapelle auch als Grabstelle gegen Zahlungen an das Kloster. Seit der Reformation diente das Kloster als Armenhaus. Die exponierte Lage am Steilhang erforderte mehrfach Umbauten und Sicherungen der Halle und des Obergeschosses bis zur Einrichtung des Archäologischen Museums 2001–2011 der Stadt Lübeck und der gegenwärtigen Nutzung als Teil des Hansemuseums. G. M.

Ingrid Schallies, *29. Bericht der Lübecker Archäologie für die Jahre 2014/2015* (ZLG 95, 2015, S. 357–398). – Aus den umfangreichen Grabungsergebnissen mit Schwerpunkten in der Großgrabung im Gründungsviertel, auf dem Grundstück Breite Straße 93 und dem Areal des Burgklosters im Zusammenhang mit dem Bau des Hansemuseums können hier nur einige Details genannt werden; sie geben insgesamt über die Fläche der Lübecker Altstadt verteilte Hinweise auf frühe Befunde, die noch ins 12. Jh. hineinreichen: Im Burgtor- (Burgkloster-) Bereich ist eine kontinuierliche Besiedlung seit dem Neolithikum nachgewiesen. Der im Gründungsviertel ergrabene vollstän-

dige Holzkeller (um 1176!!) mit Backstentreppenanlage soll vollständig konserviert werden. Bei den Renovierungsarbeiten im Bereich der Synagoge konnten Kellerreste der Vorgängerbauten des ehemaligen Adelshofes freigelegt werden. Beim ehemaligen Beguinenhaus „Brigittenhof“ in der Wahmstraße weisen Holzfunde eines Kellers auf Nutzungen im 13. Jh. hin. Grabungen im Bereich des Gymnasiums „Oberschule zum Dom“ sind außerhalb des erhaltenen Gewölbekellers der ehemaligen Domprobstei und ergaben keine neuen Funde. G. M.

Klöster, Stifte und Konvente nördlich der Elbe. Zum gegenwärtigen Stand der Klosterforschung in Schleswig-Holstein, Nordschleswig sowie den Hansestädten Lübeck und Hamburg, hg. von Oliver Auge und Katja Hillebrand (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 120, Neumünster 2013, Wachholtz-Verlag, 433 Seiten, Abbildungen). – Zwar ist der Begriff „Öffentlichkeitsoffensive“ im Vorwort der elf Aufsätze der modischen Wortwahl des heutigen Wissenschaftsbetriebs geschuldet, aber der Leser wird angenehm enttäuscht. Es handelt sich um einen umfassenden Sammelband (= Ertrag einer Tagung 2010, mit Ausstellung). Von dem früheren Kieler Landeshistoriker Thomas Riis mit einem sog. Klosterregister begonnen, soll nun, durch seinen Nachfolger Oliver Auge und der Spezialistin für die Klosterforschung Katja Hillebrand gefördert, ein schleswig-holsteinisches Klosterbuch heranreifen. Es wird eine vollständige, handbucharartige Dokumentation zur Geschichte klösterlichen Lebens im genannten Bereich, d. h. über die etwa 50 geistlichen Einrichtungen, enthalten und die Reihe der fertigen oder in Arbeit befindlichen Klosterbücher Deutschlands ergänzen. Verständlicherweise sind hier die Hansebezüge nicht gerade reichlich. Jedoch ist natürlich nicht zu leugnen, dass kirchen- und kulturgeschichtliche Aspekte auch den Hintergrund hansischen Geschehens mit illustrieren. Nach dem *Werkstattbericht* des Forschungsprojekts und Publikationsvorhabens von Katja Hillebrand (15–48) schildert Enno Bünz *Genese und Gestalt der mittelalterlichen Sakrallandschaft nördlich der Elbe* (49–84). Die *Klöster des Landes Dithmarschen* fasst Reimer Hansen unter der Überschrift *Landschaftliche Verfassungs- und klösterliche Lebensordnung* (85–100) zusammen, und Oliver Auge sichtet *Begegnungsstätten von Kirche und Welt. Monastische und klerikale Einrichtungen in Schleswig-Holstein im Wirkungsfeld territorialer und städtischer Herrschaft* (101–146). Johannes Rosenplänter, Kenner der Geschichte des Klosters Preetz, stellt ihr hier die (zu verneinende) Frage: *Klösterliche Grundherrschaft als wirtschaftlicher Impulsgeber?* (147–163). Mit eindrucksvollen Abbildungen widmen sich Kerstin Schnabel dem *mittelalterlichen Buch- und Bibliothekswesen geistlicher Gemeinschaften in Schleswig-Holstein* (165–216), Uwe Albrecht der *Architektur und Kunst der Klöster des Mittelalters* (217–245) und schließlich Klaus Krüger den *Funktionen epigraphischer Denkmäler zwischen Kult und Erinnerung* (247–259). Klaus-Jürgen Lorenzen-Schmidt stellt sein langjähriges Unternehmen *Prosopographie und Klosterforschung am Beispiel ausgewählter Hamburger und Holsteiner Ordensniederlassungen* (367–375) vor, und schließlich fasst Thomas Riis die *Gedanken zur Tagung* (377–395) ausführlich zusammen. Besonders hervorzuheben aber und bereichernd auch für hansische Fragen ist der sehr gründliche und wohlfundierte Aufsatz von Heinrich Dormeier *Neue Ordensniederlassungen im Hanseraum: Lübecker Stiftungen zugunsten des Birgittenklosters Marienwohlde bei Mölln 1413–1534* (261–366). Auf Initiative der 1391 heiliggesprochenen Birgitta von Schweden (1303–1373) entstanden seit 1346 zuerst mit Vadstena insgesamt 26 Birgittenklöster im nordeuropäischen Raum (zwischen Bergen in Norwegen, Stralsund und Piritä bei Reval (Estland), ja sogar in der Nähe von London und Florenz), so auch Marienwohlde 1313/14 (geweiht 1458), 1534 vom Herzog von Sachsen-Lauenburg dem Erdboden gleichgemacht.

Berichte von Wundern, Wallfahrten, seine Funktion als Finanzzentrum und Tagungsort verbreiteten schnell den Ruf dieses Doppelklosters für Mönche und Nonnen und förderten seine Attraktivität. D.s Quellen, die auch Aussagen über Kleidung und Verwaltung, Sachkultur und bauliche Gestaltung des Klosters, weniger aber über die Insassen, zulassen, sind weitgestreut (Lüneburg, Mölln, Stockholm, Uppsala und Schleswig) und führen über die bisher einzige Bearbeitung des Themas von Ernst Deecke (1848) weit hinaus. Das Hauptreservoir schriftlicher Überlieferung stellen jedoch die Lübecker Bürgertestamente dar, in denen sich Wirtschaftsinteressen und Frömmigkeitspraxis verknüpfen. So ergibt sich ein buntes Kaleidoskop von Personen mit politischen, d.h. auch hansischen, Beziehungen. In den 120 Jahren seines Bestandes haben etwa 500 Bürger es häufig mit reichen Legaten bedacht. Es werden einige ausführlicher behandelt; hier seien beispielsweise genannt der Ratsherr Overdyk 1461, früher Ältermann des Brügger Kontors, oder Albert Bischof 1459, Flandernfahrer, auch der Tuchhändler Hermen Evinghusen 1449, vor allem aber der Krämer Hinrik Dunkelgud, dessen Geschäftsbuch um 1500 überliefert ist. Ein detaillierter Anhang gibt eine akribische Übersicht über die einzelnen Legate aufgrund der Lübecker Testamente. – Der vielseitige und grundlegende Band (mit Personen- und Ortsindex) lässt auf das Klosterbuch gespannt sein.

Antjekathrin Graßmann

Harm von Seggern, *Quellenkunde als Methode. Zum Aussagewert der Lübecker Niederstadtbücher des 15. Jahrhunderts* (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, Neue Folge LXXII, Köln 2016, Böhlau Verlag, 328 Seiten). – Den Archivar freut es immer, wenn sich Historiker mit den schriftlichen Quellen ihrer Arbeit beschäftigen. Deshalb war die Vorfreude groß, ein Buch rezensieren zu dürfen, das sich mit dem Aussagewert mittelalterlicher Stadtbücher als einer wichtigen Quellengruppe für die Geschichte der – nicht nur – Hansestädte beschäftigt. Um es gleich vorwegzunehmen, Rz. ist sich nach der Lektüre nicht ganz sicher, was die hier zu rezensierende Arbeit als Primärergebnis haben soll. Zwei Möglichkeiten bieten sich an. Erstens, es ist die Formulierung einer „Quellenkunde als (geschichtswissenschaftliche, Zusatz, D. S.) Methode“, wie im Haupttitel angegeben, mit dem Ziel, insbesondere den Verfechtern des „linguistic turn“ und der „Diskursanalyse“ eine Alternative zu bieten. Oder es ist zweitens eine Analyse der Lübecker Niederstadtbücher, oder jedenfalls eines kleinen Teils derselben, nach methodischen, formalen und inhaltlichen Kriterien, um ihren Aussagewert für die geschichtswissenschaftliche Forschung zu bestimmen.

Enthalten sind beide Aspekte in diesem Buch. Vielleicht sollen sie auch als gleichrangig nebeneinander gewertet werden. In z. T. sehr weit ausholenden Ausführungen lässt uns der Autor an seinem eigenen Erkenntnisgewinnungsprozess teilhaben und gibt eine Vorstellung, wie er bei der Bearbeitung der Niederstadtbücher über die Erörterung von editorischen und auswertenden Einzelfragestellungen zu den grundlegenden methodischen Überlegungen zum „(Erkenntnis)Wert von Schriftquellen in ihrer Doppelfunktion als Überrest der und Fenster in die Vergangenheit sowie als Arbeitsmittel des Historikers“ kam. Fast möchte man meinen, man hat eine Art Tagebuch eines Historikers vor sich, der all die Dinge, die ihm während seiner Arbeit durch den Kopf gegangen sind, aufgeschrieben hat.

Das Buch ist nach Aussage des Vorwortes der erste Teil der Habilitationsschrift des Autors. Es beschäftigt sich, wie schon ausgeführt, mit methodischen und editorischen Fragestellungen im Zusammenhang mit der Bearbeitung eines Teils der Lübecker Niederstadtbücher. Die inhaltliche Auswertung hat er, nachgewiesen im Literaturverzeichnis, bereits in einer Reihe von Aufsätzen in den letzten Jahren vorgenommen, wenn auch sicherlich noch nicht annähernd erschöpfend. Formal gliedert sich die Arbeit in neun Teile, von denen aber die Teile VIII und IX das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie

das Sachregister darstellen. Teil VII unter dem Titel „Bilanz – die Niederstadtbücher und ihr Ertrag für die spätmittelalterliche Stadtgeschichtsforschung“ bietet nochmals abschließende Überlegungen zu den beiden eingangs benannten Zielstellungen. Die Teile I und II sind eine Untersuchung des historiographischen Zugangs bzw. eine Darstellung des historischen Rahmens, indem dort quellenkundliche Aspekte und die Quellen selbst vorgestellt und analysiert werden, sowie die „gesellschaftlich-politische Verfasstheit Lübecks im Spätmittelalter“ präsentiert wird. Die Teile III, IV und V beinhalten dann die Untersuchung der Niederstadtbücher nach methodischen, formalen und inhaltlichen Aspekten. Unter methodischen Aspekten (Teil III) versteht von Seggern u. a. Sprache, Datierung, Behandlung von Personennamen, Abkürzungen und Währungsangaben, dann aber auch das Zustandekommen der Einträge, sprich das hinter ihnen stehende Verwaltungshandeln. Die formale Analyse (Teil IV) behandelt aus archivfachlicher Sicht aktenkundliche Aspekte, und in der Tat entlehnt der Autor einige Begrifflichkeiten aus der Urkundenbeschreibung (Diplomatik) zur formalen Beschreibung der Stadtbucheinträge. Nicht nur hier, sondern überall, wo er auf aktenkundliche Fragestellungen eingeht, fällt auf, dass von Seggern die einschlägige archivwissenschaftliche Literatur vollständig außer Acht lässt. Die inhaltliche Analyse (Teil V) ordnet die außerordentlich vielfältigen Einträge der Lübecker Niederstadtbücher, für einen Stralsunder Archivar drängt sich ein Vergleich mit dem dortigen „Liber Memorialis“ auf, auch wenn keine wirkliche Übereinstimmung besteht, nach ihrem formal-rechtlichen Charakter. Es finden sich demnach dort Einträge zur freiwilligen Gerichtsbarkeit und zu Zivilrechtssachen, insbesondere Erb- und Vormundschaftsrecht, ebenso wie Strafsachen, etwa Bürgschaften für ehrenhafte Hinrichtungen und Sühneleistungen.

Teil VI schließlich behandelt die in den Einträgen der Niederstadtbücher vorkommenden Personen wie Worthalter, Vorsprecher und Prokuratoren. Hier wie auch in allen vorangegangenen Teilen der Arbeit werden die Untersuchungen immer nahe an der Quelle, sprich anhand von Beispielfällen, erläutert. Dagegen vermisst man in allen Teilen eine Zwischenzusammenfassung. Dies um so schmerzlicher, weil auch Teil VII als Gesamtzusammenfassung das nicht oder nur in Ansätzen leistet. Das ist auch das größte Manko der Arbeit, die Ergebnisse dieser zweifellos umfassenden und detaillierten empirischen Untersuchungen sind häufig in sehr ausführlichen Texten versteckt. Man muss also viel lesen, was bei einer stringenteren Textgestaltung unter Verwendung von Zwischenzusammenfassungen nicht in dem Maße notwendig gewesen wäre.

Am Ende bleibt auch die spannende Frage, wie man mit der schier unglaublichen Materialfülle von 348 Bänden Lübecker Niederstadtbuch insgesamt umgehen will? Denn von Seggern hat für seine Untersuchungen lediglich drei davon aus den Jahren 1478 bis 1495 herangezogen. Er konnte beeindruckend zeigen, welches historiographische Potential in ihnen steckt. Aber serielle Quellen entfalten ihre ganze Aussagekraft erst bei möglichst vollständiger Auswertung. Dafür ist ihre Aufbereitung, für die von Seggers Untersuchung eine grundlegende Vorarbeit darstellt, unerlässlich. Ob es gelingen wird, die hierfür notwendigen Ressourcen bereitzustellen, bleibt abzuwarten. Zu wünschen wäre es jedenfalls.

Dirk Schleinert

Lübeck 1500 – Kunstmetropole im Ostseeraum (Petersberg 2015, Verlag Michael Imhof, 448 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen) hg. von Jan Friedrich Richter. – Anlass für die Lübecker Ausstellung war einerseits das fünfhundertjährige Jubiläum der Grundsteinlegung des St. Annen-Klosters und andererseits der einhundertste Jahrestag der Eröffnung des St. Annen Museums. Jan Friedrich Richter stellt in seiner Einführung (17f.) Lübeck als „mittelalterliche Weltstadt der Kunst“ mit einem Einzugs-

gebiet von Island bis Novgorod vor. Obwohl die Ausstellungsobjekte zumeist zum Sammlungsbestand des Museums gehören (80 der verzeichneten 103 Objekte im Katalogteil werden in Lübeck aufbewahrt), soll der Katalog einen länderübergreifenden Blick einnehmen. Betrachtet werden Bildwerke aus dem Zeitraum von etwa 1460 bis ungefähr 1540. Daneben finden sowohl die Lübecker Goldschmiedekunst, der Buchdruck und auch Gebrauchsgegenstände, die bei Grabungen im Stadtgebiet gefunden wurden, Beachtung. Letztere verbinden die reale Lebenswelt des mittelalterlichen Betrachters mit den Darstellungen in der Kunst. An die Einführung schließen sich Essays an, die in einem ersten Block die Rahmenbedingungen, sodann die Kunst selbst in den Blick nehmen. Drei weitere Aufsätze beschäftigen sich mit der Kunst- und Sammlungsgeschichte, woran sich der Katalog anschließt. Heinrich Dormeier (21–30) wertet Lübecker Testamente aus. Es gelingt ihm, exemplarisch ausgewählte Kunstwerke mit ihren Stiftern zu verknüpfen. Darüber hinaus weist er die überregionale Vernetzung der Stifter nach. Leider sind bislang die Archivalien in dem uns interessierenden Zeitraum nur zu einem geringen Teil gedruckt zugänglich. Barbara Welzel (31–38) stellt die Frage, ob wir durch die Vorstellung, wie Reiseberichte und Legenden die Gespräche der Kaufleute beeinflusst haben könnten, zu einem besseren Verständnis der Kunstwerke kommen können. „Erschließen sie der (kunst-) historischen Forschung das „period eye“, den Blick des Zeitgenossen?“ Damit kommt sie zu den Natterzungen, fossilen Haiﬁschzähnen, Büffel-, Wisent- und Auerochsenhörnern, die als Greifenklauen verkauft wurden und von fernen Welten und ihren exotischen Luxusgütern zeugten, zu denen auch kostbare Seidenstoffe gehörten, und schlägt so den Bogen zu den Kunstwerken, die in der Ausstellung gezeigt werden. Jan von Bonsdorff (39–44) betrachtet die Lübecker Kunst als Handelsware im Ostseeraum, d.h. Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Estland. Aus dem 12., 13. und 14. Jh. haben sich dort Holzskulpturen aus dem Rheinland, aus Sachsen, England und Frankreich erhalten, im 15. Jh. bestand dagegen der größte Teil der Retabel aus Importen aus Lübeck, um 1500 erfolgte jedoch eine Veränderung hin zu Lokalproduktion. Beginnend mit dem Barbara-Altar, der aus Kalanti ins Nationalmuseum Helsinki gelangte, und dessen Malereien lange dem „schwer greifbaren“ Meister Francke in Hamburg zugeschrieben wurden, begibt er sich auf eine fiktive Reise durch Schweden und stellt exemplarisch unterschiedliche Provenienzen der in den Kirchen bewahrten Retabel und Skulpturen fest. Die Auftraggeber oder Stifter sahen sich einer breiten Angebotspalette gegenüber, ihre Bestellung wurde von einem Mittelsmann, der Beziehungen zu Hansekaufleuten unterhielt, an die Künstler oder Werkstätten weitergegeben. Johannes Schilling (35–53) konzentriert sich auf die historischen Abläufe rund um die Einführung der Reformation. Der zweite Block der Essays startet mit der Frage: „Kunst um 1500 in Lübeck – Was ist das?“ Jörg Rosenfeld (57–65) nähert sich der Antwort zunächst mit einem Blick in die kunsthistorische Literatur in den 20er Jahren des 20. Jh.s, distanziert sich aber von den zugespitzten Äußerungen Wilhelm Pinders. Sein Essay handelt viele konkurrierende Themen ab, die im Detail vielleicht besser bei den entsprechenden Katalognummern untergebracht gewesen wären. Auch im Essay von Jan Friedrich Richter (67–80) geht es um Austausch. Um die Kunst Lübecks besser zu verstehen, arbeitet er den Kontrast zwischen einem Importstück, dem sog. Grönauer Altar, der um 1420 in Brügge entstand, und zwei Retabeln heraus, der Goldenen Tafel in Lüneburg und dem Hochaltarretabel der Lübecker Marienkirche. Allerdings wird eine „Stillage“ und ihre Verbreitung beschrieben, die aufgrund der auch vom Autor so empfundenen Unübersichtlichkeit für den Katalogleser kaum nachvollziehbar ist. Richter zählt eine Reihe von Retabeln auf, die auf die ein oder andere Weise miteinan-

der verknüpft werden, eine detaillierte Stilanalyse, die aus Platzgründen exemplarisch hätte durchgeführt werden müssen, lässt er allerdings gänzlich vermissen. Auch werden Stil und ikonographische Besonderheiten in eine unverständliche Beziehung gesetzt. Der Leser hat zuweilen den Eindruck, einem Jongleur zuzusehen, der damit beschäftigt ist, viele Bälle in der Luft zu halten. Dagegen bietet der Aufsatz zu Bernt Notke von Matthias Weniger (81–90) einen klaren Überblick: Nach einem kurzen Abriss der Forschungsgeschichte und ihrer Verwerfungen konzentriert er sich auf die urkundlich überlieferten Daten und wendet sich den erhaltenen Werken zu. Im Gegensatz zu Werkstattprodukten anderer Künstler, die darauf achteten, einen erkennbaren Werkstattstil durchzusetzen und beizubehalten sind die Werke Notkes in keiner Weise homogen. Er setzt sich mit der immer schon hin und her gewendeten Frage auseinander, ob Notke überhaupt Schnitzer, vielleicht doch nur Maler und Unternehmer war, der für Schnitzereien Auftragnehmer fand. Interessant werden seine Ausführungen durch die abwägende Darstellung aller Faktoren, die zur Ergebnisfindung beitragen könnten. Miriam J. Hoffmann (91–103) liefert zunächst eine Aufzählung von bemalten Holztafeln, einem wie sie meint „künstlerischen Exportschlager“. Sie gliedert ihre Liste nach Ausstattungsgattungen, Bildtafeln, Retabeln und Heiligenschreinen und charakterisiert die Ikonographie ihrer Darstellungen. Anschließend wendet sie sich dem Problem der Zuschreibungen der Kunstwerke zu, die nicht signiert oder durch Archivalien mit einer Künstlerpersönlichkeit verbunden werden können. Um auf Zuschreibungen an ein Künstlerindividuum verzichten zu können, schlägt sie die Einteilung in Werkgruppen vor. Der Begriff bleibt aber sehr vage. Lothar Lambacher (105–112) behandelt die Lübecker Goldschmiedekunst. Beinahe die Hälfte des erhaltenen Bestandes aus der Zeit um 1500 konnte in der Ausstellung gezeigt werden. „Die wenigen erhaltenen Zeugnisse ihrer Kunst lassen uns heute nur mehr schemenhaft erahnen, welch herausragendes Zentrum der europäischen Goldschmiedekunst Lübeck um 1500 gewesen sein muss.“ In seinem Artikel über den Lübecker Buchdruck umreißt Hubertus Menke (113–121) die Entwicklung Lübecks zu einem „gewinnträchtigen Druckort“, in dem das Druckgewerbe zu einer einzigartigen Blüte kommt. Sowohl die Druckerzeugnisse als auch die Druckereien werden vorgestellt und dabei nicht nur die wirtschaftlichen Strukturen verdeutlicht, sondern auch unterschiedliche Verfassergruppen, Auftraggeber, Adressaten und Rezipienten benannt. Die Essays des dritten Katalogteils befassen sich mit der Kunst- und Sammlungsgeschichte des St. Annen-Museums. Iris Wenderholm (125–133) greift etwa 200 Jahre zurück, als mit Carl Friedrich v. Rumohr die Vorgeschichte des St. Annen-Museums ihren Anfang nahm. Der holsteinische Adlige war als Kunsthistoriker nicht nur „eine wichtige Stimme für die in den Lübecker Kirchen bewahrten Kunstwerke und [kann] nicht zuletzt als Wiederentdecker des Lübecker Memling-Altars gelten.“ Er rief erstmals dazu auf, sich wissenschaftlich mit dem norddeutschen Kulturerbe zu beschäftigen. Bei seinen Forschungen konzentrierte er sich auf die Objekte selbst und ließ sich nicht von Überliefertem leiten. Besonders hervorgehoben wird der frühe Text *Einige Nachrichten von Alterthümern des transalpinischen Sachsens*, der als „geistesgeschichtliche Grundlage der Lübecker Museumsgründung rund hundert Jahre später gesehen werden [kann]“. Barbara Schellewald (135–141) stellt fest, dass die Kunstproduktion in Lübeck gesondert von der allgemeinen Kunstgeschichte behandelt wurde. Ihre Beispiele verdeutlichen, dass gerade in Überblicksdarstellungen der Oberrhein und Süddeutschland das Bild bestimmen, und sie versucht „das durchaus geringe Interesse an der Kunst eines für die Kultur des 15. Jh.s überregional bedeutenden Zentrums wie Lübeck“ zu erklären. Schellewald liefert einen kurzen Abriss der jeweiligen Forschungsetappen, beginnend mit der Dis-

sertation von Adolph Goldschmidt 1889 bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts, und stellt fest, dass es sich im Wesentlichen um eine Kunstgeschichte der großen Namen, wie Bernt Notke, Hermen Rode, Henning van der Heyde und Benedikt Dreyer handelt. „In den dreißiger und vierziger Jahren sollte die Erforschung der Lübecker oder richtiger der norddeutschen Kunst jedoch partiell durch die nationalsozialistische Ideologie vereinnahmt werden.“ In den nachfolgenden Jahren konzentrierte sich die Forschung einiger weniger Spezialisten auf das Studium einzelner Fragen, eine Entwicklung, die dazu führte, dass die Betrachtung der Kunstproduktion an den Rand des Gesamtspektrums der mittelalterlichen Kunstgeschichte rückte. Erst ab den siebziger Jahren und dann nach dem Ende des Kalten Krieges 1989 zeichnete sich eine Trendwende ab, die deutlich von den Entdeckungen beeinflusst ist, die während der Restaurierung der Triumphkreuzgruppe im Lübecker Dom gewonnen wurden. Vor allem Methode und Betrachtungsweise Jan von Bonsdorffs werden als „wegweisend (gewürdigt), da sie das soziale Umfeld von Produzenten, Distribuenten wie auch Auftraggebern im Blick halten.“ Neuere Arbeiten, Kerstin Petermanns Dissertation über Bernt Notke, Anja Rasches Arbeit über Hermen Rode und Tamara Thiesens Monographie über Benedikt Dreyer „stellen umfassend den Werkkomplex einzelner Künstler auf den Prüfstand.“ Zugleich lassen sie erkennen, dass „nur durch die Bündelung unterschiedlichster methodischer Ansätze [zu] belastbare[n] Ergebnisse[n]“ zu gewinnen sind. Gerade die Mitarbeit dieser drei Wissenschaftlerinnen hätte den vorliegenden Katalog deutlich bereichern können. Den Reigen der Aufsätze beschließt Thorsten Albrecht (143–153), der die Geschichte des St. Annen-Klosters nachzeichnet und sowohl die Gründung des Museums vor 100 Jahren als auch seine Entwicklung bis heute schildert. Etwa zwei Drittel des Bandes Lübeck 1500 wird von den Katalognummern eingenommen. Diese wurden von Autoren verfasst, die bereits mit einem Essay zu Wort gekommen waren, von weiteren Experten, aber auch von fortgeschrittenen Studierenden der Kunstgeschichte der Universität Hamburg, die von ihrer Professorin Iris Wenderholm an diese Aufgabe herangeführt worden waren. Mehrfach ist es notwendig, die Corpusbände I und II der mittelalterlichen Holzkulptur und Malerei in Schleswig-Holstein (hg. von Uwe Albrecht) hinzuzuziehen, nicht nur um die technischen Angaben zu vervollständigen, sondern auch um ergänzende Abbildungen zu erhalten. Das Marienbild aus dem Heiligen-Geist-Hospital (Kat. Nr. 36) wird dem Künstler Claus Berg zugeschrieben, weil es eine völlig neue Formensprache zeige, die dazu geführt habe, dass sich die dänische Königin für den Bildschnitzer als Hofkünstler entschied. Sowohl die jugendliche Erscheinung als auch der niedergeschlagene Blick, das Fehlen einer Krone und vor allem das fehlende Christkind deuten aber eher auf die Maria einer Verkündigung hin. Insgesamt hätte dem Buch ein kritisches Lektorat gut getan, nicht nur um sprachliche Unebenheiten zu glätten, die vor allem in den von Studierenden verfassten Katalognummern stören, sondern auch um kleine Fehler auszumerzen. So diente eine Korporaltasche nicht zur Umhüllung von Kelch und Patene, sondern zur Aufbewahrung des Korporale, einem Leinentuch, das unter Kelch und Patene ausgebreitet wurde (Dormeier, S. 27). Reinhard Karrenbrock gelingt es, für eine Reihe bedeutender Steinskulpturen eine westfälische Provenienz nachzuweisen. Verbindungen nach Süddeutschland, zur Werkstatt Veit Stoss' bzw. Tilman Riemenschneiders überzeugen mal mehr, mal weniger. Abschließend bleibt die Frage, ob das Einzugsgebiet der „Weltstadt der Kunst“ von Island bis Novgorod nicht mit dem der Hanse verwechselt wird. Der Katalog besticht jedoch durch die zahlreichen, auch farblich überzeugenden Abbildungen und seine liebevolle Gestaltung.

Charlotte Klack-Eitzen

Reitendiener und Hausdiener. Die spätmittelalterliche Überlieferung zweier Hamburger Bruderschaften, bearb. von Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Contribuciones, Bd. 4, Verlag Mosenstein und Vannerdat: Münster 2015, 269 Seiten). – Die wie in Lübeck und Lüneburg in Hamburg ‚Reitendiener‘ (Reitende Diener) genannten angestellten berittenen Ratsdiener hatten seit dem Spätmittelalter polizeiliche und repräsentative Aufgaben, z. B. als Boten und bei der Reisebegleitung von Ratsmitgliedern, bei der Verfolgung von Räufern, bei der Unterstützung der Brandbekämpfung, der Überwachung von Hinrichtungen und der Teilnahme an Beerdigungen. Befehligt wurden sie von dem Stadthauptmann. Ihre Zahl wurde 1583 von 26 auf 16 reduziert. 1385 wurde ihre vor allem religiös motivierte Bruderschaft gegründet, die sich durch Mitgliedsbeiträge, Spenden und Vermächtnisse finanzierte und deshalb auch Grundbesitz erwerben konnte. Daneben gab es seit etwa 1356 eine Bruderschaft der Hausdiener, also der Diener im Rathaus, in die allerdings auch Ratsmitglieder, Geistliche und ‚gemeines Volk‘ eintreten konnten, auch Frauen. Diese Ratsdiener gibt es bis heute. Nach einer Einführung – mit Namenslisten – zu den beiden Berufsgruppen ediert Vf. die Rechnungsbücher der St. Marien-Bruderschaft der Reitendiener von 1480–1515 und 1515–1537, deren Rentebuch von 1466–1577 sowie zwei Auszüge aus dem Denkelbuch aus der Zeit um 1600. Es folgen dann von der Bruderschaft der Hausdiener das Totenbuch – angelegt bis 1465 –, deren Personenverzeichnis 1366–1465, ein Buch von ca. 1465–1521 und zwei Urkundenabschriften von 1489 und 1512. Alle Quellen werden durch Personenindices, ein Glossar und ein Ortsregister gut erschlossen. Die hier edierten Quellen bieten Angaben über Preise, Essgewohnheiten, Rentengeschäfte, Bauarbeiterlöhne, Ausgaben für Mildtätigkeit, Inventare, Ausstattungen von Altären und Begräbnissen. Sie sind somit ausgesprochen wichtige Quellen zur Wirtschafts-, Sozial-, und auch geistlichen Geschichte Hamburgs im Spätmittelalter. O. P.

Robert Riemer, *Frankfurt und Hamburg vor dem Reichskammergericht. Zwei Handels- und Handwerkszentren im Vergleich*, (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 60, Köln-Weimar-Wien 2012, Böhlau Verlag, 431 Seiten). – Mit mehrjähriger Verspätung soll diese Greifswalder Dissertation angezeigt werden, die auch für die Hanseforschung wichtige Aussagen trifft und einen Vergleich zwischen der seit der 2. Hälfte des 16. Jh.s wirtschaftlich erfolgreichsten Hansestadt mit der wichtigsten Messestadt des Reiches vornimmt – ein Vergleich, der in vielerlei Hinsicht interessant ist. Während Hamburgs Reichsstandschaft zwischen Dänemark und dem Reich bis 1768 umstritten war, war Frankfurt bereits in der Goldenen Bulle als Wahlort der deutschen Könige festgelegt und seit 1562 auch Krönungsort. Insofern mußte der Gerichtszug an die Reichsgerichte neben der Schaffung von Rechtssicherheit in der Hansestadt für Hamburg eine besondere, symbolträchtige Bedeutung haben, während sie für Frankfurt eher Normalität war. Vf. geht in seiner Untersuchung vor allem den Fragen nach, wer sich mit welchen Fällen an das RKG wandte. Durch eine quantifizierende Auswertung der Findbücher und Prozessakten trifft er Aussagen zu Klägern und Beklagten, Prozessgegenständen und -dauer, Verteilung der Prozesse zwischen 1495 und 1806 und den juristischen Verfahren selbst. Er fragt, wann aus beiden Städten erstmals Prozesse an das RKG gelangten, wie sich die Inanspruchnahme des Gerichts entwickelte und ob und wie diese Entwicklung mit der äußeren Geschichte des Gerichts korrespondierte (Krisen durch Kriege, Umzüge, Besoldungsrückstände, Konfessionsstreitigkeiten etc.). Sinnvollerweise folgt er bei seiner Kategorisierung der von Filippo Ranieri, um die Vergleichbarkeit mit den Aussagen Ranieris und anderer zu gewährleisten. Aufbauend auf bisherigen modernen Untersuchungen geht er auch anders als die Zeitgenossen nicht von „ewig andauernden“ Prozessen aus,

sondern weiß, dass die Fälle überwiegend zügig erledigt werden konnten. Vf. fragt also gleich nach den Gründen für Ausreißer in den wenigen Fällen, die länger als 50 Jahre dauerten, von Zeitgenossen immer überstrapaziert wurden und für das schlechte Image des RKGs verantwortlich waren. Vf. fragt auch nach der Entfernung der Prozessparteien und ihrem sozialen Status, angesichts der Bedeutung beider Städte und den Besonderheiten der von ihm untersuchten Berufsgruppen darf man von reichs-, ja europaweiten Streitigkeiten ausgehen. Sehr richtig fragt er auch, welche Fälle überhaupt über zumeist mehrere Vorinstanzen an das RKG gedeihen konnten. Dieses ambitionierte Programm setzt er um, indem er nach kurzer, aber kundiger Darstellung des Forschungsstandes und einer Charakterisierung der Überlieferung alle RKG-Prozesse aus beiden Städten zunächst quantifizierend analysiert, sich dann auf die Prozesse mit Handel, Gewerbe und geldwirtschaftlichem Hintergrund konzentriert, um schließlich für beide Städte je einen Handels- und einen Gewerbefall ausführlich vorzustellen. Riemer findet heraus, dass in beiden Städten Kaufleute die größte, überproportional oft auftretende Klägergruppe bildeten. Er kann herausarbeiten, dass trotz geringerer Einwohnerzahl mehr Fälle aus Frankfurt an das RKG gelangten, erklärt dies mit räumlicher Nähe, aber vor allem mit den Blockadeversuchen des Hamburger Rates. Erst in der Mitte des 16. Jh.s übertraf der Geschäftsanfall aus Hamburg den aus Frankfurt. Die großen Kriege des 17. und 18. Jh.s, die Bedrohung Speyers durch die Franzosen und alle anderen äußeren Krisen des RKGs werden in der Inanspruchnahme durch beide Städte abgebildet, ihr internationales Gewicht als Handelsplatz in der zahlreichen Beteiligung auswärtiger und ausländischer Parteien. Bei seiner Auswertung der Inanspruchnahme in Fragen von Handel und Gewerbe zeigt Riemer, dass in Hamburg vor allem wegen Handelsgeschäften vor dem RKG prozessiert wurde (28,7%), gefolgt von Streitigkeiten zur Sicherung privater Handelsforderungen (17,8%) und um das Zunftwesen (17,5%). Natürlich gab es erhebliche Verschiebungen über den betrachteten 300jährigen Zeitraum. Zwischen 1495 und 1599 dominierten Auseinandersetzungen um Handelsgeschäfte, die Sicherung privater Handelsforderungen und um Handelsgesellschaften mit insgesamt 90%, über die Jahrhunderte halbiert sich dann jeweils der Anteil, der die Handelsgesellschaften betrifft, dafür nehmen Streitigkeiten um das Zunftwesen von 0 über 11% auf 28% immens zu. 75% der Handels- und Gewerbesachen betrafen in Hamburg tatsächlich den Handel mit all seinen Weiterungen, der Rest das Gewerbe. Es überrascht nicht, dass innerhalb der 483 Prozesse um Geldwirtschaft Schuldforderungen aus Schuldscheinen etc. mit gut 42% dominierten. Grundschulden, Hypotheken, Renten und Verschreibungen (11,6%) sowie Auseinandersetzungen um Kaufverträge (10,8%) werden hingegen deutlich auf die Plätze verwiesen. Der näher betrachtete Hamburger Einzelfall zum Thema Handel stammt aus nachhansischer Zeit, wurde von einem Schutzjuden an das RKG getragen und behandelt mit 60.000 Mark Banco einen der größten Hamburger Streitwerte. Der Prozeß zum Thema Handwerk entstammt ebenfalls dem 18. Jh. und dreht sich um die Herstellung der Pumpen und Brunnenhölzer der Hamburger Wasserkunst.

Die Arbeit ist flüssig geschrieben und nachvollziehbar argumentiert, sie folgt einer von mehreren Vorgängern erprobten Methodik und Fragestellung, ist in dieser Hinsicht also wenig innovativ. Man kann dem Vf. aber kaum ankreiden, dass er keine neuen Kategorien entwickelt oder neue Fragestellungen entworfen hat, wenn bisher immer gefordert wurde, die bisher entwickelten Fragen auf einzelne Städte und Territorien anzuwenden, um Vergleichsmöglichkeiten zu nutzen. Diese Aufgabe erledigt Riemer zuverlässig und seriös. Er kennt die Hamburger und Frankfurter Geschichte und kann statistische Auffälligkeiten verschiedener Fallgruppen gut mit Ereignissen der Stadtgeschichte erklären. Geschickt nutzt er Prozesse englischer oder niederländischer Kaufleute, um

sie mit Gewinn in gesamthansische Privilegienstreitigkeiten oder spezifisch Hamburger Geschehnisse einzuordnen. Auch Fälle mit jüdischer Beteiligung wertet er kundig aus und vergleicht zwischen beiden Handelszentren. Dabei wird deutlich, wieviel internationaler die Kontakte Frankfurts waren, wie sehr es seine Rolle als Messeplatz im Zentrum des Alten Reiches nutzte. Er mahnt die Hanseforschung zudem implizit, viel stärker mit den von Hans-Konrad Stein für die norddeutschen Städte und Territorien, von anderen für das Binnenland erarbeiteten, hervorragenden Inventaren der RKG-Prozeßakten zu arbeiten. Sie erschließen ein reiches Material, das bisher viel zu wenig genutzt worden ist. Vf. zeigt an zahlreichen Stellen auf, was für tiefgehende Informationen bereits aus den Inventaren zu ziehen sind und welche Möglichkeiten wir uns bisher entgehen lassen. Hilfreich für die weitere Forschung ist, dass er in einem umfangreichen Anhang seine statistischen Ergebnisse in Tabellenform abdruckt, u.a. auch die Kontakte aus Frankfurt und Hamburg zu anderen Städten vor dem Reichsgericht auflistet, die er zudem in mehreren Karten getrennt nach inner- und außerhalb des Reiches visualisiert. Er kann so ein Buch vorlegen, das viele Fragen beantwortet, neue aufwirft und das Material dazu bereitstellt – eine Dissertation, die mit Gewinn zu lesen ist.

N. J.

Holmer Stahncke, *Altona. Geschichte einer Stadt* (Hamburg 2014, Ellert & Richter Verlag, 284 Seiten). – Bereits kurz nach seiner ersten Erwähnung 1536 entwickelte sich Altona in der Grafschaft Pinneberg an der Grenze zu Hamburg zu einer Konkurrenz für das ungleich größere benachbarte Handelszentrum. Aus einem Gasthof entstand ein Dorf mit 1595 bereits 200 Häusern und zahlreichen Handwerkern. Seit den 1580er Jahren ließen sich hier niederländische Glaubensflüchtlinge nieder, in den folgenden Jahrzehnten durften Mennoniten, Katholiken und Juden ihre Religion in dem Ort frei ausüben. Auch nach dem Ende der Grafschaft Pinneberg 1640 blieb Altona ein Zentrum der Toleranz. 1664 erhielt der Ort vom dänischen König Stadtrechte, blieb bis in das 19. Jh. eine unmittelbare Konkurrenz für Hamburg und wurde trotz Kriegszerstörungen und Bränden zur zweitgrößten Stadt Dänemarks. Unter preußischer Herrschaft (seit 1867) wurde Altona dann 1937 mit Hamburg vereinigt und zu einem seiner Stadtteile. Stahncke schildert anschaulich diese Entwicklung Altonas, geht dabei auf alle allgemeinen wie auch speziellen Aspekte des städtischen Lebens ein und räumt auch den frühen Jahrhunderten unter schauenburgischer und dänischer Herrschaft genügend Raum ein. Er bietet damit nach Jahrzehnten wieder eine handliche, attraktiv gestaltete und mit einer Zeittafel sowie Register versehene Stadtgeschichte.

O. P.

Die Historische Gesellschaft Bremen hat in Verbindung mit dem Staatsarchiv und bearb. von Ulrich Weidinger das *Bremer Bürgerbuch 1289–1519* herausgegeben und damit eine wichtige Quelle zur Prosopographie der Hansestadt zum ersten Mal vollständig zugänglich gemacht (Bremisches Jahrbuch, Zweite Reihe 4, Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen, 704 Seiten, 17 Abbildungen). Nach einem Überblick von Konrad Elmshäuser zur Forschungs- und Editions-geschichte (10–18), der den hohen Stellenwert des Bürgerbuchs auch im Vergleich mit den Überlieferungen anderer Städte herausstellt, führt Ulrich Weidinger in die Edition ein, indem er nach allgemeinen Ausführungen zur städtischen Verwaltungsschriftlichkeit kenntnisreich auf die Entwicklung des Bremer Bürgerrechts im Mittelalter eingeht, den Codex näher beschreibt und seine Editionsgrundsätze darlegt (19–55). Die nachfolgend im Vollabdruck vorgelegte Quelle (54–466) führt zu Anfang der einzelnen Jahre jeweils die Ratmänner auf, enthält aber zumindest im 14. Jh. vereinzelt noch weitere Nachrichten wie die Information über Ratsbeschlüsse, 1359 den Hinweis auf die Sondersituation der Fehde mit Graf Gerhard von Hoya, 1364 ein Hühnerzinsregister

oder eine Angabe zu den Pesttoten von 1350. Die Listen als Hauptbestandteil des Codex umfassen von dem einzigen Neubürger des Jahres 1289 an bis 1519 viele tausend Namen; in jedem Fall wird neben dem Aufgenommenen auch dessen Bürge verzeichnet. Aus der Geschlechterperspektive ist bei den Neubürgern der große Anteil von Frauen bemerkenswert, der indessen von W. weniger mit einer rechtlichen Besserstellung weiblicher Personen in Bremen als mit der verwaltungstechnischen Eigenart erklärt wird, verheiratete Frauen regelmäßig mit zu verzeichnen. Erkennbar ist weiterhin, dass sehr viele Neubürger aus unteren sozialen Schichten aufgenommen wurden, die sich eine Verbesserung ihrer Lebenssituation in der Stadt erhofften. Insgesamt belegen die Eintragungen jedenfalls eindrucksvoll die hohe Anziehungskraft der Hansestadt für die nähere Umgebung, aber auch weiter entfernte Standorte. Die beigelegte Jahresstatistik (701–703) lässt allerdings erhebliche Schwankungen erkennen: Spitzenwerte mit der Aufnahme von mehr als 100 Neubürgern finden sich 1350, 1352 und 1353, d. h. kurz nach dem Schwarzen Tod, aber auch 1361–1364, 1369–1372, 1374 und noch in weiteren Jahren. Die höchsten Zahlen sind für 1413 mit 149, 1419 mit 148 und dann erst wieder 1483 mit 144 Neubürgern überliefert.

Erschlossen wird das Werk durch ein umfangreiches Namensregister nach Familien- und Vornamen, mit Jahresangaben sowie Zusätzen, wenn es sich um Neubürger, um Ratsherren oder um Kämmerer handelt (467–700). Auch weitere Informationen, soweit vorhanden, über Ämter, Berufe oder geographische Herkunft werden hinter die jeweilige Jahreszahl gesetzt. Schön wäre es zwar gewesen, wenn es für Funktionen, Berufe oder Orte noch weitere, eigene Register gegeben hätte. Aber auch so bietet die vorgelegte, sorgfältige Edition eine Vielzahl an Informationen bis hin zur städtischen Topographie und liefert etliche Grundlagen für weitere Forschungen. Somit gebührt dem Bearbeiter größter Dank. R. H.

Sorgen eines Bremer Shetlandfahrers: Das Testament des Cordt Folkers von 1543 beschreibt Adolf E. Hofmeister (BremJb 94, 2015, S.46–57) unter Einbeziehung weiterer Quellen aus dem Umfeld des Testators. Die vorhandenen Texte gewähren einige Einblicke in dessen Familien- und Vermögensverhältnisse sowie die seemännischen und händlerischen Aktivitäten. Das vorhandene Testament ist Ausdruck der Unsicherheit angesichts der bevorstehenden Reise, von der Cordt dann auch nicht mehr nach Hause zurückkehrte. Vgl. geht auch auf andere Belege für Bremer Shetlandfahrer und den Handel mit Hitländer Fisch ein. R. H.

MECKLENBURG/POMMERN. *Findbuch zu der Sammlung Corpus Juri Statuarum Wismariensis*, bearb. v. Jörg Zapnik, (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Archivs der Hansestadt Wismar, III, Wismar 2014, 307 Seiten, CD-ROM). – Durch den Zweiten Weltkrieg sind viele der mittelalterlichen Urkunden und anderen Quellen zur Wismarer Geschichte verlorengegangen, wie in anderen Archiven auch, kann diese Lücke aber wenigstens teilweise durch ältere Abschriften früherer Archivare, notariell beglaubigte Auszüge aus diesen Quellen, die sich in Prozeßakten finden oder durch Abschriftensammlungen von Bürgermeistern und Ratsherren gefüllt werden. Eine solche Sammlung, die auf den Wismarer Johann Meno Pötter zurückgeht und von verschiedenen Mitgliedern der Ratsfamilie Lembke fortgesetzt wurde, wird durch das vorliegende Findbuch muster­gültig erschlossen. Vom Bearb., der die Sammlung im Rahmen eines Honorarvertrages in den Jahren 2013f. verzeichnete, ebenso kundig wie gründlich eingeleitet, versammelt sie heute ca. 25.000 Seiten in 26 Bänden im Quart- bzw. Folioformat. Der ganze Reichtum der Sammlung läßt sich hier nur skizzieren: Urkunden und vielfältige andere Quellen zur Geschichte Skandinaviens, Mecklenburgs, Wismars, der hiesigen Kirchen und Klöster stehen neben Handelsprivilegien der Wismarer und anderer Hansen in verschiedenen

Ländern und Territorien. Verordnungen des Wismarer Rates über das gesamte Spektrum des städtischen Lebens seit dem Ende des 14. Jh.s sind ebenso versammelt wie die Rollen fast aller Handwerksämter seit dem Mittelalter mit sukzessiven Veränderungen bis in das 19. Jh. Daneben finden sich Abschriften aus Prozessen vor verschiedenen Gerichten städtischer Provenienz, des Lübecker und anderer benachbarter Räte, des Wismarer Tribunals, aber auch des Alten Reiches, ergänzt um Gutachten verschiedener Juristenfakultäten. Vor allem die Urteile des Gewetts, also des Gerichts, das sich auf Handel und Gewerbe spezialisiert hatte, wurden offenbar systematisch ausgewertet. Teilweise wurden Argumentationen vor den Gerichten in die Bände aufgenommen und von den rechtskundigen Sammlern kommentiert. Sehr interessant ist, dass vor allem von den Handwerksämtern der sechs Wendischen Städte sehr eng zusammengearbeitet wurde. Bis ins 19. Jh. tauschte man sich rege aus über den Rechtsgebrauch in den benachbarten Städten und übte Druck aus, wenn es bspw. um die Aufnahme vorehelich gezeugter Handwerker in die Ämter oder die Beschäftigung von Bönhasen ging. Soweit dies ermittelt werden konnte, sind die Druckorte einzelner Verordnungen und Urteile angegeben. Das Findbuch erschließt zudem zahlreiche Karten, Stadt-, Hafen- und Gebäudeansichten, auf einer beiliegenden CD wird der gesamte Text als PDF beigegeben, um die Suche zu erleichtern. Da geplant ist, die Sammlung innerhalb des Jahres 2017 zu digitalisieren und online zu stellen, sind die Wismarer Quellen dann bald weltweit nutzbar.

N. J.

Kapitäne, Konsuln, Kolonisten. Beziehungen zwischen Mecklenburg und Übersee. Herausgegeben von Matthias Manke (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B, Neue Folge: Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Bd. 4, Schmidt-Römhild: Lübeck 2015, 452 Seiten). – Der aus einer Tagung hervorgegangene Sammelband wird von Matthias Manke mit einem forschungsgeschichtlichen Überblick eingeleitet (9–38). Markus A. Denzel nimmt *wirtschaftliche Wechselbeziehungen zwischen Reichsterritorien und Übersee in der Frühen Neuzeit* (39–64) in einer globalen Handlungsperspektive anhand einzelner Beispiele in den Blick. Vier weitere Kapitel enthalten Aufsätze zu Schifffahrt und Handel, Auswanderung, Akteure in der Kolonialpolitik sowie Kunst und Kultur – jeweils verbunden mit der Perspektive Mecklenburg – Übersee. Hier interessieren insbesondere drei Beiträge. Matthias Manke erforscht die mecklenburg-schwerinschen Konsulate in Übersee (67–128), Kathleen Jandausch geht exemplarisch der Frage nach, welche Handlungsspielräume der mecklenburgische Konsul in Rio de Janeiro um 1850 hatte (129–144) und Ortwin Pelc behandelt Unglücke mecklenburgischer Schiffe in Übersee zwischen 1846 und 1903 (145–183).

Olaf Matthes

Wismarer Beiträge. Schriftenreihe des Archivs der Hansestadt Wismar, H. 21, 2015. – Unter den elf Beiträgen berühren mehrere die Thematik der HGBl. Angela Huang untersucht mit ihrem Aufsatz *Der Rentenkauf in Wismar* (4–17) den Kreditmarkt Wismars im Rahmen eines europäischen Forschungsprojekts in 60 Städten mit Langzeitbeobachtungen vom 14. bis 18. Jh. Die Wismarer Überlieferung setzt im 15. Jh. ein, stammt jedoch überwiegend aus dem 17. Jh.; insgesamt handelt es sich um rund 250 Geschäfte. Sie analysiert die Rentenformen – darunter kaum Leibrenten –, bringt verschiedene Beispiele und listet die Obligationen der 1650er Jahre auf. Frank Braun, Erik Luther und Ina Romanski beschreiben *Das Dachkataster für die Altstadt Wismar* (18–37) anhand zahlreicher Karten und der verschiedenen Dachformen Satteldach, Pultdach, Walmdach, Mansardendach sowie ‚Berliner Dach‘ und ordnen sie chronologisch in eine erste Phase vom späten 13. Jh. bis in die 1480er Jahre, sodann zwischen 1501 und 1700, 1701 und 1800, 1801–1879, 1880–1918, 1918–1945, 1946–1989 und seit 1990.

Ziel ist eine parzellenscharfe und flächendeckende Dokumentation der Dachlandschaft Wismars. Von ca. 3400 erfassten Dächern können 23 % sicher datiert werden. Astrid Thomsch, *Von spanischen Rohren und Hirschkängern* (38–57) schildert launig einige Streitfälle des Wismarer Tribunals vom Ende des 17. bis ins 18. Jh. Rainer Däbritz, *Geniale Genealogie. Die Wismarer Familien Schwenn und Roggensack vom 17. zum 20. Jahrhundert* (58–73), beschreibt deren Karrieren und Tätigkeiten in der Seefahrt und in Wismar sowie einige Einzelschicksale. Jörg Zapnik erschließt in einem neuen Findbuch *Die Pötger-Lembecksche Sammlung. Corpus Juris Statuarii Wismariensis* (74–81), die in 25 Bänden Urkunden, Verordnungen und Dokumente seit dem 11. Jh. umfasst und seit der Mitte des 18. Jh. angelegt wurde. Nils Jörn, *Geschafft!* (146–151) verweist auf aktuelle Verzeichnungsarbeiten im Archiv der Hansestadt Wismar – u. a. Urkunden, Testamente, Kirchenrechnungen und Ratsverordnungen seit 1356 – sowie auf Digitalisierungen und Neuzugänge. O. P.

Metafora Świata. Filip II jako władca i kolekcjoner. Philipp II. Eine Metapher für die Welt (Szczecin 2015, II Bände, 181 + 437 Seiten). – Mit zwei sehr ansprechenden, mit viel Liebe zum Detail gestalteten, rundum gelungenen Bänden wird die Restaurierung des Nordflügels des Stettiner Schlosses gefeiert. Ziel der von der EU geförderten, zwischen 2007 und 2013 andauernden Baumaßnahme war die „Wiederherstellung der Anordnung und Ausstattung der Innenräume im Geiste der Renaissance der Glanzzeit des Herzogtums Pommern und des Goldenen Zeitalters der pommerschen Kultur.“ (7) In dem im Zweiten Weltkrieg schwer zerstörten Bau wurden Räume rekonstruiert, Ausgrabungen der Fundamente der Schloßkirche, das Mauersystem mit der Bastei und das „Stenhus“ für Besucher zugänglich gemacht, Fußböden im Stil der Zeit verlegt, die Farbgebung der Räume entsprechend gestaltet, die erhaltenen Särge der Pommernherzöge in der Krypta ausgestellt. Gefeiert wurde die Beendigung dieser Baumaßnahme mit einer hervorragenden, bis Februar 2016 andauernden Ausstellung zur Geschichte des Greifengeschlechts, die sich auf Philipp II., einen aufgeklärten, zu Beginn des 17. Jh.s regierenden Herzog aus dem Greifenhaus und großen Förderer von Kunst und Kultur konzentriert. Die versammelten Exponate reichen vom Rügenwalder Altar mit seinen Silberplaketten über erhaltene Details des Pommerschen Kunstschranks bis zur Großen Karte Eilhard Lubins, alles Auftragswerke Philipps II., die heute teilweise verlorengegangen, teilweise zu den herausragenden Kunstwerken der Renaissance in Nordeuropa gehören. Diese Meisterwerke werden in den Kontext anderer Kunstwerke aus Sammlungen in Dresden, Berlin oder Krakau gestellt, Porträts von Herrschern, zu denen Philipp II. Kontakte pflegte, werden gezeigt und im Katalog entsprechend gewürdigt. Im ersten Band wird Philipp II. von Monika Frankowska Makala als *Gelehrter, Sammler, Mäzen* (13–51) umfassend vorgestellt, wobei der Fokus auf seiner Sammelleidenschaft liegt. Christoph Emmendorfer folgt dann in *Weltwunder als Geschäftsmodell. Der Augsburger Kunstagent und Pommersche Rat Philipp Hainhofer* (53–87) den Spuren des Vermittlers dieser Kunstwerke nach Pommern. Er versammelt die biographischen Nachrichten zum Augsburger Hainhofer und beschreibt dessen Lebenswerk, die vier von ihm in Auftrag gegebenen und finanzierten Kunstschränke, die auf verschiedenen Wegen an Philipp II. von Pommern, Erzherzog Leopold V. von Österreich, Gustav II. Adolf von Schweden und Carl Gustav Wrangel gelangten. Barbara Mundt, *Der Pommersche Kunstschrank* (89–123) vertieft die Aussagen zu diesem am 3. Februar 1945 bei einem Bombenangriff zerstörten Werk, seinen Schöpfern und seinem Inhalt. Radosław Skrycki, *Pommern in der Kartografie der Renaissance* (125–149) beschreibt sehr kundig die frühen Karten mit Pommernbezug, die zumeist wesentliche Teile des Hanseraums abbilden und deren Höhepunkt die 1618

geschaffene große Landkarte des Eilhard Lubin bildete. Der 1. Band wird beendet durch den Beitrag von Dorota Szymczak, *400 Jahre Rügenwalder Silberaltar* (151–176), bei dem strittig ist, ob die 27 kunstvollen Silberplaketten für einen Altar in der Stettiner Schloßkapelle oder für den Rügenwalder Altar gedacht waren. Vf.in weist die Nähe zu Altären Augsburgs Provenienz nach – auch hier fand eine Vermittlung durch Hainhofer statt – und verfolgt das Schicksal des Altars durch alle Wirren der Geschichte. Band II versammelt, ordnet thematisch und erklärt die Exponate der beeindruckenden Ausstellung in zwei Abteilungen. Im ersten Teil werden die Porträts damaliger Herrscher, Urkunden und Verträge, Glückwünsche zur Inthronisierung, Münzen aus der Herrschaftszeit Philipps II., Wappenminiaturen, dem Herzog gewidmete Bücher bis hin zur Beschreibung seiner Begräbnisfeierlichkeiten und der Kondolenzbriefe an seinen Nachfolger versammelt. In diesem Teil finden sich auch Dokumente zu dem für die Stettiner Geschichte wichtigen Bierkrawall vom 16./17.07.1616, der durch Bemühungen des Rates zum Abbau der hohen Stettiner Verschuldung zustandekam. Die Erhöhung der Bierpreise in diesem Zusammenhang führte zu bewaffneter Gewalt gegen den Rat, die erst durch den Herzog beigelegt werden konnte. Der 2. Teil beschäftigt sich mit den drei wichtigsten Stiftungen Philipps II., dem Pommerschen Kunstschränk, der Großen Lubinschen Karte und dem Rügenwalder Silberaltar, zu denen alle Belege versammelt und in ihren Kontext gestellt werden. Von kleinen Lese-, Druck- und Übersetzungsfehlern abgesehen, befinden sich die Bände auf höchstem wissenschaftlichen und ästhetischen Niveau und bereichern unser Wissen von der pommerschen Geschichte zu Beginn des 17. Jh.s wesentlich. N.J.

Die Marienkirche in Grimmen und ihre Gemeinde. Beiträge zur Kirchengeschichte einer pommerschen Stadt, hg. von Norbert Buske, Haik Thomas Porada, Wolfgang Schmidt, Kiel 2015, Verlag Ludwig, 480 Seiten). – Der gewichtige Band beginnt nach einer ausführlichen Beschreibung der schwierigen Quellensituation von Haik Thomas Porada mit einer Darlegung der *Grundzüge der Grimmer Kirchengeschichte* (20–55) seit dem 12. Jh., insbesondere den Kirchenbauten, der Reformation, der Ausstattung der Stadtpfarrkirche und umliegender Kirchspiele durch Norbert Buske. Es folgen vier Beiträge zur Bau- und Kunstgeschichte. *Die Inschriften der Grimmer Marienkirche bis zum Ende des 19. Jahrhunderts* (113–177) ediert Jürgen Herold ausführlich und beginnt im 14. Jh. Dirk Schleinert listet die *Archivalien zur Geschichte von Grimmen, insbesondere zur Kirchengeschichte im Stadtarchiv Stralsund* (179–181) auf und analysiert anschließend zusammen mit Haik Thomas Porada *Geldgeschäfte des großen Kalands zu Grimmen nach zwei Stockholmer Urkunden und spätmittelalterliche Frömmigkeit im Spiegel der Grimmer Altarstiftungen* (183–204) aus den Jahren 1508 und 1511. Es folgen Beiträge zu Diakonen und Kirchenlieddichtern, zum streitbaren Magister August Christian Brust aus dem 18. Jh. (Nils Jörn, 209–215), zu Grimmen während des Siebenjährigen Krieges (Dirk Schleinert, 217–219), über *Die vier ältesten bekannten Karten von der Stadt Grimmen und ihrer Feldmark* aus den Jahren zwischen 1697 und 1763 von Haik Thomas Porada (221–240) zu *Siegel und Wappen der Stadt Grimmen* seit dem 14. Jh. (Ralf-Gunnar Werlich, 241–263), zu adligen Familien in und vor der Stadt Grimmen vor allem im 16. bis 18. Jh. (Haik Thomas Porada, 266–278) sowie Zeugnissen der Grimmer Kirchengeschichte im Heimatmuseum (Sabine Fukarek, 279–283). Beschlossen wird der attraktive Band mit einer Übersicht zu den Geistlichen der Kirchspiele Grimmen seit 1270 sowie sieben Aufsätzen zum religiösen Leben in Grimmen im 20. Jh., zu dem auch Freikirchen, Katholiken und Juden gehörten. Mit diesem prächtigen Band besitzt eine kleine Stadt in Vorpommern eine der umfangreichsten Darstellungen ihrer Kirchengeschichte. O.P.

SACHSEN / THÜRINGEN. *Auf dem Wege zur mittelalterlichen Stadt in Thüringen*, hg. von Hans-Jürgen Beier u. Peter Sachenbacher in Zusammenarbeit mit Volker Schimpff (Beiträge zur Frühgeschichte und zum Mittelalter Ostthüringens 5, Langenweissbach 2014). – Der Band versammelt die Beiträge zum fünften Kolloquium zur Frühgeschichte und zum Mittelalter in Ostthüringen, das im September 2009 im Schloss Ponitz stattfand. In zweispaltigem Text werden 17 Aufsätze zu verschiedenen Themen der Entwicklung von Siedlungen, zentralen Orten und Verkehrsströmen präsentiert. In seiner Einführung in das Thema der Tagung diskutiert Peter Sachenbacher (5–14) zunächst Grundsatzfragen zur interdisziplinären Erforschung der Stadt im Mittelalter und setzt sie zusammen mit den Problemen der Stadtarchäologie in Bezug zu den Vor- und Frühformen von Städten in Thüringen. Dabei verweist der Autor mehrfach auf Beiträge, von denen nicht klar wird, ob sie für den besprochenen Band vorgesehen waren oder in einem anderen Band zu finden sind. Der Raum, auf den sich Sachenbacher als Thüringen bezieht, ist die *Germania Slavica Thuringiae*, dessen Ursprung dem Umfeld Walter Schlesingers zugesprochen wird (9). Der nachfolgende Beitrag von Peter Ettel über Burgen und frühe Städte in Mitteleuropa wurde bereits 2008 anderweitig publiziert und kommt hier zum Wiederabdruck (15–30). Der materialreiche Beitrag von Volker Schimpff, *Thüringen bevor es Städte gab* (31–69), sieht in der Raumtheorie Christallers zu Zentralorten einen „besonderen Reiz“ (32) und untersucht zentrale Orte im alten Thüringer Königreich bis 531. Er fragt zunächst nach dem Grund für den nachweisbaren Höhensiedlungshorizont in Mitteldeutschland. Es habe rege Verbindungen gegeben, auch durch „Mitteldeutsche Germanen“, die „teils als Söldner, teils als Plünderer in Gallien gewesen“ seien. Dort hätten sie „Befestigungen als Symbol und Instrument der Macht gekannt“ (35–36). Der Einsatz mitteldeutscher Bevölkerungsgruppen als Förderaten der Merowinger habe sich in Funden z. B. auf der Hasenburg niedergeschlagen. Nach dem Ergebnis einer Erörterung zu den Thüringer Königen – es gab bis zu drei gleichzeitig – fragt Schimpff nach zentralen Orten sowie Kultplätzen der Thüringer Königszeit. Für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte interessant ist vor allem der Beitrag von Matthias Hardt, *Zwischen Bardowick und Erfurt – Handel und Verkehr an den nördlichen Grenzkontrollorten des Diederhoffer Kapitulars Karls des Großen von 805* (71–82). Zusammen mit dem Aufsatz von G. Werner, *Saalfeld – Von der fränkischen Curtis zur Reichsstadt* (181–196) werden hier Aspekte der Verkehrsströme sowie die Bedeutung des Raumes im frühmittelalterlichen Herrschaftsgefüge angesprochen. Der Text von H. T. Porada / A.-K. Schultz, *Stadtentwicklung im Mittelalter in der vergleichenden Perspektive der Landesgeschichte* (119–134) ist für eben diese interessant und möchte die Resultate der landeskundlichen Bestandsaufnahme der Reihe „Landschaften in Deutschland – Werte der deutschen Heimat“ als Baustein einer interdisziplinären Wissenschaftsgeschichte würdigen, in der zwischen 1963 und 2001 vierzehn Bände erschienen. Mit den Beiträgen von Michael Stock, *Ergebnisse zur Strukturentwicklung von Magdeburg und Leipzig* (217–223) und Joachim Müller, *Entstehung und planmäßige Anlage brandenburgischer Städte am Beispiel der Doppelstadt Brandenburg an der Havel* (225–244) verlässt der Band den geographischen Bereich Ostthüringens bzw. Thüringens insgesamt. Eine Vergleichsperspektive ist allerdings sinnvoll. Die Beiträge von Günter Hummel, Barbara Löwe, Frank Reinhold, *Pilgerzeichen auf Glocken in Ostthüringen unter besonderer Berücksichtigung von Altenburg* (244–253) und Hartmut Kühne, *Nikolausberg bei Göttingen und nicht Wersdorf bei Apolda?* (255–261) fragen nach materiellen Quellen des vom Band abgedeckten Zeitrahmens. Insgesamt ist der Band gesättigt mit archäologisch-topographischen Abbildungen sowie Stadtplänen, die für die landesgeschicht-

liche Forschung sinnvoll sind. Da gerade in Thüringen archäologische Befunde und Ergebnisse lange unveröffentlicht blieben, ist der nicht immer einheitliche Aufbau der Belegapparate angesichts der Inhalte zu verschmerzen. *F. Dirks*

OST- und WESTPREUSSEN *Preußenland*. Neue Folge. Jahrbuch der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und der Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens sowie Mitteilungen aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Osnabrück 2015, fibre Verlag, 207 Seiten). – Der fünfte Band des *Preußenlands* beinhaltet zunächst sieben Aufsätze, deren Themen sich über die Epochen vom Mittelalter bis in die Neuzeit erstrecken. Sylvain Gougouenheim rückt die in der Forschung umstrittene These um den Begriff Preußenland oder Pleißenland in seinem Beitrag *Imperator ergo (...) contulit sibi iurepheodi marchiam Mysnensem et Lusaciam et terram Pruscie. Die angebliche Belehnung des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen mit dem Preußenland durch Kaiser Friedrich II. im Jahr 1226* ins Zentrum, um anschließend die Quellenlage sowie die politischen Zusammenhänge darzulegen. Fritz Wochnik erörtert *Die Westseite des Domes in Kulmsee/Chelmsz: die Gestaltung des Zwischenbaues* hinsichtlich baugeschichtlicher und architektonischer Aspekte, wobei zahlreiche Abbildungen die Ausführungen bereichern. Im Detail widmet sich Klaus Militzer dem Quellentext *Ein Thorner Schuldbrief von 1392 aus dem Deutschordenszentralarchiv Wien*, um diesen auch als Edition zur Verfügung zu stellen. Ulrich Müller analysiert im ersten Teil seines dreiteiligen Beitrags zu *Herzog Albrecht in Preußen und Erzbischof Wilhelm von Riga in ihren Bemühungen um die Evangelisierung der Landbevölkerung Livlands* zunächst die Literatur und Quellenlage, gefolgt von einer Auseinandersetzung mit der Anfangszeit der Reformation, mit reformatorischen Versuchen durch Erzbischof Wilhelm von Riga und Entwürfen einer Kirchenordnung von 1546 sowie einer Visitationsordnung von 1547. Die weiteren Ausführungen hierzu erfolgen im nächsten Heft des *Preußenland*. Der Position der Generalpächter im Spannungsfeld zwischen Domänenkammer und bäuerlichen Pächtern sowie der Ertragskraft dreier Domänenämter geht Gisela Borchers in ihrem Beitrag *Gnade vor Recht ergehen zu lassen, findet bei Königlichen Cassen nicht statt. Domänenpächter in Westpreußen im 18. Jahrhundert: Landwirte am Gängelband des Staates oder eigenverantwortliche Agrarunternehmer?* nach. Die bedeutsame Entwicklung der Augenheilkunde steht in den Ausführungen *Königsberg und Berlin: Universitätskliniken der Ophthalmologie im 19. Jahrhundert* von Eberhard Neumann-Redlin von Meding, illustriert durch einige Abbildungen, im Fokus. Hans Huchzermeyer zeichnet die Vorgänge um eine „Judenreine“ Kirchenmusik. *Elimination der „nichtarischen“ evangelischen Kirchenmusiker aus Reichsmusikkammer und Kirchendienst im Dritten Reich* nach, wobei das Augenmerk auf Repräsentanten der evangelischen Kirche und deren Umgang mit einzelnen Musikern während der NS-Herrschaft liegt. Ein Bericht zur Tagung der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung in 2014 zu *Preußenland und Preußen: Polyzentrik im Zentralstaat 1525–1945*, sowie ein weiterer zur Mitgliederversammlung 2014 der Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens ergänzen den Band. Der abschließende Beitrag von Dieter Heckmann widmet sich dem Nachruf zu Friedrich Wilhelm Benninghoven (1925–2014), in welchem nicht nur bedeutende Stationen des Lebenswegs dieses Archivars, u. a. dessen Leitung des GStA PK von 1974 bis 1990, Würdigung finden, sondern auch weiterführende Quellen und Literatur zur Person gelistet werden. Fünf Buchbesprechungen komplementieren diesen Band. *J. Laczny*

Amtsbücher des Deutschen Ordens um 1450. Pflegeamt zu Seehesten und Vogtei zu Leipe (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch, Bd. 3, hg. von Cordula A. Franzke und Jürgen Sarnowsky, Göttingen 2015, V&R unipress GmbH, 406 Seiten). – Der vorliegende Band liefert die Edition von zwei um die Mitte des 15. Jh.s entstandenen Amtsbücher und sechs Briefen, des Pflegers zu Seehesten in südlichen Preußen und des Vogtes zu Leipe in Kulmerland. Die Amtsbücher enthalten die Verzeichnisse der Zinsen und Abgaben aus dem Territorium der erwähnten Verwaltungseinheiten, Bestände der beiden Ämter, wie auch Informationen über Mühlenbewirtschaftung, Handelsgeschäfte, Geldverleih und die Bezahlungen der Löhne des Dienstpersonals. Für die Stadt- und Hanseforscher sind die Verzeichnisse der Einwohner der Stadt Schönsee in Kulmerland und die Informationen über die Handelskontakte zwischen dem Vogt zu Leipe und den Thorner und Danziger Bürgern vom besonderen Interesse. In der Einführung stellen die Herausgeber eine Charakteristik des Inhaltes der edierten Quellen, eine ausführliche Beschreibung der Manuskripte und Editionsgrundsätze dar. Diese sorgfältige Quellenedition zur Erforschung der wirtschaftlichen Tätigkeiten des Deutschen Ordens in Preußen wird vom Personen-Handelswaren-Wort- und Ortsregister abgeschlossen. R. Cz.

„Bey gehaltener Leichpredigt abgekündigt“. Lebensläufe von Verstorbenen der Altstädtischen Gemeinde Königsberg i. Pr. aus den Jahren 1626–1637, hg. von Ernst Peter Weichbrodt unter Mitwirkung von Martin Conitzer, (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e.V., 119, Hamburg 2015, 570 Seiten). – Leichenpredigten sind eine faszinierende Quelle, die in der Hanseforschung bisher viel zu wenig Beachtung gefunden haben. Das hat sich auch durch die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Hinwendung auf die hansische Spätzeit nicht wirklich geändert, vielleicht bedurfte es eines Bandes wie diesen, der, das sei vorangestellt, einen seltenen Schatz für die Leichenpredigt- und biographische Forschung hebt. Weichbrodt hatte das Glück, durch eine Abschrift aus den 1950er Jahren auf einen Band mit 839 Leichenpredigten einer Königsberger Gemeinde aus dem ersten Drittel des 17. Jh.s im Evangelischen Zentralarchiv Berlin zu stoßen. Familiengeschichtlich interessiert erkannte er den Wert der Quelle und unterzog sich der Mühe, sie zu edieren. Der kundige Hg. beschreibt zunächst die Quelle, die einige Besonderheiten aufweist. Zunächst einmal werden wenige Kirchen ein solches Buch im Besitz haben, das chronologisch die biographischen Daten zahlreicher ihrer erwachsenen Gemeindeglieder erfaßt, über Geburtsort, Karrierestationen und familiäre Umstände informiert, also verkürzt die Personalien der Leichenpredigt wiedergibt. Hg. nennt aus dem Hanseraum ein Pendant aus Danzig, das von Arkadiusz Welniak zum Druck vorbereitet wird, aber nur die nachhansische Zeit 1673–1829 umfaßt und eins aus Frauendorf bei Stettin, das ebenfalls nachhansisch ist (1735–1822). Der Hg. bereitet seine Quelle auf, indem er den Leichenpredigten laufende Nummern gibt und der Edition der Texte eine Kopfzeile voranstellt mit Vorname, Name, Geburtsort und -tag sowie dem Tag des Todes bzw. Begräbnisses. Diese Nummer verwendet er auch für Verweise innerhalb der Leichenpredigten. Bei den Geburtsorten ist die Schreibung in den Gemeindeverzeichnissen von 1900 maßgebend, liegt eine gedruckte Leichenpredigt vor, weist er diese nach. Hg. stellt der Edition zudem ein Verzeichnis der Abkürzungen und zeitgenössischen Begriffe voran. Er identifiziert zwei Buchführer, die die Quelle prägen und die Lebensläufe in unterschiedlicher Länge und mit anderen Schwerpunkten wiedergeben (Beschreibung der Taufe, Berufswege, Krankheiten, Vorbereitung auf das seelige Sterben) und kann nachweisen, dass einige Verstorbene das Gedenken an sie durch entsprechende Lebensläufe vorbereitet hatten. Bei anderen stammten die biographischen Notizen von Verwandten oder Nachbarn der Verstorbenen. Verdienstvoll ist auch die inhaltliche Auswertung der Lebensläufe, die der Hg.

vornimmt. Die Genannten wurden zwischen 13 und 94 Jahre alt, ein Zusammenhang zwischen sozialer Stellung und Ausführlichkeit des Lebenslaufes läßt sich nicht in jedem Falle feststellen, wobei ein abwechslungsreiches Leben im öffentlichen Amt natürlich auch in der Leichenpredigt zumeist andere Spuren hinterlassen hat als das zurückgezogene Leben einer alleinstehenden Frau. Anders als bei vielen anderen Personalien wird hier zumeist nur die Elterngeneration erwähnt, Großeltern oder weiter zurückliegende Generationen spielen nur selten eine Rolle. In der Quelle sind auch nur Erwachsene aufgeführt, eine 13jährige bildet eine Ausnahme, weil sie am selben Tag wie ihr Vater an der Pest starb und deshalb mit erwähnt wurde. Wie bei der Textgattung üblich, werden neben Geburtstag und -ort Angaben zu den Eltern, zu schulischen und sprachlichen Kenntnissen, zu Studium, Beruf und/oder Amt gemacht. Ehepartner, Anzahl und Geschlecht der Kinder werden verzeichnet, die beim Tod des Bewidmeten noch lebenden Kinder genannt. Diese „harten Fakten“ stehen für die eine Hälfte der Quelle, die andere befaßt sich – ganz im Sinne Martin Luthers, der als Erfinder und eifriger Förderer dieser Textgattung gelten darf – mit dem christlichen Lebenswandel, stellt Krankheiten, vor allem die letzte Krankheit, sowie die Vorbereitung auf das christliche Sterben dar. Die Kirche, in der die Begräbnisfeier stattfand, wird ebenso genannt wie der Ort der Bestattung in- oder außerhalb der Kirche. Genannt sind auch die Bibeltexte, die der Leichenpredigt zugrunde lagen und teilweise derjenige, der diese Stellen vorgeschlagen hat. Die 839 Leichenpredigten enthalten ca. 1.800 Familiennamen zumeist mit Bezug zu Königsberg. Für sie finden sich 250 verschiedene Berufe, darunter mehr als 100 Handwerksberufe. Für die Hanseforschung wichtig sind die Aussagen zur Schulbildung bei Kaufgesellen und Kaufleuten, vor allem die Aussagen zur Beschäftigung mit dem Rechnungswesen, aber auch zum Fremdspracherwerb (97x Polnisch, 46x Litauisch, 12x nicht differenziert). Interessant sind auch die Auslandserfahrungen der Verstorbenen (England, Frankreich, Spanien mit 8–11 Nennungen, Antwerpen, Sizilien, Moskau, Reval, natürlich Polen und Litauen), die hier aufscheinen sowie die zahlreichen verwandtschaftlichen Beziehungen, die das bisherige Wissen etwa um die Versippung und Verschwägerung des Rates oder der Schöffen in Königsberg wesentlich erweitern. Quellenkritisch stellt der Hg. u. a. die Frage, wieviele der Verstorbenen der Altstädter Gemeinde Aufnahme in dieses Buch fanden und gleicht es dazu mit dem vorhandenen Totenregister der Gemeinde ab. Der Befund ist sehr unterschiedlich und variiert zwischen 18 % im Pestjahr 1629 und 66 % im Jahr 1633. Durchschnittlich finden 47 % der Verstorbenen der Gemeinde Aufnahme in das Buch, Hg. kann auch nachweisen, dass das vorliegende Buch Teil einer Serie war mit mindestens einem Vorgänger- und mindestens einem Nachfolgebund. Diese statistische Auswertung läßt den Hg. über die übliche Art der Bestattung reflektieren, keines der Kinder, nur etwa die Hälfte der erwachsenen Verstorbenen wurde also mit der Auslegung eines Bibelwortes verabschiedet, wichtiger waren der Gesang am Grab und das Geläut der Kirchenglocken. Ob das nur für Königsberg und nur für diesen Zeitraum galt, muß die weitere Forschung klären. Hg. kann auch nachweisen, dass einzelnen Personen von den Pfarrern eine Leichenpredigt verweigert wurde, zumeist wegen ihres unchristlichen Lebenswandels. Einige arm Verstorbene sind hingegen mit einer solchen Würdigung bedacht worden – auch das sind interessante Neuigkeiten über den Hanseraum hinaus. Abschließend noch einige Lesefrüchte aus dem Band, die das Potential für hansische Belange andeuten: Elisabeth Behm, 1547 in Königsberg als Tochter des Ratsherrn Peter Langerfeldt geboren, wird nach Kaunas zum Erlernen der litauischen Sprache geschickt (Nr. 11). Georg Löhlhöfel, 1556 in Königsberg geboren, wird 1572 nach Polen und Litauen zum Spracherwerb, dann zur Ausbildung nach Danzig geschickt, bevor er 1579 ins väterliche Kaufmannsgeschäft einsteigt. Er wird Ältermann der Kaufleute und vertritt sie mehrfach in Warschau, „wievoll mit vnwiederbringlichen Schaden und schlechten Danck“ (Nr. 20). Antonius Berends, 1588 in Antwerpen

geboren, wurde mit elf Jahren zu seinem Onkel, dem Gewürzhändler Cornelius Berends, in die Lehre nach Königsberg geschickt, lernte Polnisch, was „allhie zum Handel hochnötig“, heiratete und starb in Königsberg kinderlos (Nr. 100). Georg Moderaw, 1597 in Alten Stettin geboren, wurde von seinen Eltern in die Lehre zum Königsberger Ratsherrn Georg von Weinbern geschickt und diente nach 8 Jahren dort weitere vier Jahre beim Gerichtsherrn Hieronymus Heilsberg, bevor er eine Kaufmannstochter heiratete und auf eigene Rechnung Handel trieb (Nr. 178). Der Seidenfärber Heinrich Lasterpage, 1576 in Bremen und seine Frau Anna, geb. Rödecker, 1584 in Herford geboren, flohen vor dem spanischen Kriegsvolk aus Westfalen, weil in Königsberg „das reine Wortt Gottes noch rein u. lauter gelehret u. gepredigt wirdt.“ (Nr. 191 f.) Hg. ist es gelungen, eine über die Genealogie hinaus wichtige Quelle zu erschließen, die der Hanseforschung nachdrücklich ans Herz gelegt sei. In diesem Buch gibt es noch sehr viel zu entdecken, es ist durch die Einleitung längst nicht erschöpfend ausgewertet. Weiterreichende Aussagen zur Alters- und Sozialstruktur Königsbergs, Häufigkeiten von Geburten und zur Kindersterblichkeit, zum Heiratsverhalten und zur Bildung, zu Auswirkungen und Folgen der Pest, zu Handwerksämtern, Wanderungen bei Handwerks- und Kaufgesellen sind möglich und würden unser Wissen um das Leben im Königsberg der späten Hansezeit wesentlich erweitern. N. J.

SCHLESIEN. Eduard Mühle, *Breslau. Geschichte einer europäischen Metropole* (Köln, Weimar, Wien 2015, Böhlau Verlag, 387 Seiten, 46 Abbildungen). – Der Vf., ausgewiesener Kenner der osteuropäischen Geschichte, präsentiert dem Leser seine erste Stadtmonographie, die er einer der interessantesten und dynamischsten Stadt in Ostmitteleuropa gewidmet hat. M. nennt sein Buch eine Erzählung. Die vorliegende Arbeit stellt in 10 Kapiteln sehr anschaulich und in einer lebendigen Form die recht verwickelte Geschichte der Stadt an der Oder vom 10. Jh. bis in die Gegenwart dar. Zwei methodische Zugänge bestimmen die Gliederung des Buches. Auf der einen Seite knüpft der Vf. in jedem Kapitel an ein epochensignifikantes Denkmal oder an eine Persönlichkeit an. Andererseits erklärt er die strukturellen Grundzüge und die wichtigsten Prozesse der Stadtentwicklung. Für die Hansegeschichte sind die ersten drei Kapitel vom besonderen Interesse, die die Zeit bis zum Beginn des 16. Jh.s umfassen. M. beginnt seine Erzählung mit der Darstellung der Entstehung der frühmittelalterlichen Burgstadt, dabei legt er den Schwerpunkt auf die Formung der polyzentrischen Siedlungsstruktur. Im folgenden Kapitel erklärt er die Gründung der Stadt nach magdeburgischem Recht, ihre topographisch-räumliche und verfassungsrechtliche Organisation, wie auch die Rolle des Fernhandels und des Handwerks für die Stadtentwicklung. Die wirtschaftliche Problematik verfolgt der Vf. auch im dritten Kapitel, das der Handelsmetropole im Spätmittelalter gewidmet ist. Das Buch gibt eine fundierte und komprimierte Darstellung der Geschichte Breslaus und zugleich einen guten Einblick in die Ergebnisse der neuen archäologischen, historischen und kunsthistorischen Forschung. R. Cz.

WESTEUROPA

(Bearbeitet von Peter Bakker und Volker Henn)

NIEDERLANDE. Unter der Überschrift *Fremde Kaufleute in Brügge. Zur Entstehung der Börse im 14./15. Jahrhundert* (in: *Mittelalterliche Kaufhäuser im europäischen Vergleich*, hg. von Franz J. Felten, Stuttgart 2015, S. 103–127) bietet Harm von

Seggern einen knappen Überblick über die Situation der fremden Kaufleute in Brügge, die sich im Laufe des 14. Jh.s in eigenen „nationes“ organisiert hatten. Bezüglich ihrer geschäftlichen Aktivitäten unterlagen sie dem Gästerecht und waren auf die Vermittlungstätigkeit der Makler sowie die Unterstützung durch die Herbergswirte angewiesen. Dass ausgerechnet Brügge sich seit dem 13. Jh. zu dem großen internationalen Marktplatz entwickelte, dürfte nicht unwesentlich auf die durch eine Sturmflut im 12. Jh. hervorgerufene Veränderung des Küstenverlaufs zurückzuführen sein, die seegängigen Schiffen den Zugang nach Brügge eröffnete. Als Börsenplatz (benannt nach der einflussreichen Patrizierfamilie ter Beurse und dem Platz, an dem sie eine Herberge für fremde, insbesondere niederdeutsche Kaufleute unterhielt) erscheint Brügge in den Quellen seit dem ausgehenden 15. Jh. V.H.

Oscar Gelderblom, *Cities of Commerce, The Institutional Foundations of International Trade in the Low Countries* (London 2013, Princeton University Press, 293 Seiten). – Gelderblom hat gekonnt verschiedene Forschungsmethoden benutzt, teilweise die von Braudel: Makro-, Meso- und Mikrogeschichte, teilweise ist seine Studie cliometristisch, er nutzt aber auch den Vergleich, so zwischen den Städten Brügge, Antwerpen und Amsterdam zwischen 1250 und 1650. Ziel der Studie ist es, eine Erklärung für die institutionellen Änderungen im Handel Europas zu finden, welcher nicht auf starke Territorialstaaten oder die Vernunft der Händler fundiert ist. Vf. vertritt die Meinung, dass die Thesen von Douglas North für französische oder englische Städte gelten, nicht aber für Belgien und die Niederlande. Er fragt sich, warum es einfacher für die Handelsstädte als für die Fürsten war, Institutionen für den internationalen Handel zu entwickeln, ebenso fragt er nach dem Motiv der Handelsstädte. Daneben denkt Vf., dass die Uneinigkeit Europas, sowohl politisch wie rechtlich, auch seinen Erfolg erklären kann. Die Uneinigkeit sorgte dafür, dass zwischen den Räten der Städte Wettbewerb herrschte. Die Städte wollten den Handel ihrer Bürger fördern und nutzten dafür ihre rechtlichen, kommerziellen und finanziellen Institutionen. Die Erklärung für Änderungen in der Motivation der Handelsstädte findet Vf. nicht zureichend, aber er versucht zu erklären, dass dies dem Wettbewerb geschuldet war. Vf. fragt sich, warum sich die Wirtschaft vor 1800 in Europa weiter entwickelte, dies in China oder im Mittleren Osten hingegen nicht tat. Außerdem fragt er sich, warum sich die Wirtschaft sowohl in starken wie in schwachen Territorialstaaten entwickelte. Die Kaufleute der italienischen Städte, der Niederlande und Englands wären nicht länger ihrer Strategie 'of delegating control to corporate groups' gefolgt, sondern benutzten multilaterale soziale Netzwerke von Freunden und Verwandten. Diese gründeten und entwickelten sich mit wenig oder keiner Unterstützung ihrer eigenen Regierungen. Vf. fragt sich, wie das möglich war. Die Räte der Städte waren motiviert, internationale Verträge abzuschließen, weil sie erwarteten, von der Konzentration der regionalen und internationalen Ströme von Handelswaren, Geld und Informationen in den Städten zu profitieren. Im zweiten Kapitel beschreibt Vf., dass die Kaufleute ihre Wahl nicht auf Privilegien gründeten, welche sie genau so einfach irgendwo anders hätten bekommen können, sondern auf den Zugang zu den verschiedenen lokalen Produkten. Die Räte der drei Städte Brügge, Amsterdam und Antwerpen wollten Kaufleute aus ganz Europa unterstützen, ihr Ziel war es nicht, für eine Nation oder eine Gruppe von Kaufleuten politische, rechtliche und kommerzielle Vorteile zu schaffen. Der Erfolg der drei Städte beruhte nicht nur darauf, dass sie Märkte, Herbergen, ausländische Zusammenschlüsse und Börsen ermöglichten, sondern dass sie ihre kommerzielle Infrastruktur immer wieder dem internationalen Handel anzupassen wussten, selbst wenn das bedeutete, die bestehende Situation zu hinterfragen, sich von Gewohntem zu verabschieden oder zum Beispiel die Position des

Vermittlers abzuschwächen. Wenn fremde Kaufleute sich in den Städten niederließen, verloren ihre früheren Wirte ihre Wettbewerbsvorteile. Die Städte Brügge, Antwerpen und Amsterdam versuchten durch die Makler ihre Position zu ändern. Die Städte ließen den Kaufleuten die Wahl, sie konnten den Makler auch nicht einschalten. Damit wurde die Konkurrenz untereinander befördert und die Preise reduziert. Vf. erkennt, dass der Stadtrat kaum einen Beitrag zu dieser Entwicklung leistete. Stadt oder Regierung sorgten für die Informationsströme. Es gab eine Umwandlung notarieller Unterlagen in administrative Dokumente als Beweismittel. Dieses Argument des Vf.s überzeugt Rz. nicht, da diese Entwicklung nicht als Einmischung des Stadtrates gesehen werden kann. Notare wurden nicht durch den Rat benannt. Der Stadtrat hatte damit auch kein Interesse, die Lage des Notars zu unterstützen. Viel wichtiger war, dass Recht durchgesetzt wurde und wenn möglich mit dem besten Beweis. Die Folgerung des Vf.s geht Rez. zu weit. Ich glaube, die Zulassung administrativer Dokumente war durch den Stadtrat beabsichtigt, um günstige Konditionen für die Kaufleute zu schaffen. Administrative Dokumente sind billiger als notarielle Unterlagen und damit sollte es für die Kaufleute günstiger werden. Auf diese Weise konnte der Stadtrat die Kaufleute unterstützen.

Die drei Städte änderten ihre Gesetze und ihre Rechtsprechung zum Vorteil der Kaufleute. Die Garantie, für den billigsten Preis Verträge abzuschließen, und die Neuorganisation der Gerichte waren die Grundlage des Erfolgs für Brügge, Antwerpen und Amsterdam. Die Städte reagierten auf diese Herausforderung, indem sie die Kaufleute anregten, Schiedsrichter (Arbiter) zu benutzen. Auf diese Weise konnten die Kaufleute die Regeln ihrer Wahl anwenden, ebenso stimulierten die Städte die fremden Kaufleute dazu, sich in die neue Umgebung zu integrieren und errichteten Gerichte für spezifische Rechtsformen wie Handels-, Finanz- oder Versicherungskonflikte.

Im sechsten Kapitel beschreibt Vf. den Einfluss der politischen Situation in den Niederlanden im 15. und 16. Jh. auf die Entwicklung der drei Städte. Meiner Meinung nach kommt dieses Kapitel in der Argumentation zu spät. Der Leser muss auf diesen wichtigen Teil der traditionellen Erklärung vom Erfolg der drei Städte aus den Niederlanden lange warten. Wie frühere Historiker findet auch er das Handeln der Fürsten Maximilians I. und Karls V. wichtig als Erklärung für die Verlegung des Wirtschaftserfolgs von Brügge nach Antwerpen und setzt daneben auseinander, was die Stadt Brügge versuchte, um die Händler in ihrer Stadt zu halten. Für die Transition von Antwerpen nach Amsterdam ist Vf. ebenso der Meinung, dass die politische Situation eine wichtige Rolle spielte. In den Regionen Holland und Seeland entstand ein günstiges Umfeld für den Handel, weil es Philip II, König von Spanien und Fürst der Niederlande, nicht gelang, Holland und Seeland von den Aufständischen um Wilhelm von Oranien zu erobern. Von diesem günstigen Handelsumfeld wollten die Händler aus Brügge und Antwerpen profitieren und zogen u. a. nach Amsterdam.

Im siebenten Kapitel legt Vf. dar, wie Kaufleute mit Verlusten umgehen und untersucht die Rolle der Stadt. Kaufleute hatten die Möglichkeit, ihr Risiko aufzuteilen (Fracht, Konvoi, Versicherungen, Anteile oder eine starke Seeflotte). Vf. setzt auseinander, wie die Institutionen in den drei Städten hierauf reagierten. In diesem Kapitel akzentuiert Vf. nochmals, welche Möglichkeiten Städte und Fürsten hatten. Zum Beispiel gelang es Karl V. nicht, die Kaufleute der Stadt Antwerpen vom Bau einer Flotte zu überzeugen, während die Regionen Holland und Seeland auf Initiative der Kaufleute eine Flotte ausrüsteten.

Das Buch ist eine nicht zu unterschätzende Leistung. Die Studie beschränkt sich aber auf die Städte Brügge, Antwerpen und Amsterdam. Um also die zentralen Thesen zu unterstützen oder zu prüfen, sind Forschungen in anderen Städten in den Niederlanden, die ‚weniger‘ Erfolg hatten, notwendig. So wären z. B. der Rückgang der IJssel-Städte

und das Aufkommen Amsterdams im 16. Jh. interessant. Vf. erkennt selbst, dass manche Städte erfolgreicher waren als andere. Nun wäre zu fragen, ob diese Städte vergleichbare oder ganz andere Strategien hatten, wodurch sie nicht den gleichen Erfolg hatten wie Brügge, Antwerpen oder Amsterdam. Eine Schwäche der Darlegungen des Vfs. ist seine Sicht auf den Stadtrat. In den Beispielen des Vfs. reagieren die Stadträte oft nur reaktionär und sind nicht aktiv. Wenn Kaufleute drohen, eine Stadt zu verlassen oder institutionelle Änderungen fordern, reagiert der Stadtrat zwar, er wird aber selbst nicht aktiv. Ebenso könnte man sich fragen, inwiefern Ideen mitwanderten, wenn Kaufleute massenhaft umzogen von Brügge nach Antwerpen und danach von Antwerpen nach Amsterdam. Trotz dieser Kritik ermöglicht Vf. uns Einblicke in die Entwicklung des Handels der Städte Brügge, Antwerpen und Amsterdam. P. B.

Dave de Ruyscher und Jeroen Puttevils, *The art of Compromise, Legislative Deliberations on Marine Insurance Institutions in Antwerp (c. 1550–c. 1570)* (BMGN 2015, S. 25–49). – In ihrem Beitrag stellen Vff. die Frage, inwieweit Fürsten Einfluss hatten auf Veränderungen der juristischen Institutionen von Antwerpen. Sie setzen sich mit dem Vorgehen von Fürsten bei Verträgen mit Kaufleuten auseinander, bei denen Vertreter der Zentralregierung Änderungen aktiv anregen und institutionelle Strukturen bearbeiten. Sie interessiert auch, dass die kommerzielle Vorgehensweise nicht nur ökonomisch, sondern ökonomisch und politisch ist. Vf. erkennen zudem, dass die Wechselbeziehung zwischen Top-down (der Fürst schreibt die Regeln vor) und Bottom-up (Händler wollen, dass ihre Gewohnheitsrechte in Gesetze umgewandelt werden) nicht ausreichend ist, sondern dass es eine komplexe Interaktion zwischen verschiedenen Interessengruppen gibt. Sie fragen sich dabei, inwiefern der Stadtrat darauf Einfluss hat. Vf. konzentrieren sich auf Schiff-fahrtsversicherungen in Antwerpen zwischen 1550–1570. Sie verfolgen zwei Beispiele: den spanischen Einwohner von Antwerpen Jean Henriquez, der Schiff-fahrtsversicherungen abschließt, und den Kaufmann Giovanni Battista Ferrufini, der öffentlicher Makler in Antwerpen werden möchte. Im ersten Beispiel weisen Vf. eine Änderung auf dem Maklermarkt für Schiff-fahrtsversicherungen nach. Mehrere Nationen wurden im Markt für Schiff-fahrtsversicherungen aktiv und sorgten für Anonymität. Viele Entführungen durch Seeräuber sorgten dafür, dass es zahlreiche Schiff-fahrtsversicherungsclaims gab und Klagen, die für die Einmischung der Zentralregierung sorgten. Das zweite Beispiel zeigt, wie ein Komplex institutioneller Änderungen entsteht: aus einem Zusammenspiel zwischen verschiedenen Individuen, Gruppierungen und Regierungen.

Am Ende des 15. Jhs. migrierten viele fremde Kaufleute von Brügge nach Antwerpen und nahmen ihre Kenntnisse über Versicherungen mit nach Antwerpen. Die Zentralregierung stimulierte Gesetze für alle Kaufleute. Das Verhältnis zwischen einzelnen Interessengruppen wird auseinandergesetzt, Kompromisse werden untereinander geschlossen. Einen Kompromiss gab es mit der Organisation der Maklerfirma von Schiff-fahrtsversicherungen. Nach Protesten in den Jahren 1557 und 1558 und verschiedenen Kompromissen akzeptierten prominente Kaufleute den offenen Zugang im Maklergeschäft.

Vff. schlussfolgern, dass das Wirtschaftswachstum ein Katalysator für Änderungen war, aber keinen Standard für ein Wirtschaftsverhalten bot, das anders ist als das Ergebnis des politischen und ökonomischen Zusammenspiels zwischen verschiedenen Interessengruppen. P. B.

BRITISCHE INSELN. Matthew Phillips, *Urban conflict and legal strategy in medieval England: the case of Bishop's Lynn, 1346–1350* (Urban History 42, 2015, S. 365–380), analysiert einen Konflikt der ostenglischen Stadt Lynn mit ihrem bischöflichen Grund-

herrn, Bischof William Bateman von Norwich, der im Kern bis in die Zeit der ersten Stadtrechtsverleihungen zu Beginn des 13. Jh.s zurückreichte. Konkret ging es der Stadt darum, bestimmte jurisdiktionelle Rechte in zivil- und strafrechtlichen Angelegenheiten zurückzugewinnen, die sie 1309 in einer Phase der Schwäche, zu der auch der 1303 von der Hanse beschlossene Handelsboykott beigetragen hatte, an John Salmon, einen Amtsvorgänger des jetzt amtierenden Bischofs, verloren hatte. Die relativ günstige Quellenlage erlaubt es dem Vf., sehr detailliert zu zeigen, wie die Stadt in dem sich über mehr als vier Jahre hinziehenden Rechtsstreit geschickt versuchte, unter Berufung auf das „Statute of Mortmain“ (1279) den König auf ihre Seite zu ziehen, am Ende aber doch unterlag, weil eine namhafte „Bußzahlung“ des Bischofs den König bewog, zugunsten des Bischofs zu entscheiden. V. H.

Eine Art *Guerra Maritima* zwischen bayonischen, normannischen und englischen Seeleuten und damit auch zwischen ihren Ausgangshäfen, ein Händel, der sich schnell sogar zu einem maritimen Krieg entwickeln konnte, sieht Thomas K. Heebøll Holm in seiner als *Ports, Piracy and Maritime War. Piracy in the English Channel and the Atlantic, c. 1280 – c. 1330* (Leiden, Boston 2013, 295 Seiten, Abbildungen und Karten), bei Brill veröffentlichten Dissertation tatsächlich als Grund für einen immerhin 35-jährigen Frieden zwischen England und Frankreich im resp. Zeitfenster. Dieser Frieden ermöglicht ihm dazu noch, eine klare Abgrenzung der staatlichen Piraterie (*privateers*) von der Piraterie als Fehde unter Rivalen, insbesondere hinsichtlich der Mittel ökonomischer Auseinandersetzung konkurrierender Häfen, zu finden. Mit dieser Ausrichtung und in Auseinandersetzung mit historischen Begrifflichkeiten zur Piraterie, bspw. der Ciceros, erweitert er die schon in der Hansischen Umschau des vorigen Jahres vorgestellte Definition von Piraterie von Philippe de Souza, indem er sie als eine maritim orientierte, d. h. auf hoher See, vor Küsten, in Ästuaren oder Häfen unternommene Aneignung oder Zerstörung von Gütern und Wertgegenständen durch Gewalt begreift und sie als Werkzeug der Häfen und Wettkampf der Rivalen aus ökonomischen Gründen fasst.

Mit dem in den ersten Dekaden des 14. Jh.s stark prosperierenden, maritim getragenen Weinhandel von Bordeaux aus, bevorzugt ins englische Mutterland, aber auch zu anderen Destinationen – manchmal verzeichnete man mehr als 1.000 Schiffe pro Jahr – konzentrierten sich die Kaperer auf diesen Konnex. Viele dieser Schiffe versiegelten in Auftragsfahrt ihre Pipen Wein und erinnern uns an den Linienwechselverkehr zu den oft gleichen Zielen an die prosperierende Baienfahrt des 14. und 15. Jh.s mit Getreide aus Preußen und Baiensalz aus Frankreich retour. Mit der Festigung maritim getragener Administration, mithin der Bestimmung von Admiralitäten, ist in dieser Zeit auch eine ultimative Jurisdiktion nachweisbar, die ihm als besondere Quelle seiner Studien dient, die sich damit auf die Cinque Ports, die von Bayonne und die normannischen konzentriert, aber besonders auf der Grundlage englischer Quellen begründet wird. Oft erinnert die von ihm beschriebene Piraterie an die heutige am Goldenen Horn von Afrika. Die enge Verzahnung landseitiger Administration und Piraterie wird besonders deutlich, wenn Holm Beispiele anführt, in denen sich Piraten in den Häfen der Cinque Ports gegenüber Seehändlern als Spediteure ausgaben, Waren dieser an Bord nahmen, die mitreisenden Händler einfach im nächstbesten Hafen von Bord jagten und mit der Ware verschwanden oder das leere Schiff den Seehändlern überließen, auf dass es Wrack ginge. Wer glaubt, dass die englische Krone die Cinque Ports als ihre maritimen Vorposten verstanden, wird hier eines Besseren belehrt. Die Stadtoberen schlugen sich auf die Seite derjenigen, welche die besseren Karten hatten. Der englische König Henry III. sah sich sogar gezwungen, eine Strafexpedition gen Portsmouth zu richten, da von dort

gegen englische Schiffe vorgegangen wurde. Besonders dürften die Ausführungen von Heebøll Holm zum konföderativen Charakter der Cinque Ports von Interesse sein, um sie vielleicht mehr denn je den Strukturen hansischer Sozietäten komparativ an die Seite zu stellen. Wer zu den eingesetzten Schiffen Informationen erwartet, wird allerdings enttäuscht, denn außer, dass er besegelte von gleichzeitig geruderten unterscheidet, wartet der Autor mit keiner besonders prägnanten Differenzierung auf und kolportiert nur das immer wieder Gelesene zur Manövrierfähigkeit geruderter Fahrzeuge, ohne einschlägige Forschungen zu berücksichtigen, die schon bei geringstem Wellengang den allgemeinen und ausschließlichen Vorteil der Beruderung ad absurdum führen. Dennoch: Eine gelungene Zusammenführung maritimer Vernetzungen zwischen Bayonne, den Cinque Ports und den normannischen Häfen vor der immer noch so zugkräftigen Projektionsfläche der Piraterie. M.-J. S.

SKANDINAVIEN

(Bearbeitet von *Carsten Jahnke*)

Am 25. September 2014 verteidigte Frederik Charpentier Ljungqvist in Stockholm seine Doktorarbeit zum Thema *Kungamakten och lagen. En jämförelse mellan Danmark, Norge och Sverige under högmedeltiden (Königsmacht und Gesetz. Ein Vergleich zwischen Dänemark, Norwegen und Schweden im Hochmittelalter)* (Stockholms Universitet 2014, 458 Seiten, Abbildungen, Karten und Tabellen). – In seiner von der Philosophischen Fakultät herausgegebenen Arbeit untersucht der Vf. den Zusammenhang von Königsmacht und der Macht des Königs in der Legislative und nach den juristischen Gegebenheiten. Einer alten skandinavischen Tradition entsprechend, vergleicht Vf. die drei skandinavischen Zentralreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, läßt aber die norwegischen Schatzlande weitgehend aus. Ausgangspunkt seiner Untersuchungen ist dabei die in der Forschung immer wieder vertretene diffuse Idee einer zunehmenden Zentralisierung der Königsmacht in Skandinavien, eine These, über die zwar vielfach spekuliert worden ist, deren endgültiger Beweis oder deren Modifizierung bisher aber noch ausstand. Nach einer allgemein gehaltenen Einleitung (Kap. 1, *Från kungamakttill statsmakt*, 15–62) und einer kurzgefaßten Übersicht über die Rechtsentwicklung in Skandinavien (Kap. 2, *De medeltida nordiska lagarna*, 63–84) widmet sich Vf. in vier Durchgängen seinem Thema. Im ersten Durchgang (Kap. 3, *Kungen och rättskipningen*, 85–156) analysiert Vf. die Rechtspflege des Königs in den einzelnen Reichen. Systematisch durchgehend behandelt Vf. 1. das kgl. Klagerecht, 2. den König als Richter, 3. den König als Legislative und 4. den König als Exekutive. Für alle drei Reiche kann er zeigen, dass der Einfluß des Königs im Laufe des Spätmittelalters an Kraft gewann. Allerdings geschah dieser Zuwachs weder sachlich noch regional gleichzeitig, sondern der Herrscher konnte zuerst seine Macht als Richter ausbauen, bevor er in die Gesetzgebung eindringen konnte und erst sehr spät fielen ihm auch exekutive Aufgaben zu, die vorher bei den Landschaften und regionalen Tingen lagen. In den drei Reichen war es dabei Norwegen, welches eine Vorreiterrolle in der Zentralisierung eingenommen hatte, gefolgt von Dänemark und Schweden, wobei in den letzten beiden Reichen die Machtverteilung durchaus unterschiedlich war. Im zweiten Durchgang (Kap. 4, *Kungen och krigsmakten*, 157–210) untersucht Vf. die Entwicklung des kgl. Gewalt- und

Kriegsmonopols in den drei Reichen. In diesem Zusammenhang stehen drei Fragen im Vordergrund: 1. das Befehlsrecht des Königs, 2. das Recht der Steuererhebung zur Finanzierung von Kriegen und 3. das alleinige Befehlsrecht des Herrschers. Die Untersuchung dieser Fragen im skandinavischen Rahmen bedeutet, dass sich der Vf. in der sogenannten Ledingsfrage, einer hitzigen Diskussion über die Form und den Inhalt der nordischen Seeverteidigung im Mittelalter, dem Leding, positionieren muss. Als generelle Ergebnisse seiner Studien kann festgehalten werden, dass sich die Form des Ledings in den drei Reichen im Grundprinzip nicht unterschieden hat, dass das Leding aber in Norwegen seine größte Bedeutung erlangte und auch behielt. Das führte auch zu einer größeren Besteuerungsmöglichkeit in Norwegen, als in den anderen Ländern. Dagegen entwickelte sich die land- und an schwerbewaffnete Ritter gebundene Kriegsführung früher in Dänemark als in den anderen Reichen und erhielt in Norwegen keine besondere Bedeutung. Abschließend kann zudem noch festgehalten werden, dass die Herrscher in Skandinavien kein alleiniges Befehlsrecht zur Kriegsführung besaßen und, dass nur der König von Norwegen seine Untertanen zur Teilnahme an einem Angriffskrieg zwingen, seine Kollegen in Dänemark und Schweden dieses aber nicht konnten. Im abschließenden dritten Durchgang untersucht der Vf. dann das Verhältnis zwischen den beiden Schwertgewalten, König und Kirche (Kap. 6, *Kungen och kyrkan*, 275–322). Hier geht er vor allem auf folgende Punkte ein: 1. die kgl. Investitur, 2. die kirchliche Jurisdiktion, 3. kirchlicher Adel und 4. die Status- und Machtverteilung zwischen König und Kirche. Auch in diesem Bereich kann Vf. mit interessanten Observationen aufwarten. So entwickelte sich die kirchliche Jurisdiktion zuerst in Dänemark, wo sie auch am stärksten blieb, und zuletzt in Schweden, wo sie kaum Einfluss gewinnen konnte. In Norwegen dagegen nahm die Kirche den größten Einfluss auf die königlichen Nachfolgeregelungen; hier besaßen König und Ting aber auch den größten Einfluss in innerkirchlichen Fragen. In Dänemark und Norwegen standen im Idealbild der Gesetze König und Kirche gleichberechtigt nebeneinander, wohingegen in Schweden der König *de jure* der Kirche übergeordnet war.

Abgeschlossen wird die Arbeit mit einem zusammenfassenden Kapitel (Kap. 7, *Återkoppling, slutsatser och utblick*, 323–348) sowie 5 Beilagen mit statistischem, biographischem und historischem Material.

Alles in allem stellt die vorliegende Arbeit die häufig von Einzeleindrücken geprägte Diskussion über die Machtkompetenz skandinavischer Herrscher auf eine solide und wohlbegründete Grundlage. Vf. verbleibt dabei nicht in den Bahnen des historisch-juristischen Denkens, sondern hebt, geprägt durch die schwedische Tradition innerhalb der Geschichtsforschung, seine Ergebnisse auf ein abstraktes Niveau. (s. z. B. 333–345). Hierdurch gelingt es ihm, ein durchaus differenziertes Bild der Entwicklungen in den einzelnen Reichen zu schaffen. Eine derart gestaltete, große Übersichtsarbeit kann dabei allerdings nicht ohne Kritikpunkte auskommen. So verläßt sich Vf. an einigen Stellen, z. B. bei der Diskussion des Leding, allzusehr auf die „großen Namen“ der skandinavischen Geschichtswissenschaft, ohne selbst hierzu Stellung zu beziehen oder Diskussionen von seinem Gesichtspunkt aus weiterzuführen. Hierdurch wird das innovative Potential dieser Arbeit an einigen Stellen deutlich zurückgehalten. Auch wirken einige Untersuchungsmethoden, z. B. die Zählung und der Vergleich der Wortanzahl in den einzelnen Gesetzestexten (z. B. 50) in einer „komparativen Herausforderung“, teilweise etwas merkwürdig an. Alles in allem ist Vf. mit der vorliegenden Arbeit eine gute und systematisierende Übersicht über eine der wichtigen Fragen der mittelalterlichen Geschichte Skandinaviens gelungen, eine Arbeit, die die eine oder andere These auf eine solidere Grundlage stellen wird.

C. J.

DÄNEMARK. Rikke Agnete Olsen mit Fotos von Janne Klerk, *Danish Medieval Castles*; Aarhus University Press, Aarhus 2014, 302 Seiten, zahlreiche Abbildungen). – Die mittelalterlichen Burgen Dänemarks sind der Gegenstand des stattlichen Buches der Mediävistin Rikke Agnete Olsen, das nach mehreren dänischen Auflagen (zuletzt *Danske Middelalderborge*, 2011) nun in einer englischen Übersetzung – mit deutscher Zusammenfassung – vorgelegt wird. Indem das Buch einen gut nachvollziehbaren Überblick zum dänischen Burgenbau des 12. bis frühen 16. Jh.s bietet und dabei auf die detaillierte Erörterung fachlicher Fragen verzichtet, ist es für Wissenschaftler ebenso interessant wie für ein breites Publikum. Zur anregenden Lektüre tragen ein bebildertes Glossar, eingeschobene Kapitel zu einzelnen Burgen, Stammbäume und die hervorragenden Fotos von Janne Klerk bei, die die häufig nur noch in bescheidener Gestalt – als Burghügel oder -wälle – erhaltenen Befestigungen in exzellenten, oft ungewöhnlichen Aufnahmen präsentieren. Gut ausgewählte Pläne, Rekonstruktionszeichnungen und historische Darstellungen, etwa Kalkmalereien von Wehrbauten in dänischen Kirchen, ergänzen das ansehnliche Werk.

Die Autorin erläutert die Burgen, ihre Architektur und Entwicklung im Rahmen einer Erzählung der mittelalterlichen Herrschaftsgeschichte Dänemarks (inklusive des damals dänischen Schonens), die über weite Strecken von Krieg, Aufruhr und Gewalt geprägt war; natürlich spiegelt sich darin der fachliche Hintergrund der Autorin wider, die in erster Linie Historikerin ist. Daher sucht man vergeblich nach einer systematischen Typologie der Fortifikationen, ihrer Bauten und Wehrelemente. Wer beispielsweise Informationen über bestimmte Burgen- oder Bautypen in Dänemark – etwa Motten oder Wohntürme – sucht, muss das ganze Buch auf entsprechende Stellen hin durchforsten. Auch die baugeschichtlichen Beobachtungen bleiben oberflächlich, fokussieren oft lediglich auf alte, vermauerte Fensteröffnungen, die die Autorin in den Mauern alter Schlösser entdeckt hat (z. B. in Dragsholm, Gammel Estrup und Tranekær). Da viele Burgen nur noch Bodendenkmale sind, werden archäologische Forschungen gründlicher rezipiert, wenn auch stets nur kurz und nicht immer auf dem aktuellen Stand; das gilt z. B. in Bezug auf die Burgen bei Hald in Jütland. Die Pläne sind oft sehr klein und schematisch, die Fotos vermitteln eher die Atmosphäre als die Charakteristika der Wehrbauten, und archäologische Funde werden nur hie und da zur Illustration eingesetzt. Dafür ist es aber gelungen, ein lebendiges Bild der Burgenentwicklung zu zeichnen, wobei die enge Verschränkung des Befestigungswesens mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen sehr deutlich wird.

Nach einer allgemeinen Einführung mit hilfreichen Definitionen und einem Überblick zur europäischen Befestigungsentwicklung, in der auch die vielen im dänischen Burgenbau wirksamen west- und mitteleuropäischen Einflüsse erläutert werden, geht die Darstellung in eine chronologische Ordnung über. Die Autorin betrachtet diverse Refugien sowie die berühmten „Trelleborg“ des späten 10. Jh.s zwar als Befestigungen, aber nicht als Burgen – diese Bezeichnung möchte sie weitgehend auf die Königs-, Bischofs- und (privaten) Adelsburgen eingrenzen, die nach der Einführung des Feudalsystems west- und mitteleuropäischen Musters in Dänemark entstanden. Entsprechend sieht sie die Anfänge des dänischen Burgenbaus erst in der ersten Hälfte des 12. Jh.s; hierhin gehören mysteriöse Anlage wie der gewaltige Bastrup-Turm, aber auch vielteilige Burgen mit Erdwerken und zentralen Türmen, die teils auf königliche, teils auf hochadelige Initiative zurückgingen. Auch Refugien lokaler Gemeinschaften werden besprochen; zunächst gab es noch große Wallburgen wie die Gamleborg auf Bornholm, die um 1100 erbaut oder – bei älteren Wurzeln – erneut verwendet wurde; später übernahmen diese Funktion Wehrkirchen, unter denen die Rundkirchen Bornholms weithin bekannt sind. Besondere Aufmerksamkeit

finden dann die Befestigungen von Waldemar dem Großen (1131–1182), der Burgen in besonderer Weise als Machtinstrumente einsetzte und mit dem erstmaligen Einsatz von Ziegeln im Profanbau einen Innovationsschub bewirkte; die Bedeutung, die der König dem Burgen- und Backsteinbau zumaß, wird in der Erwähnung beider Aspekte auf der Bleitafel deutlich, die ihm in sein Grab in Ringsted gelegt worden ist. Das weitere dänische Mittelalter war von beständigen Machtkämpfen zwischen dem König und seinen Konkurrenten, weltlichen und geistlichen Fürsten, dem Adel unterschiedlichen Rangs und äußeren Feinden geprägt, etwa nordeutschen Magnaten und natürlich der Hanse. Wenn der König stark war, konnte er selbst Burgen errichten lassen und den privaten Wehrbau des Adels einschränken; die mächtige Königin Margarete (1353–1412) war nach 1396 zeitweise in der Lage, ihr Befestigungsregal tatsächlich weitgehend durchzusetzen. Wenn die Zentralherrschaft hingegen schwächelte oder phasenweise ganz zusammenbrach, dann schoss der adelige Befestigungsbau buchstäblich ins Kraut: „The lawless conditions prevailing over many years were reflected in the many castle structures [...], that sprang up over the whole country [...], so that anyone who felt threatened – and who did not have reason for fear in those times? – fortified his property“ (125). Darauf gehen die kleinen Turmhügel meist des 14. Jh.s zurück, die es auch in Dänemark in großer Zahl gibt und zu denen schriftliche Quellen häufig fehlen. Die größeren Magnatenfamilien konnten sich teilweise aber überraschend stattliche und starke Burgen leisten. Im Gegenzuge befinden sich unter den königlichen Fortifikationen zwar riesige Anlagen wie Vordingborg, Helsingborg mit dem Backsteinturm „Kärnan“, der Stadt-Burgkomplex von Kalundborg oder die eindrucksvolle Inselburg von Kalø, aber auch vergleichsweise kleine Burgen. Das Bild war also buntscheckig, wenn im Prinzip auch zutrifft, dass große Wehrbauten in der Regel auf mächtige Bauherren, kleinere auf solche geringeren Einflusses zurückgehen. Hinsichtlich der typologisch-architektonischen Abfolge des Burgenbaus äußert sich die Autorin zurückhaltend. Zumindest vom 13. bis 15. Jh. seien viele Formen von Burgen gleichzeitig errichtet worden, und zwar nach funktionalen Anforderungen, die im Laufe der Zeit nur geringen Änderungen unterlegen hätten. „A castle is a functional construct, a tool [...], for that reason, just like another tool, it would not be likely to change fundamentally until the purpose for which it was used underwent change“ (131).

Diese Änderungen traten im fortgeschrittenen 15. und 16. Jh. ein, als die Feuerwaffentechnik neue fortifikatorische Aufgaben stellte, zugleich die Ansprüche an den Wohnkomfort stiegen und die Rolle der Burgen als Machtinstrumente und Befestigungsbauten infolge politisch-sozialer Neuerungen Wandlungen unterlag. Als Konsequenz wurden Festungen als Militärbauten errichtet, deren gewaltige Kosten nur noch der König zu schultern vermochte, sowie Gutshäuser und Schlösser mit nur mehr geringer Wehrhaftigkeit; „from castle back to farming estate“ (169), pointiert Olsen diesen Prozess. Viele dieser Anlagen wiesen aber überkommene Befestigungselemente auf, als architektonisches Zitat oder auch mit eingeschränkter Funktionalität. Den würdigen Abschluss des mittelalterlichen Burgenbaus in Dänemark bilden das um 1500 errichtete berühmte Glimmingehus im damals dänischen Schonen, ein „festes Haus“ mit zahlreichen historischen Zitaten, burgartiger Kargheit bei gleichzeitig hohem Wohnkomfort und vielen geradezu verspielten, wenngleich funktionsfähigen Weherelementen, laut Olsen „a curious kind of toy – romantic chivalry“ (182); zum anderen die stattliche, bischöflich Viborgische Kastellburg Spøttrup in Jütland, die zugleich wohnliches Schloss und – aufgrund mächtiger Erdwälle – feuerwaffentaugliche Fortifikation war. Diese und weitere funktionale Aspekte der Burgen – als Residenz, Alltagssitz, wehrhafter Bau in Kriegszeiten – bespricht Olsen in einem abschließenden Kapitel. Ein Katalog der wichtigsten mittelalterlichen Burgen Dänemarks erschließt die Anlagen als Basis des Buches.

Insgesamt erhält der Leser einen hervorragenden Überblick zu den Burgen Dänemarks, unter denen so eindrucksvolle Stätten wie das gewaltige Hammershus auf Bornholm, Waldemar Atterdags († 1375) Lieblingssitz Gurre – ein ausgedehnter Burg-Siedlungskomplex mit zentralem Turm-Kleinkastell – oder der kreuzförmige Bischofssitz Gjorslev erwähnt seien. Stellvertretend für die vielen in imposanter Naturlage erbauten Burgen mag auch die Inselburg Sprogø im Großen Belt hervorgehoben werden, die Waldemar der Große in Backstein ausbauen ließ. Bedauerlich ist die nur kurze Abhandlung der Skeingeborg Erzbischof Absalons von Lund (1128–1201), die als achteckige Anlage eine große Besonderheit im europäischen Burgenbau darstellt. Aus heutiger dänischer Sicht wohl etwas abgelegen in Nordschonen, wurde sie auch nicht von der Fotografin besucht, obgleich es sich um eine überaus eindrucksvolle Inselburg handelt. Überraschend ist des Weiteren, dass die Diskussion um den dänischen Burgenbau im Süden der Ostsee in den Jahren bald nach 1200, die in Deutschland durchaus kontrovers um große Backsteintürme u. a. in Demmin und Stolpe an der Oder, ferner um große Motten wie den Usedomer „Schlossberg“ oder den Burghügel von Altkalen geführt wird, im Buch keinerlei Rezeption findet. Immerhin würde es sich bei diesen während der waldemarschen Expansionszeit errichteten Anlagen auch um „Danske Middelalderborge“ handeln, trafen ihre nördlichen Bezüge zu. Olsens Buch trägt allerdings indirekt zu dieser Diskussion bei: Parallelen für die mächtigen Backstein-Rundtürme im Haus Demmin und in Stolpe („Grützpot“) gibt es auf den Königsburgen der Waldemarszeit in Dänemark nicht, was gegen die nördliche Ableitung der Bauwerke in Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg spricht.

Erfreulich ist, dass die Autorin zwar die demonstrative Wirkung von Burgen nicht außer Acht lässt und beispielsweise das militärisch eher schwache Gurre Waldemar Atterdags als „symbol of royal power“ (158) charakterisiert, aber doch deutlich die militärische Funktion der Bauwerke betont. In der deutschen Forschung wird das nicht selten genau andersherum betrachtet. Angesichts der kontinuierlichen Abfolge von brutalen Kriegen, Fehden und Aufständen „during the age of the castle“ (265) erschiene es auch schwerlich überzeugend, die Burgen Dänemarks als praktisch wenig nützliche Symbole der Wehrhaftigkeit anzusehen. Im Übrigen wird in zahlreichen schriftlichen Nachrichten über Belagerungen und Angriffe auf Burgen im mittelalterlichen Dänemark deutlich, dass diese oft im Brennpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen standen.

Hierin zeigt sich einer der großen Vorzüge des Werkes – die Autorin interpretiert solide, plausibel, in engem Bezug auf Schrift-, Bild- und Sachquellen, ohne übersteigertes Bedürfnis nach modischen oder provokanten Hypothesen. Das schöne Buch kann mithin jedem am nordeuropäischen Burgenbau und der mittelalterlichen Geschichte des Ostseeraums Interessierten zur Lektüre empfohlen werden. *Felix Biermann*

Einen für die Hanseforschung besonders interessanten Beitrag zur Lepraforschung leistet Kristina Lenz in ihrem Artikel *Hvorfor forsvandt spedalskhed fra Danmark i slutningen af middelalderen?* (Wieso verschwand Lepra am Ende des Mittelalters aus Dänemark?) (DHT, Bd. 115,1, 2015, S. 37–46). Dass Lepraerkrankungen (*Mycobacterium leprae*, *Hansens Bakterium*) ein wohlbekanntes Phänomen mittelalterlicher Gesellschaften und vor allem auch in den Städten darstellte, bedarf keiner weiteren Erläuterung. L. kann aber das gesamte Ausmaß der Erkrankung in Dänemark zeigen. Unter der Bevölkerung des ostjütischen Dorfes Tirup zeigten so zwischen 1150 und 1630 30 % klinische Manifestationen von Lepra, was bedeutet, dass wahrscheinlich die gesamte Bevölkerung dieses Dorfes mit der Krankheit infiziert war; und im gesamten, dänischen Skelettmaterial zeigen ca. ein Viertel aller Körper Leprasymptome. Dieses läßt auf einen hohen Durchseuchungsgrad schließen. Interessanter ist aber die Tatsache, dass Lepra gegen Ende des 15. Jh.s fast

vollständig aus dem städtischen Leben Nordeuropas verschwand, mit dem Ergebnis, dass 1542 in Dänemark alle Leprahäuser geschlossen wurden. Dieses Phänomen wird auf ein verstärktes Auftreten der Tuberkulose zurückgeführt. Tuberkulose kommt in zwei verschiedenen Formen vor; als *Mycobacterium tuberculosis*, welches von Mensch zu Mensch übertragen wird und Luftwegserkrankungen hervorruft und als *Mycobacterium bovis*, welches, wie der Name zeigt, vor allem Kühe und Ochsen befällt und bei Verzehr den menschlichen Magen-Darmtrakt angreifen kann. Da beide Krankheiten durch Mycobakterien hervorgerufen werden, kommt es zu Kreuzreaktionen, wobei in der Medizin umstritten ist, ob diese zu einer Immunisierung oder zu einer Hyperinfektion führen. Vf. in kann nun zeigen, dass zwei Entwicklungen zu einer verstärkten Ausbreitung der Tuberkulose beitrugen: Zum einen führte die verstärkte Urbanisierung zu einer Bevölkerungsverdichtung, die dann wiederum die Ausbreitung des *Mycobacterium tuberculosis* erleichterte. Zum zweiten trug die Steigerung des Fleisch- und Milchkonsumes nach den Pestumzügen und der gesteigerte Handel mit diesen Produkten resp. der verstärkte, europäische Viehtrieb zu einer Ausbreitung des *Mycobacterium bovis* bei. Der erhöhte Konsum von z. B. mit Bakterien verseuchter Milch hat immunisierende Wirkung gegen Lepra, erleichterte aber gleichzeitig bei Abwehrschwächung eine erhöhte Ausbreitung von Tuberkulose mit erhöhter Mortalität. Im Endeffekt führte beides zu einer Zurückdrängung der Lepraerkrankungen.

Die hier am Beispiel Dänemarks gewonnenen Erkenntnisse resp. Überlegungen lassen sich ohne Probleme auch auf den Hanseraum anwenden und bieten ausreichend Spielraum für weitergehende und größere Räume umfassende Studien. C. J.

NORWEGEN. In Norwegen beginnen bereits jetzt die Vorbereitungen der Feierlichkeiten zum eintausendsten Jahrestag der Heiligsprechung König Olavs im Jahr 2030. In der Zwischenzeit wäre allerdings die Tausendjahrfeier der Thronbesteigung eben jenes Königs im Jahr 2015 fast unbemerkt vorbeigegangen, hätte die Redaktion der norwegischen, historischen Zeitschrift nicht den renommiertesten Mediaevisten des Landes, Sverre Bagge, aufgefordert, hierzu eine Art "Leitartikel" zu verfassen, in dem ein breiterer Überblick über die (gewalttätige) Regierung dieses Königs gegeben werden sollte. (Sverre Bagge, *Olav den Hellige som norsk konge (1015–28)*, NHT 94, 2015, S. 555–587.) Allerdings ist die Quellengrundlage zur Geschichte dieses Königs so dünn, spät und unbefriedigend, dass der Vf. statt eines Überblicks eine Problemübersicht über dieses Thema geschrieben hat (556). Nach einer sehr norwegischen Tradition beschäftigt Vf. vor allem die Fragen der Quellen zur Geschichte Olavs und ihrer Glaubwürdigkeit, seine Ankunft und die machtpolitische Situation zu diesem Zeitpunkt, die Herrschaftsausübung des Königs in den einzelnen Reichsteilen sowie seine mögliche oder nicht-mögliche Abstammung aus dem Geschlecht der Hårfager und dessen Regierung und Fall. Durch diese Übersicht behandelt der Vf. dann doch alle Aspekte der Herrschaft dieses sagenumwobenen Königs. Hierbei kommt dem Vf. seine unbestrittene, profunde Quellenkenntnis und seine lange Beschäftigung mit diesem Thema zugute. Diese beiden Qualitäten geben der Arbeit B.s allerdings auch einen bitteren Beigeschmack. Der Vf. verwirft mit harter Hand Quellen, wobei er gleichzeitig einige andere als geeignet in den Zeugenstand beruft, ohne das klar wird, worauf sich seine Auswahl begründet. Diese (zugegebenermaßen auch der Kürze geschuldete) willkürliche Vorgehensweise hinterläßt einige methodische Zweifel, die sich hoffentlich in einer späteren Diskussion aufklären lassen. Zudem ist der gesamte Text tief in der innernorwegischen Diskussion zu diesem Thema verwurzelt. Wer etwas über Olav den Heiligen und seine Politik erfahren möchte, kann hier also erste Anhaltspunkte erhalten – allerdings nur, wenn er sich wirklich gut in der Historiographie und

Geographie Norwegens sowie der nordischen Skaldendichtung und *Kvædis* (Stanzas) auskennt. Ansonsten läuft er Gefahr, wie von einem norwegischen Bergtroll überrollt mit schmerzdem Kopf aufzuwachen. C.J.

Im Zentrum eines Themenheftes der Zeitschrift *Heimen* zum Thema *Ting im Norden* steht die für die Hansegeschichte so wichtige Region des Hålogalandes, in der der auf dem Bergener Markt verhandelte Stockfisch gefangen wurde. Es sind hierbei vor allem drei Verfasser, die für die Hansegeschichte von besonderem Interesse sind. Als erster behandelt Frode Iversen das Thema *Hålogaland blir en rettskrets* (*Hålogaland wird ein Rechtskreis*) (*Heimen, lokal og regional historie*, Bd. 52, Nr. 2, 2015, S. 101–120). In diesem Zusammenhang entwickelt er nicht nur eine Ting- und Verwaltungsstruktur für das Hålogaland, welches u. a. die Lofoten und den wichtigen Handelsort Vågan umfasst, sondern rekonstruiert sogar die innere Struktur und den Aufbau der Tingorte. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist der Fund kreisförmiger Hausanlagen, sogenannter *Ringtuner*, die erstaunlich auffällig mit Rechtskreisen zusammenfallen. Vf. rekonstruiert eine solche Ringtune in Steigen auf der Insel Engeløy, wo er zeigen kann, dass die Anzahl der im Kreis angeordneten Hausgrundrisse der Lage und Zahl der Steigen umgebenden Untertinge entspricht. Sollte sich dieses bewahrheiten, so wäre die Erforschung der Organisation und des Alters des Tingwesens in Norwegen ein wesentliches Stück näher gekommen. Als nächster behandelt Petter Snekkestad den *Ting und dessen Grenzen in Gildeskål*, einer weiteren Rechtsregion südlich der Lofoten. (*Ting og grenser i Gildeskål*, *Heimen, lokal og regional historie*, Bd. 52, Nr. 2, 2015, S. 121–133), bevor dann Miriam Tveit der Frage nach der Integration des Hålogalandes in die übergeordnete, norwegische Rechtspraxis diskutiert. (*Integrasjon gjennom lovgivning? Rettsresepsjon i Hålogaland 1100–1500* (*Integration durch Gesetzgebung? Rechtsrezeption im Hålogaland 1100–1500*), *Heimen, lokal og regional historie*, Bd. 52, Nr. 2, 2015, S. 134–147.) In ihrem Beitrag geht es nicht nur um die Frage, welchem Rechtsbereich das Hålogaland überhaupt zuzuordnen ist, sondern auch, ob es in der Handelsstadt resp. dem Handelsort Vågan vor der Einführung des norwegischen Reichsrechts ein eigenes, dem Birkarecht entsprechendes, Handelsrecht gegeben habe. Zudem wird die Frage nach dem zentralen Tingsort für diese Region, Vågan oder das spätere Steigen, diskutiert. Sind diese drei Beiträge für sich genommen doch relativ speziell und regional, so geben sie doch Hinweise für einen der wichtigsten Produktionsräume hansischer Waren in Nordeuropa. Insofern mögen diese Übersichtsartikel allen Bergenforschern warm ans Herz gelegt werden. C.J.

SCHWEDEN. Wieviel Steuern zahlte man im Mittelalter? Diese Frage beschäftigt die Forschung schon länger, doch stößt man meist nur auf grobe Schätzungen oder auf ominöse Eindrücke zahlreicher Sondersteuern und ausplündernder Steuereintreiber. Dag Retsö und Johan Söderberg sind dieser Frage in ihrem Artikel *The late-medieval crisis quantified* (*SJH* 40, Nr. 1–4, 2015, S. 1–24) nun für Schweden auf den Grund gegangen. Anhand zahlreicher Steuerlisten, u. a. den Aufzeichnungen des mecklenburgisch-schwedischen Schloßvogtes Raven van Barnekow aus dem 14. Jh., Steuerlisten aus Västmanland (1371), Wärrmland (1503), einer normativen kgl. Steuerliste aus dem 1413 sowie anderen Dokumenten, errechnen resp. schätzen Vf. sowohl die Anzahl der Steuerzahler als auch die Summe der gezahlten Steuern. Die Ergebnisse dieser Studie sind beachtlich und erstaunlich zugleich. So zeigt sich deutlich eine historische Dreiteilung der Steuerlast. In der Zeit vor der Kalmarer Union zahlten die Schweden ca. 32 Gramm Silber p. a. entsprechend ca. 2 % des Durchschnittspreises eines Bauernhofes oder 0,3 Ochsen an Steuern. Sobald aber Margarethe von Norwegen als Regentin eingesetzt wurde, erhöhte sich die Steuerlast auf ca. 177 gr.

Silber, entsprechend 15 % des Durchschnittspreises oder 2,2 Ochs. Es ist insofern kein Wunder, dass es unter Margarethes Sohn Erich in Schweden zu Steuerunruhen gekommen ist, die zu dessen Absetzung geführt haben. Die Durchsetzungskraft dieser Unruhen war so groß, dass die Steuern bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes im Jahr 1561 noch unter das Niveau des 14. Jh.s fielen. Nach der Absetzung Erichs zahlten die Schweden so nur noch ca. 17 Gramm per caput per Jahr. (Im Vergleich dazu zahlt ein heutiger dänischer Professor ca. 36 kg Silber an Steuern p. a.) Es zeigt sich, dass die Steuerleistung nicht mit der zunehmenden Zentralisierung des schwedischen Staates parallelisiert werden kann, sondern in eine entgegengesetzte Richtung zeigte. Die Stellung der schwedischen Bauern war so stark, dass sie dauerhaft eine Erhöhung der Steuerlast verhindern konnten.

Neben diesen langfristigen Entwicklungen zeigt die Studie aber auch, dass das Steueraufkommen der Städte für den kgl. schwedischen Haushalt im Mittelalter minimal war. So machte das Steueraufkommen der Städte insgesamt in den Jahren 1530–1533 nur 1 % des Gesamthaushaltes aus, zahlte Uppsala 1,8 kg, Västerås 900 gr. oder Linköping nur 300 gr. Silber an Steuern für eine gesamte Stadt. Mit dieser Studie, die das Steueraufkommen nicht nur chronologisch, sondern auch regional untersucht, werden die Vermutungen über die Steuerleistungen skandinavischer Bauern erstmals auf eine solide quellenbelegte Basis gestellt. Damit wird auch einigen älteren Vermutungen über die Belastung der Bauern und Bürger der Boden entzogen. Gezeigt werden kann auch, dass sich die Entwicklung in Schweden wohl deutlich von der in anderen Ländern unterschied – obwohl auch diese Vermutung erst durch weitere Studien untermauert werden muss. C. J.

Wenn Menschen etwas auf dem Kerbholz haben, so klingt das in unseren modernen Ohren erst einmal nicht besonders gut – auch wenn die meisten wohl noch nie ein Kerbholz gesehen haben oder wissen, um was es sich dabei eigentlich handelt. Diesem Manko schafft Per Forsberg in seinem Beitrag *Pengar som ristningar på träpinnar. Icke-monetära pengars funktion för fungerande lagbildningar* (Geld als Einkerbungen auf Holzstöcken. Die Funktion nicht-monetären Geldes für wirksame Gruppenbildungen) (SHT 135,3, 2015, S.401–431) nun Abhilfe. Das Hauptinteresse des Vf. liegt dabei in der Rolle des Kerbstockes bei der Aufrechterhaltung lokaler Kreditnetzwerke und -beziehungen im ländlichen Raum Schwedens, wobei die Rolle dieses Instrumentes bei Dorf-, Mühlen-, Säg- oder anderen Gemeinschaften untersucht wird. In seiner theoretischen Einleitung ordnet Vf. den Kerbstock der Gattung der *community currencies* zu, Einheiten, die eine spezifische Funktion innerhalb der Organisation regionaler Vergesellschaftungen übernehmen konnten. Er ordnet damit den Kerbstock dem Bereich der Geldwirtschaft zu. In seinem historischen Abschnitt über die Entwicklung des Kerbstockes weltweit kann der Vf. die Entwicklung dieses mnemotechnischen Hilfsmittels in die Zeit Mesopotamiens zurückführen, auch wenn einer unbestätigten Mythe zufolge ein chinesischer Minister um 2.700 v. Chr. dieses Instrument erfunden haben soll. Schon zu dieser Zeit entwickelten sich die ersten zweigeteilten Kerbstöcke, die als Vertragsinstrumente Verwendung finden konnten. Hierzu kerbte man die Erinnerungsstriche in einen Stock ein und teilte diesen dann als Zerter. In den späteren Jahrhunderten erreichte dieses Kreditinstrument eine solche Bedeutung, dass dessen Bezeichnung als *Birka* zur Vikingerzeit ins Russische und Finnische übernommen, das Holz im Code Civil erwähnt wurde und der Name des zweiteiligen Kerbholzes (Stock) in *stock exchange* seine bleibende Verwendung fand. Das Kerbholz ist damit keine nebensächliche Laune der Geschichte, sondern scheint seinen besonderen Platz im Kreditwesen eingenommen zu haben. Generell dienten Kerbhölzer zur Notierung ausstehender, zu kreditierender Arbeiten, Dienste oder Werte oder im Gegensatz bereits geleisteter Arbeiten, Dienste oder Werte. Sie können deshalb als temporäre

Organisationshilfen innerhalb eines definierten, geschlossenen Rahmens interpretiert werden, wie der Vf. dann im weiteren am Beispiel der Anwendung des Kerbholzes im ländlichen Bereich bis in die Frühe Neuzeit hinein zeigen kann. Die vorliegende Studie, so seltsam sie auf den ersten Blick zu sein scheint, hat doch das Potential, auch die Kredit- und Handelspraktiken im Mittelalter allgemein noch einmal neu zu durchleuchten. Es scheint nach diesen Ausführungen nur zu wahrscheinlich, dass auch einige hansische Kaufleute etwas auf dem Kerbholz gehabt haben – und das nicht in betrügerischer Absicht. C.J.

Zwei der produktivsten schwedischen Experten des mittelalterlichen Münzwesens und der Monetarisierung des Landes, Rodney Edvinsson und Bo Franzén, haben sich erneut in einem Beitrag mit der Einführung und Entwicklung des Münzwesens in Schweden im Mittelalter auseinandergesetzt. (Rodney Edvinsson und Bo Franzén, *Sveriges tidiga formella penningväsende*, SHT 135,3, 2015, S. 377–400.) In ihrem Beitrag setzen die beiden Vff. den Beginn der Münzprägung in allen drei skandinavischen Reichen genau in das Jahr 995 (382), wobei in Dänemark und Norwegen eine nahezu ununterbrochene Entwicklungslinie ins Mittelalter gezogen werden kann, die im Falle Schwedens allerdings eine große Lücke bis zum Jahr 1030 aufweist, gefolgt von einer weiteren Lücke zwischen 1030 und der Mitte des 12. Jh.s bevor dann zuerst in Lödöse und später auch an anderen Orten wieder Münzen, allerdings von anderer Qualität, geprägt wurden. Für die zweite Hälfte des 12. Jh.s sehen die Vff. dann eine zunehmende Monetarisierung Schwedens, die zu Beginn des 14. Jh.s zur Trennung der Mark Silber und der Mark als Recheneinheit im Reich führte (wobei sich die Mark Pfennige schon seit dem 13. Jh. nachweisen läßt). Aus den vorhandenen Quellen zu diesem Bereich schließen die Vff., dass die schwedischen Könige des 13. und 14. Jh.s zu schwach waren, ein grundsätzliches Münzwesen konsequent durchzusetzen. In den folgenden Abschnitten werden u.a. die Silberunterschiede zwischen der Mark Silber, schwedisch und gutnisch und zwischen anderen schwedischen Münzen diskutiert sowie die Münzverschlechterung sowie deren inflatorische Auswirkungen untersucht, die um 1520 ihren Höhepunkt erreichte. Es kann gezeigt werden, dass das gesamte Mittelalter hindurch die Mark in Schweden die leitende Münzeinheit darstellte, auch wenn es im 15. Jh. zu einer durchgehenden Regionalisierung des Münzwesens in Schweden kam und die Mark selbst, wie in Lübeck auch, erst im 16. Jh. ausgemünzt wurde. Wer einen ersten Überblick über die Münzgeschichte Schwedens im Mittelalter, die Münzeinheiten sowie deren Silberinhalt benötigt, dem sei die vorliegende Studie als Einstieg angeraten, die sich nicht nur durch ihre Systematik, sondern auch durch ihren reichhaltigen Fußnotenapparat positiv auszeichnet. C.J.

In der Reihe „Det Medeltida Sverige“, in der im Jahr 2014 der grundlegende Band über die Stadt Sigtuna erschienen ist (HGBll. 133, 2015, S. 273), folgte 2015 ein weiterer über die ländliche Region der Ydre-Härde in Småland (Det medeltida Sverige, 4. Småland, Vol. 6, Ydre härad, hg. von Christian Lovén, Stockholm 2015, 220 Seiten, Abbildungen und Karten). – Ausgehend von dem am Band von Sigtuna beschriebenen Konzept wird hier eine klassische ländliche, schwedische Siedlungsstruktur vorgestellt, die keinerlei Bezüge zu städtischen Zentren aufweist. Diese Studie erlaubt es, die strukturelle und personelle Entwicklung auf dem Land aufzuzeigen, wie sie auch Einblick in die Gutsstrukturen der schwedischen Hocharistokratie vermittelt. So werden u.a. am Beispiel des Geschlechtes der Aspenäs die Verwandtschafts- und Erbverhältnisse an Gut Sänna zwischen 1359 und 1463 aufgezeigt und so die verwickelten Beziehungen zwischen den großen Adelsgeschlechtern verdeutlicht. Wer Informationen zu mittelalterlichen, landwirtschaftlichen Regionen in Schweden benötigt, dem sei diese Reihe wärmstens anempfohlen. C.J.

OSTMITTEL- UND OSTEUROPA

(Bearbeitet von Norbert Angermann, Karsten Brüggemann und Anti Selart)

Der Sammelband *Strongholds and Power Centres East of the Baltic Sea in the 11th–13th Centuries. A collection of articles in memory of Evald Tõnisson* (Muinasaja Teadus, 24, hg. von Heiki Valk, Tartu 2014, Verlag Tartu Ülikooli arheoloogia osakond, 464 Seiten, Abbildungen) beinhaltet zahlreiche, überwiegend archäologische Beiträge aus dem östlichen Ostseeraum zum Andenken an den estnischen Archäologen Evald Tõnisson (1928–2001). Die Frage von Mauri Kiudsoo, *Ist der Burgberg Iru ein späteisenzeitlicher Marktplatz?* (Iru linnamägi – kas hilisrauaaegne turukoht?, 139–171) diskutiert die Ursprungsgeschichte Revels. Weil die Existenz einer urbanen Siedlung vor dem 13. Jh. weder von schriftlichen noch durch archäologische Quellen bestätigt ist, wird aufgrund der Münzfunde vermutet, dass Iru am Fluss Pirita, etwa 9 km östlich der mittelalterlichen Stadt, auch in der Zeit nach dem Verlassen der Burg Mitte des 11. Jh.s als Handelsplatz gedient habe. Nikolai Lopatin, *About the Status of Pskov and Izborsk in the 10th–11th Centuries: A Comparative Analysis* (173–187) untermauert die These, dass, entgegen einigen Vermutungen, Pleskau und Isborsk im 10.–11. Jh. parallel bestanden, dabei aber Pleskau immer die bedeutendere Siedlung dargestellt habe. Die Warägerlegende der altrussischen Chroniken, die Isborsk zu den ältesten und wichtigsten Zentren der Ruß zählt, wird somit von der archäologischen Forschung nicht bestätigt. In seinem Beitrag *Karelian Strongholds on the Vuoksi River as a Factor of the Rise of Karelian Land* (257–291) thematisiert Aleksandr I. Saksa die Rolle der Verkehrsader entlang des Flusses Vuoksi in Karelien während der karelischen Blütezeit im 12.–13. Jh. bevor das Gebiet unter feste Kontrolle Novgorods übergang. A. S.

Castella Maris Baltici XI, hg. von Anders Gutehall und Chatarina [!] Ödman, Turku und Malmö [2015] (Archaeologia Medii Aevi Finlandiae 20, Malmöfynd 22, Verlage The Society for Medieval Archaeology in Finland und Malmö Museer, 210 Seiten, Abbildungen). – Ieva Ose behandelt hier *Die mittelalterliche Burg als Wirtschaftszentrum* (153–160) auf dem lettländischen Gebiet im 13.–16. Jh. aufgrund der archäologischen und schriftlichen Quellen. Hervorgehoben werden die Rolle der Burgen bei der Organisation der agrarischen Produktion und ihre Verbindungen zum Handel. Besondere Aufmerksamkeit wird der Kalkproduktion gewidmet. Petr Sorokin, *The Construction of Landskrona on the Neva* (185–193) resümiert kurz die Resultate der Ausgrabungen der 1300 errichteten schwedischen Burg und meint, diese sei – wegen der Lage in der Deltalandschaft, wo Natursteine fehlen – ein Konventshaus aus Holz gewesen. A. S.

A[leksej] V[iktorovič] Martynjuk, *Unter der Fahne des Heiligen Georg. Österreichische Kreuzritter auf Kriegsfahrten nach Litauen und in die Ruß* (Pod stjagom svjatogo Georgija. Avstrijskie krestonosej v pochodach na Litvu i Ruß, in: Studia Historica Europae Orientalis/Issledovanija po istorii Vostočnoj Evropy, Bd. 7, Minsk 2014, Verlag „Respublikanskij Institut vysszej školy“, 119–134). – In seinem Beitrag bemüht sich Vf. um eine Systematisierung der Quellenangaben über diejenigen Teilnehmer der Kriegsfahrten gegen die heidnischen Litauer und schismatischen Ruthenen, d. h. nach Litauen und in die Ruß, die aus Österreich kamen. Als Quellen werden nur die bekannten Gedichte von Peter Suchenwirt, die Liste der Angehörigen der elitären Rittergesellschaft „Societas Templois“ und der Freskenzyklus über den heiligen Georg im Rittersaal der Burg Neuhaus herangezogen, was bedeutet, dass die Unvollständigkeit der berücksichtigten Angaben unvermeidlich ist. H. Sahanovič

Ol'ga Keller, *Die Ursachen der Verbreitung des deutschen Rechts östlich von Deutschland* (Pryčiny rasprostraneniya nemeckogo prava k vostoku ot Germanii, in: *Historyja i hramadaznaŭstva* 3, 2015, Minsk, Verlag „Adukacyja i vychavannie“, 9–15). – Vf.in, die durch frühere Veröffentlichungen zum deutschen Stadtrecht bereits bekannt ist, befasst sich in ihrem kurzen Aufsatz mit der Frage, worin die Ursache dafür lag, dass sich das deutsche Recht in den nichtdeutschen Ländern Osteuropas so intensiv ausdehnte. Als Ursache nennt sie vor allem die Migrationswellen vom 11. bis 13. Jh., die zur Ausarbeitung rechtlicher Normen der Kolonisation führten. Andererseits mussten die Herren der nichtdeutschen Gebiete daran interessiert sein, durch gute Siedlungsbedingungen mehr Ansiedler anzuziehen. Die hier vorgestellte Sichtweise erscheint als vereinfacht und oberflächlich. Aus der diesem Problem gewidmeten riesigen Fachliteratur werden leider nur wenige Veröffentlichungen beachtet, und leider fehlen neueste. Da Vf.in auch veraltete Publikationen rezipiert, spricht sie ernsthaft vom deutschen „Drang nach Osten“ (15), der eine Rolle bei der Verbreitung des deutschen Rechts gespielt habe.

H. Sahanovič

Hingewiesen sei auf ein weiteres Referat von Ol'ga Borisovna Keller: *Das Verbreitungsgebiet und der Einfluss des Rechts des mittelalterlichen Deutschland in den Deutschordensländern und in Livland* (Sfera rasprostraneniya i vlijanija prava srednevekovoj Germanii na zemljach Tevtonskogo ordena i v Livonii, in: *Studia Historica Europae Orientalis. Issledovanija po istorii Vostočnoj Evropy* 7, Minsk 2014, 105–118). – Vf.in resümiert aufgrund einer zumeist älteren Literatur Informationen über das Kulmer und das Lübecker Recht in Preußen und Livland.

A. S.

Marina Borisovna Bessudnova, *Russland und Livland am Ende des 15. Jahrhunderts. Die Gründe des Konflikts* (Rossija i Livonija v konce XV veka. Istoki konflikta, Moskau 2015, Verlag Kvadriga, 448 Seiten, Abbildungen) ist eine sorgfältige Studie der politischen Geschichte der russisch-livländischen und russisch-hansischen Beziehungen in den drei letzten Jahrzehnten des 15. Jh.s. Die Monographie enthält zuerst vor allem an die russischen Leser gerichtete Kapitel mit einer Überblicksdarstellung der altlivländischen Geschichte besonders am Ende des Mittelalters. Vorgestellt werden auch der livländische Zweig des Deutschen Ordens und der Ordensmeister Wolter von Plettenberg. Die kritische Thematisierung der Historiographie erwähnt auch die Gründe, aus denen die russisch-livländischen Beziehungen von russischen Historikern so stiefmütterlich behandelt worden sind und in erster Linie politisch und propagandistisch dargestellt wurden: Entsprechend der sowjetischen Organisation der historischen Forschung galt Livland als Bestandteil der „vaterländischen“ Geschichte, deren Fachleute aber oftmals die nichtrussischen Quellen und Sprachen nicht kannten. B. dagegen hat umfangreiches Quellenmaterial livländischer, hansischer und preußischer Provenienz erfolgreich erschlossen. Betont wird die Verknüpfung der innerlivländischen Verhältnisse mit den auswärtigen Beziehungen des Landes. Nach der Unterwerfung Novgorods durch Ivan III. in den 1470er Jahren war die allgemeine Spannung gewachsen, obwohl es auch gewisse Stabilisierungszeiten gab wie etwa um 1490. Die gebotene Darstellung der Geschichte der Schließung des Novgoroder Hansehofes ist auch auf Deutsch zugänglich (HGbl. 127, 2009, 69–99). Ungeachtet des andauernden Konflikts wurde der Handel nie vollständig eingestellt, und die alltägliche menschliche Nachbarschaft wurde nicht von der diplomatischen, die religiöse Feindschaft betonenden Rhetorik beeinflusst. Die periphere Lage Livlands verhinderte eine enge Verbindung mit dem Reich und die Versuche der livländischen Städte, den Russlandhandel zu kontrollieren, verringerten das Interesse der westlichen Hansestädte, sich in Livland

politisch zu engagieren. Livland benötigte Unterstützung von außen, die aber entweder Territorialverluste oder eine Rolle als politische Marionette mit sich gebracht hätte. Dazu kamen noch die internen Gegensätze des Landes. Der Verlust der Selbständigkeit Novgorods brachte den Zusammenbruch der traditionellen Beziehungen mit sich, und das alleinstehende Livland konnte sich dem Diktat des Moskauer Großfürsten nicht widersetzen. Ivan III. hatte kein Verständnis für die Verbindlichkeit von Verträgen und Traditionen auch für einen Herrscher und wurde im westlichen Europa dementsprechend als Tyrann wahrgenommen. In den 1490er Jahren entstand in Livland das Gefühl einer russischen Gefahr, und schließlich kam es zum Krieg. Dabei hatte Ivan nicht den Plan, Livland zu erobern, und Plettenberg verstand gut, dass er keine Möglichkeit hatte, den Moskauer Aufstieg aufzuhalten. Es ging also um eine schwierige Adaption an neue Verhältnisse. Die jüngste Publikation in dem leider nicht fehlerfreien bibliographischen Verzeichnis stammt aus dem Jahre 2009, als das Manuskript des Buches offenbar fertiggestellt worden war. Vf. in hat auch danach aktiv am Thema gearbeitet und ihre neueren Ergebnisse publiziert. Ein Register fehlt. A. S.

Im Beitrag „*Partes Wandalarum in Magna Germania*“: *Was wusste Albert Krantz über Litauen und die Ruś* („*Partes Wandalar in Magna Germania*“: *Čto znal Al’bert Kranc o Litve i Rusi*, in: *Alba Ruscia: belorusskie zemli na perekrestke kultur i civilizacij (X–XVI vv.)*, hg. von Aleksej Martynjuk, Moskau 2015, Verlag Kvadriga, 185–202) beschäftigt sich der junge belarussische Historiker Filipp Dmitrievič Podbereskin mit den bedeutendsten historischen Werken des berühmten deutschen Gelehrten und Geistlichen, der als einer der ersten Humanisten Litauen und die Ruś in seine historisch-geographische Beschreibungen einbezog. Aufgrund der relevanten deutschen Untersuchungen verfolgt Vf. seine Lebensetappen und nimmt an, dass Albert Krantz während seiner Tätigkeit als Syndikus und Diplomat der Hanse nicht nur nach Livland und Polen, sondern auch nach Litauen kam (191). Mit dieser eventuellen Reise sollen seine umfangreichen Kenntnisse über die Gebiete des Großfürstentums Litauen verbunden gewesen sein. Vf. sichtet in der „*Wandalia*“ alle Angaben, die sich auf Litauen und die Ruś beziehen, und betont, dass sich die geographischen Beschreibungen von Krantz durch relative Präzision auszeichnen, während seine Ansichten über osteuropäische Völker sehr voreingenommen sind. H. Sahanovič

ESTLAND/LETTLAND. Die Stadtgeschichte war im Oktober 2012 Thema einer Rigaer Tagung, die als „*The First Conference of Baltic Urban History*“ figurierte. Unter dem leicht abweichenden Titel *Stadtgeschichte des Baltikums oder baltische Stadtgeschichte? Annäherungen an ein neues Forschungsfeld zur baltischen Geschichte* liegt nun ein Sammelband mit 12 Texten, hg. von Heidi Hein-Kircher und Ilgvars Misāns, vor (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, 33, Marburg 2016, Verlag Herder-Institut, 220 Seiten). Aus dem Vorwort der beiden Hg. lässt sich leider nicht erkennen, warum nicht alle 21 in Riga gehaltenen Vorträge Eingang in diese Publikation gefunden haben. Ein Einstieg mit historiographischen Überblickstexten zu den einzelnen Ländern, darunter auch Roman Czaja mit einem knappen Aufriss über die polnische Stadtgeschichtsforschung (ohne konkreten Bezug zum Baltikum), erscheint angebracht. Auch dass H.-K. zusätzlich eine Einführung zur modernen Stadtgeschichtsforschung in westlichen Sprachen liefert, macht Sinn, selbst wenn auch sie sich überwiegend nicht auf das Baltikum, sondern auf Städte des östlichen Mitteleuropa inklusive der Ukraine bezieht. Allerdings macht die Autorin hier und da etwas zu sehr klar, dass etwa die Erarbeitung übergreifender stadthistorischer Typologien für sie den Königsweg der Disziplin darstellt, für die die traditionelle regionalhistorische Forschung – vulgo das, was die Kolleginnen und Kollegen vor Ort

leisteten – höchstens als Informationsbasis taugte. Allerdings fällt es schon dem Vorwort schwer, diese Typologien überzeugend vorzustellen. Hier ist viel von „osteuropäischen“, „russischen“ oder Hansestädten die Rede, doch werden diese Kategorien meist gleich wieder hinterfragt. Merkwürdig genug, dass dabei die vermeintliche Assoziationskette Hansestadt = Stadt am Wasser = Backsteinarchitektur auch mit Novgorod konfrontiert wird, das jedoch, wie die Autorin durchaus weiß, nicht einmal Hansestadt war (4). Eine im Anschluss angebotene Definition der Stadt des Baltikums, wonach man diese „mit Ausnahme Rigas, eventuell Tallinns und, bei einem weiteren Verständnis des ‚Baltikums‘ auch Wilnas und Königsbergs (...) nicht unter ‚Metropolen‘ subsumieren würde“ (11) lässt einen etwas ratlos zurück. Dass derartige Fragen in den Artikeln kaum je ernsthaft diskutiert werden, ist dann wohl auch der Grund dafür, dass im Vorwort mehrfach darauf hingewiesen wird, dass man von jenen nicht allzu viel erwarten dürfe – warum eigentlich nicht? Man hätte z. B. die Vielfalt der angebotenen Forschungsansätze lobend hervorheben können, selbst wenn die grundsätzliche Kritik, dass es keine im eigentlichen Sinne ‚baltische Stadtgeschichte‘ gebe, ja durchaus berechtigt ist. Dieser Umstand lässt sich anhand der Texte von Juhan Kreem und M. zu den estnischen resp. lettischen Traditionen der historischen Stadtforschung sehr gut nachvollziehen. Die Stadt als Forschungsgebiet war weder für die frühen estnischen und lettischen Historikergenerationen interessant noch für die sowjetische Geschichtsforschung. Während für die Ersteren der einheimische Bauer den Kern der Nationalgeschichte darstellte, war die Stadt im Rahmen der Letzteren höchstens Wohnraum des Proletariats. So standen Landwirtschaft bzw. Industrialisierung im Mittelpunkt der lokalen Forschung, nicht aber z. B. der Fernhandel. Wenn in Estland oder Lettland Stadtgeschichte betrieben wurde (und wird), dann ist dies meist auf das Interesse von Einzelpersonen zurückzuführen und hat keinerlei institutionelle Stütze, vielleicht mit Ausnahme des Tallinner Stadtarchivs. Anschließend beschäftigt sich Andreas Fülberth mit den Untersuchungen nicht-baltischer Forscher zur Geschichte Rigas und Revals, wobei er herausstellt, dass bislang im Falle Revals vor allem frühneuzeitliche Jahrhunderte (die Revaler Archivbestände in Deutschland), im Falle Rigas hingegen das späte Zarenreich im Mittelpunkt des Interesses stünden. Die Bearbeitung beider Städte zur Hansezeit sei indes gleichgewichtig. Im zweiten Teil des Bandes werden Ansätze und Perspektiven der baltischen Stadtgeschichtsschreibung diskutiert. Inna Põltsam-Jürjo stellt Grundzüge des livländischen Städtewesens im Mittelalter vor, welches vor allem durch die geringe Anzahl an Städten im rechtlichen Sinne gekennzeichnet sei. Zugleich seien jedoch zahlreiche Marktflecken entstanden, die auch ohne Stadtrechte eine zentrale Rolle gespielt hätten. Sie stützt in ihrem Beitrag zudem die Ansicht von Kreem und Misäns, dass die Forschung sich unter den 19 livländischen Siedlungen mit Stadtrecht in erster Linie auf Riga und Reval konzentriert habe. Aleksanders Ivanovs arbeitet in seinem Beitrag über die Informationen, welche die russische Chronistik über livländische Städte bereithält, heraus, dass hier nichts über „buildings, trades, arts, traditions or the ways of life of town dwellers“ (143) zu finden ist, was jedoch für das Genre der Chronik insgesamt eher untypisch sei. Da dieses bezüglich russischer Städte oder Klöster sehr viel mehr Details über das Alltagsleben bietet, müsse dies nach Ansicht des Vf.s damit zu tun haben, dass die livländischen Städte grundsätzlich als feindlich angesehen worden seien. Zugleich weist er jedoch darauf hin, dass mittelalterliche russische Chroniken die territoriale Expansion der Ruß legitimiert und ein Recht der russischen Fürsten auf Livland postuliert hätten. Jurgita Šiaučiušaitė-Verbickienė wiederum setzt mit einem historiographischen Überblick über die litauische Stadtgeschichte seit den 1990er Jahren fort, die vor allem die Städte des Großfürstentums Litauen und nicht-christliche Gemeinschaften untersucht hätte. Die übrigen Beiträge des Bandes behandeln das 20. Jh.

K. B.

Edgars Plētiens versucht in einem Beitrag die folgende Frage zu beantworten: *Kleinstädte Livlands: Was waren sie und was für einen Einfluss hatten sie?* (Livonijas mazpilsētas: kas tās bija un kāda bija to ietekme?, in: LVIŽ 2015, 3 [96], 5–44, engl. Zusammenfassung). P. zufolge sei es unmöglich, allgemeingültige Kriterien für das Phänomen einer Kleinstadt zu finden. Auch in Westeuropa unterschieden sie sich in ihrer Größe, im wirtschaftlichen Potential und in ihrer militärischen Bedeutung. Gerade das geringe wirtschaftliche Potential der Kleinstädte mag für Livland als gemeinsamer Faktor gelten. Der Artikel untersucht die politische Bedeutung der Städte anhand ihrer Beteiligung an den Städtetagen, deren wirtschaftliche Stärke anhand ihrer Einbindung in Handelsnetze und schließlich deren militärische Bedeutung anhand der zur Verfügung stehenden Ressourcen. P. folgert, dass in politischer Hinsicht der Einfluss der kleineren Städte gering gewesen sei, während Handelsnetzwerke z. B. im Rahmen der Hanse meist an persönliche Kontakte gebunden gewesen seien. Daher sei in kleineren Städten der Einfluss mancher Personen sehr groß gewesen, ohne die die Magistrate nichts entscheiden konnten. Insgesamt waren Kleinstädte eher passiv ohne größeren Einfluss oder militärische Ressourcen. Deren Kontakte untereinander näher zu untersuchen, sei ein wichtiges Forschungsvorhaben, um ihr Wesen besser bestimmen zu können. Untersuchungen estnischer Kolleginnen und Kollegen zum Thema scheinen dem Vf. indes nicht bekannt zu sein.

Ineta Lipša

Der zehnte Band der FzbG von 2015 enthält auch diesmal mehrere für die Hanseforschung relevante Beiträge. Anti Selart versucht in seinem Aufsatz *Gab es eine altrussische Tribut Herrschaft in Estland (10.–12. Jahrhundert)?* (11–30), auf eine alte Frage eine moderne Antwort zu geben. Er gibt einen Überblick über die in der bisherigen Historiographie geäußerten Ansichten und betrachtet die Quellen, d. h. die russischen Chroniken. Allerdings muss S. einräumen, dass es kaum möglich ist, unumstößliche Argumente für oder gegen die Existenz einer altrussischen Tribut Herrschaft in Estland zu finden. Sicher sei jedoch, dass das estnische Gebiet für die russischen Zentren im 12. Jh. eher von untergeordneter wirtschaftlicher und politischer Bedeutung war. – Timofey Guimon legt in seinem Aufsatz *Estonia during the Eleventh and Twelfth Centuries in the Novgorodian Chronicles* (31–45, dt. Zusammenfassung) dar, dass die Chroniken sich meist auf Informationen über die Kriegszüge der Novgoroder nach Estland beschränken. So wurden im Laufe des 12. Jh.s neun Kriegszüge nach Estland und ins nördliche Lettland unternommen. Zu gleicher Zeit geben die Chroniken nur von zwei Angriffen der „Čuden“ (Esten) auf Pskov Nachricht, weil die fremden Einfälle ins Novgoroder Land nur selten aufgezeichnet wurden. Vf. gibt zusammenfassend zu, dass das in der Chronistik des 11. und 12. Jh.s überlieferte Bild über Estland sehr fragmentarisch bleibt. – Enn Kūngs Text über *Die Gefangenschaft Herzog Jakobs von Kurland in Ivangorod 1659–1660* (69–91) behandelt die Zeit des Zweiten Nordischen Kriegs (1655–1661), in dem auch Kurland zum Kriegsschauplatz wurde. Da sich Herzog Jakob, ein Vasall des polnischen Königs, weigerte, den schwedischen König als seinen Landesherrn anzuerkennen, verhafteten die Schweden den Herzog samt seiner Familie und einen Teil des Hofes, um sie 1659 weiter nach Ivangorod in Ingermanland zu verschicken. Nach dem Frieden von Oliva erhielt der Herzog seine Freiheit zurück. Während der Gefangenschaft waren die schwedischen Behörden jedoch verpflichtet, Jakob und sein Gefolge standesgemäß zu bewirten. Aufgrund des reichen Quellenmaterials betrachtet K. die Gefangenschaft sowohl unter dem Aspekt des Alltagslebens als auch der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse. – Im Beitrag von Dennis Horvath über *Eine fragmentierte Sondergruppe? Betrachtungen zu Gruppenbildungs- und Abgrenzungsmechanismen in der Grossen Gilde Rigas am Ende*

des 17. Jahrhunderts (92–108) werden aufgrund des Protokollbuchs der Sitzungen der Ältestenbank der Großen Gilde zu Riga die sozialen Beziehungen innerhalb dieser elitären Korporation betrachtet. Es gab eine klar gezogene Trennlinie zwischen der Ältestenbank und den einfachen Mitgliedern der Gilde. H. stellt fest, dass die Ältesten versuchten, sowohl im öffentlichen Stadtraum als auch innerhalb der Gilde gegenüber den anderen Gildebrüdern ihre hierarchisch herausgehobene Stellung zu markieren. So war nicht nur die Stadt politisch und gesellschaftlich fragmentiert, sondern auch die Große Gilde als bedeutende städtische Korporation. – Ferner verdient noch eine Quellenpublikation von Stefan Donecker Aufmerksamkeit. Dabei handelt es sich um eine epische Darstellung der Geschichte Estlands in lateinischen Hexametern („*Æstonia Rediviva*“, 223–269) die von dem Theologiestudent David Werner Mitte der 1670er Jahre verfasst wurde. D. betont, dass es sich dabei weniger um eine Landesgeschichte als vielmehr um eine Geschichte des Volkes der Aestier bzw. später der Esten handle. Besonders interessant an Werners Interpretation der Geschichte ist, dass in seiner Version rund 80 Jahre vor den Deutschen die Dänen in der Region waren und Estland bekehrten. Das geschah somit längst vor der „Aufseglung“ der Bremer Kaufleute, weshalb diese Legende in Werners Version deutlich an Relevanz verliert. Die wahren Pioniere und Helden waren nicht die Bremer Kaufleute, sondern König Knut IV. und seine Dänen.

Inna Jürjo

Der Aufsatzband *Estnisches Mittelalter. Sprache – Gesellschaft – Kirche*, hg. von Kadri-Rutt Hahn, Matthias Thumser, Eberhard Winkler (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 20, LIT Verlag, Berlin 2015, 217 Seiten, 3 Abbildungen, 3 Karten.), geht auf eine Tagung der Baltischen Historischen Kommission des Jahres 2011 zurück. Bei der Zusammenstellung des Werkes war der Gedanke leitend, die mittelalterliche Geschichte Estlands aus einer explizit estnischen Sicht zu behandeln. Obwohl im mittelalterlichen Livland soziale und kulturelle Unterschiede zwischen der deutschen Oberschicht und der nicht privilegierten autochthonen Bevölkerung existierten, wurde im vorliegenden Band auf vereinfachende, kontrastive Darstellungen verzichtet und der Blick auf die Komplexität des täglichen Miteinanders gerichtet. Der Sammelband enthält neun Beiträge, von denen mehrere der Geschichte der Bauern gewidmet sind; außerdem werden noch sprach- und kirchengeschichtliche Themen abgehandelt. Matthias Hardt reflektiert in seinem einleitenden Aufsatz (*Ethnogenesen im frühmittelalterlichen Europa. Zum gegenwärtigen Stand der Forschung*, 11–24) die Forschungsdiskussion über die gentilen Ursprungsgeschichten der Spätantike und des frühen Mittelalters. In der neueren ethnogenetischen Forschung geht man davon aus, dass die frühmittelalterlichen Gentes polyethnische Verbände waren. Aus diesem Grund lassen sie sich kaum archäologisch sicher bestimmen, und die ethnische Interpretation ist in der Archäologie in Frage gestellt worden. Die verschiedenen Herkunftsmythen, Abstammungssagen und *origines gentium* haben sich eher als gelehrte Konstrukte erwiesen. – Der Beitrag von Eberhard Winkler (*Finnougrier im Baltikum*, 25–40) bietet einen sprachgeschichtlichen Überblick über die verschiedenen finnougriischen Sprachen auf dem Gebiet der heutigen Staaten Estland und Lettland. – Kristiina Ross betrachtet in ihrer Abhandlung *Spuren einer mittelalterlichen estnischen Gemeinschaftssprache in frühprotestantischen Schriftzeugnissen* (41–54) das erste Stadium der Entstehung der estnischen Schriftsprache. Am Anfang dieses Entstehungsprozesses waren die Esten selbst nicht aktiv beteiligt, sie stellten lediglich die passive Zielgruppe. Die Analyse der frühprotestantischen Texte lässt vermuten, dass sich schon im Mittelalter eine Tradition der Vermittlung von christlichen Kerntexten herausgebildet hatte. Manche morphosyntaktischen Konstruktionen und Redewendungen zeigen, dass auch etliche zentrale Texte in der mündlichen Tradition mehr

oder weniger fixierte Fassungen hatten. Wahrscheinlich existierte in der katholischen Zeit eine fragmentarische Übersetzungstradition für Psalmen; zudem hatten sich die Fassungen des Vaterunsers und des Dekalogs vor der Reformation einigermaßen etabliert. – Heiki Valk (*Die ethnischen Identitäten der undeutschen Landbevölkerung Estlands vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Ergebnisse der Archäologie*, 55–92) versucht anhand der archäologischen Zeugnisse einen Überblick über verschiedene estnische Identitäten zu geben. In den schriftlichen Quellen des Mittelalters lassen sich die kleineren Identitätseinheiten nicht finden. Aus archäologischen Quellen lässt sich jedoch ableiten, dass die Trennung des estnischen Nordens und Südens nicht nur einen sprachlichen, sondern auch einen kulturellen Unterschied bedeutete. – In Kadri-Rutt Hahns Beitrag *Magd und Knecht: Soziale Wirklichkeit der städtischen Esten im Spiegel der Revaler Testamente* (93–116) werden die Lebensumstände der häuslichen Diensthofen estnischer Herkunft betrachtet. H. konstatiert, dass es vollkommen falsch wäre, die Dienerschaft grundsätzlich mit den ärmsten und untersten Schichten der städtischen Gesellschaft gleichzusetzen. Die soziale Wirklichkeit der Revaler Diensthofen war keineswegs einheitlich. Sie wurde durch das Ansehen des Arbeitgebers, durch die eigene Position innerhalb des Gesindes sowie durch nationale und geschlechtsspezifische Komponenten bestimmt. – Mart Lätte gibt in seinem Aufsatz einen Überblick über *Die militärischen Verpflichtungen der Landbevölkerung im mittelalterlichen Livland* (117–143). Vorgeführt werden die unterschiedlichen Formen der militärischen Verpflichtungen, wie z. B. die Fuhrpflicht oder die Teilnahme der Bauern am Burgbau. Im 13. und 14. Jh. benötigten die Landesherren die militärische Hilfe der autochthonen Bevölkerung. Im Laufe des 15. Jh.s verminderte sich die militärische Bedeutung der Bauern, woraufhin sich ihre soziale Situation verschlechterte. Gerade in dieser Zeit wurde allmählich damit begonnen, von den Bauern auch Steuern mit militärischem Charakter zu fordern, um Soldaten anzuheuern. Bis zum Livländischen Krieg wurden die Streitkräfte der Bauern nicht mehr benötigt. – In Marten Seppels Aufsatz geht es um *Die Kreditbeziehungen der leibeigenen Bauern Livlands im 16. Jahrhundert* (145–166). Als Hauptquellen dienten dabei Wirtschaftsberichte des Gutes Kolk aus den Jahren 1586 bis 1591. S. stellt fest, dass die livländischen Bauern im 16. Jh. nicht nur im Notfall einen Kredit aufnahmen. Ein Kredit ermöglichte es ihnen auch, ihren Haushalt selbständig zu bewirtschaften. Jedoch überschritten die aktiven Kreditbeziehungen der Bauern im 16. Jh. und auch später nicht den rechtlichen Rahmen der von der Leibeigenschaft geprägten Gesellschaft. Als Kreditoren spielten besonders die Gutshöfe eine wichtige Rolle. – Nele Rand untersucht *Die livländische Bauernschaft in den Statuten der Rigaer Provinzialsynoden* (167–192), wobei es ihr um das Bild der livländischen Bauernschaft geht, welches sich aus den Rigaer Provinzialstatuten von 1428 und 1437 ermitteln lässt. Synodale Bestimmungen werden dabei mit Konzilsdekreten, einem Landtagsabschied sowie geistlichen und weltlichen normativen Regelungen aus anderen Regionen konfrontiert. R. stellt fest, dass der Einfluss der allgemeinen Konzile auf die Statuten der Rigaer Provinzialsynoden erwartungsgemäß sichtbar war. – Im Beitrag von Siiri Rebane (*Dominikaner in Estland*, 193–205) steht der Dominikanerkonvent von Reval im Mittelpunkt. R. betrachtet die verschiedenen Aspekte der Geschichte der Revaler Dominikaner: die Gründung des Konvents sowie die Gegenstände der Bibliothek, ferner noch die Predigtstätigkeit der Brüder und ihr Schicksal während der Reformation. – Der vorliegende Sammelband stellt einen wertvollen Beitrag zur mittelalterlichen Geschichte Estlands bzw. Livlands dar. Es bleibt jetzt nur zu hoffen, dass bald ein weiterer Aufsatzband erscheinen wird, in dem die ausgewählten Probleme des lettischen Mittelalters aus einer explizit lettischen Sicht entwickelt und behandelt werden.

Inna Jürjo

Interethnische Beziehungen um den Rigaer Meerbusen im 12.–13. Jahrhundert von Jaroslav Pilipčuk (Mižetnični vidnosiny u rajoni Riz'koī zatoki u XII–XIII st., in: Miždysecyplinarni gumanitarni studii. Serija: istoryčni nauki 2, 2015, 25–39) ist der Versuch einer Synthese der politischen Verhältnisse am Unterlauf der Düna in den Jahrzehnten vor und nach 1200. Der Aufsatz, der ungeachtet der ukrainischen Überschrift auf Russisch publiziert ist, sieht ethnische Gruppen als politische Gebilde an, wobei die Ungleichartigkeit der einheimischen Reaktionen auf die deutsche Intervention betont wird. Die Ankunft der deutschen Missionare und Kaufleute habe hier das Muster der politischen Kooperationen und Feindschaften zwischen den Völkerschaften umgestaltet. Der Beitrag, dessen Fragestellung an sich bestimmt von Interesse ist, ist leider recht dilettantisch und voller Fehler und basiert größtenteils auf im Internet zufällig gefundener bzw. zugänglicher Literatur. A. S.

Im Band 4 aus der Reihe *Interarchaeologia* unter dem Titel *Today I am not the one I was yesterday: Archaeology, identity, and change* (hg. von Arvi Haak, Valter Lang und Mika Lavento, Tartu u. a. 2015, 252 Seiten, Abbildungen) ist vor allem der Aufsatz von Arvi Haak, *Problems of defining ethnic identity in medieval towns of Estonia on the basis of archaeological sources* (13–27) erwähnenswert. Vf. diskutiert die Frage, ob es möglich ist, aufgrund der archäologischen Funde die ethnische Zugehörigkeit der Einwohner der mittelalterlichen Städte zu bestimmen. Er erkennt grundsätzlich das Potential der ethnischen Kategorisierung des archäologischen Materials für die Forschung an, meint aber gleichzeitig, dass ein solches Vorgehen bestimmt nicht zu den wichtigsten Erklärungsmustern des Stoffes gehöre und eine skrupulöse Berücksichtigung des Fundkontextes erfordere, die jedoch hinsichtlich der Materialien, die frühere Ausgrabungen ergeben haben, nicht mehr möglich ist. Zusätzlich seien die ethnischen Identitäten bestimmt nicht statisch und vielleicht für den mittelalterlichen Menschen überhaupt irrelevant gewesen. Andris Šnē dagegen (*Religious and social identity in Latvia on the eve and early stage of the crusades*, 137–150) plädiert für die traditionelle These der kulturellen und sozialen Isolation der Eingeborenen und der „Nachfahren der Kreuzfahrer“ in Livland. Vf. bestreitet auch das Vorhandensein des Einflusses des weder orthodoxen noch katholischen Christentums auf lettischem Gebiet vor den Kreuzzügen. A. S.

Anhand verschiedener historischer Quellen sucht Norbert Angermann in seinem Beitrag *Zur älteren Sozialgeschichte der baltischen Länder: Deutsche in der Mittel- und Unterschicht (13.–17. Jahrhundert)* (in: *Studies in Medieval and Early Modern Social History and Culture*, hg. von A. Yu. Prokopiev, Inter-University collected papers, 12, Saint Petersburg State University, Saint Petersburg 2015, 134–150) sorgfältig die Spuren der „kleinen“ Deutschen. Seine Untersuchung lenkt ihn vom einfachen deutschen Nadelhändler aus der Älteren Livländischen Reimchronik über die städtischen Zunft- und die Landhandwerker des Mittelalters zu den Manufakturmeistern des 17. Jh.s. Die unumstößliche Tatsache, dass die Oberschicht im Baltikum vom Mittelalter bis zur späten Zarenzeit im Wesentlichen aus Deutschen bestand, führt dazu, dass man auch in der wissenschaftlichen Literatur häufig die Gleichsetzung von Deutschbalten und Oberschicht findet. A. konstatiert eine weitgehende Ignorierung der „kleinen“ deutschen Leute in allgemeineren geschichtlichen Darstellungen. Seit dem 13. Jh. waren deutsche Adlige, Stadtbürger und Geistliche in Livland an der Macht, zudem galt „Deutsch“ als Ehrbegriff, der auch von den „Undeutschen“ (Esten und Letten) akzeptiert wurde. Jedoch legt A. überzeugend dar, dass es sich dabei nur um die eine Seite der Lebensrealität handelte. Tatsächlich waren die meisten Deutschen im Baltikum der Mittel- und sogar der Unterschicht zugeordnet. Die Oberschicht trat dabei schon allein im Vergleich zur Mittelschicht zahlenmäßig zurück. Inna Jürjo

Kann die „Jüngere Livländische Reimchronik“ von Bartholomäus Hoeneke als Quelle der Geschichte des Aufstands der Esten in der Georgsnacht gelten?, fragt Anti Selart (Kas Bartholomäus Hoeneke „Liivimaa noorem riimkroonika“ on Jüriöö ülestõusu ajaloo allikas?, in: Tuna 2015, 2, 28–32, engl. Zusammenfassung). – Auf die im Titel des Aufsatzes gestellte Frage antwortet S. schon am Anfang seines Beitrages positiv. Die „Jüngere Livländische Reimchronik“, die sich den Jahren 1315–1348 in der Geschichte des Deutschen Ordens in Livland widmet, ist jedoch schon im 16. Jh. verlorengegangen und ihr Inhalt nur vermittelt anderer Chroniken überliefert. Besonders erschöpfend nutzte Johann Renner diese alte Chronik als Quelle für seine Livländische Geschichte. S. macht anhand seiner Untersuchungen eines kürzlich in Berlin entdeckten Fragments einer Reimchronik, bei der es sich um Hoenekes Werk handeln dürfte, darauf aufmerksam, dass Renner den ursprünglichen Text der Reimchronik verkürzt und manchmal ziemlich stark bearbeitet hat, wobei viele Informationen, besonders die Urteile des Autors, verloren gingen. So sei aus der Chronik des geistlichen Ritterordens eine protestantische Regionalchronik des 16. Jh.s geworden.

Inna Jürjo

In ihrem Beitrag *Ein neuer Blickwinkel auf die Gründung des Klosters zu Padis* (Uus vaatenurk Padise kloostri asutamisele, in: Tuna 2015, 1, 13–26, 1 Abbildung, 3 Karten, engl. Zusammenfassung) betrachtet Kersti Markus die Gründungsgeschichte des Zisterzienserklosters zu Padis. M. versucht dabei, die erhaltene schriftliche Überlieferung neu zu interpretieren. Ihrer Überzeugung nach haben frühere Forscher, darunter Friedrich Georg v. Bunge und Paul Johansen, eine dänische Quelle nicht richtig gelesen. Diese Nachricht stellt die Gründung des Klosters tatsächlich in ein ganz neues Licht. M. zufolge stand dort, wo im 14. Jh. der Klosterkomplex gebaut wurde, ein Gutshof des dänischen Königs. In dieser Sicht gehören Bauüberreste aus dem 13. Jh. nicht zur alten Kapelle der Mönche, sondern zum königlichen Herrenhaus. Das Gebäude wurde in einem großartigen Stil gebaut, um die Macht des Herrschers zu betonen und zu repräsentieren. Die alte Kapelle der Zisterzienser lag vor dem 14. Jh. nicht weit entfernt in Kreuz in Harrien, wo später auch eine Kirche aus Stein gebaut wurde.

Inna Jürjo

Noch in den 1980er Jahren galt die Hypothese, der arabische Geograph al-Idrisi habe 1154 auch Reval schriftlich erwähnt, als allgemein anerkannt. Heute hingegen herrscht in der wissenschaftlichen Literatur die Meinung vor, dass eine städtische Siedlung an diesem Ort vor dem 13. Jh. weder von schriftlichen noch von archäologischen Quellen bestätigt wird (vgl. HGbl. 123, 2005, 279). *Rafala. Ostseeweg und die Anfänge von Reval* (Rafala. Idasteest ja Tallinna algusest, Tallinn 2015, Verlag Argo, 190 Seiten, Abbildungen), verfasst von der Archäologin Marika Mägi und ihren Koautoren Krista Karro, Edvards Puciriuss und Eerik-Niiles Kross, macht den Versuch, das Gegenteil zu beweisen. Die Publikation ist jedoch von sehr uneinheitlicher Qualität. Ausgehend von der These einer sehr starken Integration der Küstengebiete Skandinaviens und des Baltikums stellt Vf.in eine zumeist gelungene Synthese der generellen Entwicklungen der Kommunikation und Handelsgeschichte im Ostseeraum im 10.–12. Jh. vor. Daraus wird die Schlussfolgerung entwickelt, dass so ein günstiger Ort wie Reval schon damals ein Hafen- und Handelsort gewesen sein dürfte. Das Fehlen archäologischer Beweise wird hier mit der Behauptung erklärt, dass die vordänische Revaler Burg sich auf dem Antoniusberg (Tõnismägi) befunden habe, wo die eventuell einst existierende Kulturschicht während des Bauens der Wallanlagen in der Neuzeit vernichtet worden sei. Auf dem Domberg hingegen soll sich eine Kultstätte wie in Arkona auf Rügen befinden haben. Die Vermutungen sind scharfsinnig, aber unbeweisbar. Die Interpretation schriftlicher Quellen geht zuweilen aufgrund von

zahlreichen (auch Übersetzungs-) Fehlern und einer recht ungebundenen Fantasie weit über die Grenzen des wissenschaftlich Akzeptablen hinaus. Als Beispiel sei hier nur darauf hingewiesen, dass estnisch „koppel“ (< niederdeutsch) eingezäunte Viehweide und keineswegs fruchtbaren Boden bedeutet. A. S.

Gegenstand eines von Kerttu Palginõmm und Ivar Leimus verfassten Aufsatzes ist *Der Marienaltar der Bruderschaft der Schwarzenhäupter vor dem Hintergrund des Wertes der abgebildeten Luxusgüter* (in: Kunstiteaduslikke Uurimusi 2014, Heft 25/3–4, S. 49–85, Abbildungen). – Auf dem um 1490 in Brügge hergestellten Retabel, das sich heute in der Talliner Nikolaikirche befindet, sind zahlreiche Luxusgegenstände abgebildet. Vf. identifizieren sie und unterziehen sie einer wirtschaftshistorischen Untersuchung. Die Publikation bietet reichliche Information über die Preise und Verbreitung von Waren, die nicht zum täglichen Bedarf der Stadtbürger gehörten. Erörtert werden auch die Preise im Bereich der Kunstproduktion. Das Fazit lautet, dass die auf dem Retabel abgebildeten Gegenstände für die Revaler Auftraggeber unerschwinglich waren. Somit handle es sich bei dem Retabel um sogenannten „Surrogatluxus“, den nur der Künstler den Bestellern bieten konnte. A. S.

Interessant ist ein Beitrag von Enn Küng zur *Handelsbilanz von Reval im 17. Jahrhundert* (Tallinna kaubandusbilanss 17. sajandil, in: Tuna 2015, 2, 27–35, 2 Tabellen, engl. Zusammenfassung). – Aufgrund der Revaler Durchgangszollbücher des 17. Jh.s versucht K. festzustellen, ob die Bilanz des Revaler Außenhandels positiv oder negativ war. Die Daten der Zollbücher zeigen, dass im Handel Revals mit Westeuropa die Bilanz, abgesehen vom Beginn des Jh.s, meistens positiv war, weil der Export die Einfuhr überstieg, ebenso waren vor allem in den späteren Jahren die Exportwaren wertvoller als die Importwaren. Nur gegen Ende des 17. Jh.s, als wegen einer großen Missernte und Hungersnot in Estland die Getreideausfuhr verboten war, blieb die Handelsbilanz negativ. Inna Jürjo

Bei der Tartuer Dissertation von Riina Rammo, *Tekstiilileiud Tartu keskaegsetest jäätmekastidest: tehnoloogia, kaubandus ja tarbimine. Textile finds from medieval cesspits in Tartu: technology, trade and consumption* (Dissertationes archaeologiae Universitatis Tartuensis 4, Tartu 2015, Verlag Tartu Ülikooli Kirjastus, 334 Seiten, Abbildungen) handelt es sich um eine kumulative, aus in Zeitschriften und Sammelbänden publizierten Aufsätzen (7 auf Englisch, 1 auf Estnisch) zusammengestellte Doktorarbeit. Die umfangreiche zweisprachige Einführung bietet aber einen gelungenen, für den ganzen Hanseraum aussagekräftigen Gesamtüberblick zu Fragen wie dem Sortiment der Stoffe, der Herstellungsweise sowie zu dem Komplex Handel und Verbrauch der Textilien. A. S.

Archaeological Fieldwork in Estonia. Arheoloogilised välitööd Eestis 2014 (hg. von Erki Russow und Arvi Haak, Tallinn 2015, Verlag Muinsuskaitseamet u. a., 240 Seiten, Abbildungen). – Im aktuellen Band sind im hansischen Zusammenhang die Resultate der Ausgrabungen in Fellin erwähnenswert. Eero Heinloo, *Development of the town Viljandi in light of the studies at Lossi Street*, 133–144, sowie Andres Tvauri und Arvi Haak, *Archaeological monitoring at Väike-Turu and Kauba streets in the Old Town of Viljandi*, 145–152, bestätigen, dass die Entstehung der Stadt nicht vor der zweiten Hälfte des 13. Jh.s stattgefunden haben kann. Das heutige Straßennetz der Altstadt sei erst in den 1270er-1280er Jahren angelegt worden, die Stadtmauer und die Steinpflasterung der wichtigsten Straßen stammen aus den 1320er Jahren. A. S.

Die durchgehend zweisprachige Publikation *Viljandi ordulinus ja Lossimäed läbi aja. The Teutonic Order's castle and Castle Hills in Viljandi through time* (Viljandi Muuseumi toimetised 5, hg. von Ain-Andris Vislapuu, Viljandi 2015, Verlag Viljandi Muuseum, 184 Seiten, Abbildungen) ist zwar für ein breiteres Publikum gedacht, vermittelt aber den aktuellen Stand der Forschung. *Archaeological data about the Viljandi Castle in the medieval and early modern period* von Arvi Haak (27-63) behandelt nicht nur die Baugeschichte der Burg, sondern auch die Informationen über das alltägliche Leben in der Burg, den Gebrauch von Importwaren, usw. A. S.

Die ältere Geschichte von Arensburg (Kuressaare vanem ajalugu, hg. von Kalle Kesküla, Kuressaare 2015, Verlag Kuressaare Raeühing, 151 Seiten, Abbildungen) enthält sowohl wissenschaftliche Beiträge als auch Aufsätze von Heimatforschern. Inna Põltsam-Jürjo behandelt die rechtliche Lage der Einwohner von Arensburg vor und nach der Verleihung des rigischen Stadtrechts 1563 (Kuressaare elanike õiguslikust seisundist enne ja pärast Riia õiguse omandamist, 43–52) und in diesem Zusammenhang auch die allgemeine Geschichte der livländischen Kleinstädte und Hakelwerke im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. In Arensburg wurden auch vor 1563 bereits Bürger erwähnt; das an der für die lokale Seefahrt wichtigen Hafenstätte in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s entstandene Hakelwerk hatte vermutlich etwa 100 Einwohner. Ivar Leimus berichtet kurz über die Tätigkeit des Herzogs Magnus von Holstein als Münzherr (Piiskop Magnus mündihärrana, 64–67) und publiziert (auch in der Originalsprache) die Privilegien der Stadt (Kuressaare privileegid, 118–135, vgl. HGBll. 132, 2014, 228) und die nach dem Rigaer Vorbild verfasste Schra der Großen Gilde aus dem Jahr 1647 (Suurgildi skraa, 136–150). A. S.

Unter der Fragestellung *Wie lange dauerte der Livländische Krieg?* hat Aleksandr Filjuškin (Kui kaua kestis Liivi sõda?, in: Tuna 2015, 4, 5–13, engl. Zusammenfassung) seine bereits angezeigte (HGBll. 129, 2011, 329) These, wonach der Livländische Krieg eine historiographische Konstruktion, die eine ganze Kette von verschiedenen Kriegen unter einen Namen verbindet, nun auch auf Estnisch vorgelegt. K. B.

K[uz'ma] V[iktorovič] Kukuškin, *Zur Frage der Wassergrenzen des Russischen Reiches in Livland 1584–1605* (K voprosu o vodnyh granicach Russkogo gosudarstva v Livonii [1584–1605 gg.] (in: Vestnik Nižgorodskogo universiteta im. N. I. Lobačevskogo, Istorija, 2015, Nr. 4, 55–62) stellt unter Benutzung auch archivalischer Quellen und zahlreicher historischer Beispiele fest, dass die russisch-livländische Grenze entlang des Flusses Narva und auf dem Peipussee schon spätestens im 16. Jh. vertraglich fixiert war, während es noch um 1600 keine Vorstellung über die Aufteilung der Ostsee gab. A. S.

Kadri-Rutt Hahn, *Revaler Testamente im 15. und 16. Jahrhundert* (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. Band 19 – 2015, Diss. Univ. Göttingen 2009, Berlin: LIT Verlag, 2015, 800 Seiten, 2 Abbildungen, 6 Tabellen). – An Hand von 337 Testamenten, die zwischen 1341 und 1560 von Revaler Bürgern und Einwohnern aufgesetzt wurden, beleuchtet H. die Lebensumstände der Revaler Bevölkerung vor und nach der Reformation. Nach einigen einleitenden Bemerkungen zur Testamentsforschung im Allgemeinen (13–20), stellt die Historikerin ihr Material vor und geht auf ihre Untersuchungsmethode näher ein (20–25). Ihre Analyse des Quellenkorpus gliedert H. in vier Abschnitte: In Kapitel I., „Revaler Testamentswesen“ (26–154), geht sie auf das „Revaler Testaments- und Erbrecht“, die „Gründe und Anlässe für die Testamentserrichtung“ sowie den „Gegenstand der Testamente“ ein. In Kapitel II., „Personenkreis“

(155–220), werden die „Erblasser“ als solche sowie ihre „Vollstrecker und Zeugen“ näher beleuchtet. In Kapitel III., „Die kirchlichen, karitativen und gemeinnützigen Legate“ (221–397), erläutert H. zunächst die „Legate an Revaler Kirchen und Klöster vor der Reformation“, „Die Arten der kirchlichen Stiftungen und Schenkungen“ und die „Karitativen und gemeinnützigen Legate vor der Reformation“, um diese daran anschließend mit den „Kirchliche[n], karitative[n] und gemeinnützig[e] Legate[n] nach der Reformation“ zu vergleichen. In Kapitel IV., „Weltliche Empfänger“ (398–553), werden schließlich „Vermächtnisse an die Verwandtschaft“, „Vermächtnisse an die Kinder und Eltern“, „Die Ehe im Spiegel der Testamente“ ebenso wie „Vermächtnisse an Freunde, Bekannte und Diener“ analysiert. Diesen Auswertungen folgen eine Schlussbetrachtung (554–565) sowie ein sehr umfangreicher Anhang (566–739), welchem ein Verzeichnis der Abkürzungen und Zeichen (741 f.), das Quellen- und Literaturverzeichnis (743–770) und abschließend ein Personen- und Ortsregister (771–800) nachgestellt sind.

Beachtlich ist der detailreiche Anhang an die Studie, welcher vom Umfang her mit den größeren Hauptkapiteln verglichen werden kann, wobei er eine immense Fülle an Informationen beinhaltet. Neben einer tabellarischen Übersicht über die „Überlieferung, Editionen und Regesten der Revaler Testamente“ (Anhang I), kann sich der Leser einen Überblick über die „Form der Testamente“ samt deren Dorsualvermerken (Anhang II) machen. Als Nebenprodukt der Analyse ist gemäß den Erklärungen der Autorin ein alphabetisches Verzeichnis der Testatoren entstanden (Anhang III a), in welchem H. jegliche Informationen über den Erblasser bzw. die Erblasserin übersichtlich zusammengetragen hat. Dieser verdienstvollen Übersicht können daher u. a. Informationen über die Herkunft und die familiäre Situation der Testatoren bzw. Testatorinnen, die Wahl der Testamentsvollstrecker und Zeugen oder auch Querverbindungen zu anderen Vermächtnissen entnommen werden. Daran anschließend findet sich das „Alphabetische Verzeichnis der Testamentsvollstrecker und Vormünder“ (Anhang III b). Die nachfolgenden Übersichten über die „Legate für die Kirchen und Klöster Revals vor der Reformation“ (Anhang IV), über die „Karitative[n] Legate vor und nach der Reformation“ (Anhang V) sowie über die „Legate an die kirchlichen Einrichtungen nach der Reformation“ (Anhang VI) zeigen abermals, mit welchem Fleiß und welcher Akribie die Autorin vorgegangen ist, denn hier werden die Kirchen und Klöster, deren Altäre, Kapellen, Messstiftungen, Legate für Kleriker oder Vergabungen an Arme etc., welche in den Quellen genannt werden, vor und nach der Reformation genauestens aufgeführt. Eine ebensolche Sorgfalt findet man bei der Übersicht über die „Sachwerte in den Testamenten“ (Anhang VII), in welcher H. alle vererbten Gegenstände sowie die zugehörigen Erblasser bzw. Erblasserinnen aufzeigt. Schließlich folgen noch zwei Testamentseditionen (Anhang VIII), welche dem interessierten Leser einen Eindruck von lübischrechtlichen Testamenten vermitteln. Diese Fülle an Informationen, welche den verdienstvollen Anhang an die Studie über die Revaler Testamente im 15. und im 16. Jh. auszeichnet, ist in einer 565 Seiten umfassenden Analyse kaum auszuwerten. Auch wenn H. viele ihrer Informationen mit Details versieht (bspw. gibt sie auf S. 329–332 konkrete Erklärungen zum Ablauf von Armenspeisungen bzw. Almosen oder über Beerdigungsriten), kann sie auf Grund der Fülle des bearbeiteten Materials manche Aspekte leider nur oberflächlich abhandeln. So hält die Autorin z. B. ihre Angaben zum Formular und zum Aufbau der Revaler Testamente (vgl. Kapitel I. A. 6., *Formular und Aufbau der Testamentsurkunden*) sehr vage, weshalb unklar bleibt, welche Formulierungen und welcher Testamentsaufbau in Reval üblich waren und welche Bestandteile unüblich waren bzw. in welcher Häufigkeit welche Phänomene auftraten. Zudem nimmt sie keinerlei Bezug auf die Ego-Dokument-Kontroverse, wenn sie auf S. 51 unreflektiert den Begriff „Selbstzeugnis“ im Kontext der Testamente verwendet oder auch, wenn sie den „emotionalen Aussagegehalt“

eines juristischen Dokuments wie eines Testaments einschränkt (vgl. S. 442). Im Verlauf ihrer Ausführungen bemerkt H. deshalb wohl auch: „Man vermutete demzufolge eine stärkere Emotionalisierung in Bezug auf die Verwandten der Mutter, deren Gründe nicht in Kürze zu erklären sind.“ (434). Anstatt viele Aspekte eher oberflächlich zu betrachten, wäre es gegebenenfalls sinnvoller gewesen, entweder den Untersuchungszeitraum oder den Gegenstand der Untersuchung zu begrenzen.

Die Studie über Revaler Testamente im 15. und 16. Jh. zeichnet sich, obschon sie in manchen Aspekten eher an der Oberfläche kratzt, nicht nur durch ihren detailreichen Anhang sondern zudem durch ihre Themenwahl aus. Ein Vergleich von Testamenten vor und nach der Reformation und eine Analyse der Veränderungen, die dieser religiöse Umbruch in der Realität für den Menschen des 16. Jh.s bedeutete, stellt ein Novum dar. H.s Auswertung der Revaler Testamente verdeutlicht, dass dieses bislang in der Testamentsforschung bestehende Manko behoben werden sollte, denn an Hand der Quellengattung der Testamente können nicht nur Entwicklungen frühzeitig nachvollzogen werden. Es können zudem Auswirkungen wahrgenommen werden, die in der Forschung aus Unkenntnis noch nicht betrachtet wurden, wie z.B. die Veränderungen im Stiftungsverhalten zu Gunsten von Bedürftigen im Zuge der Reformation. Solcherlei Studien können daher, wie H. aufzeigen konnte, einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Frömmigkeitsgeschichte, sondern ebenso zur Stadt- und Sozialgeschichte leisten.

Sarah Bongermio

Die baltischen Länder und Europa in der Frühen Neuzeit, hg. von Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Inna Põltsam-Jürjo (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte, Bd. 26, Köln 2015, Böhlau Verlag, 416 Seiten). – Der vorliegende Sammelband enthält 17 Beiträge zur Geschichte der sogenannten Ostseeprovinzen (Estland, Livland, Kurland) im 16. – 18. Jh. Der Titel des Buchs verspricht, dass im Folgenden die vielgestaltigen Beziehungen der baltischen Länder zu Westeuropa (und Russland) dargestellt werden. In einer kurzen Einleitung ermöglichen die Hg. dem Leser einen flüchtigen Überblick über die Thematik des Bandes; jedoch wäre hier eine etwas deutlichere Positionierung im Kontext der bisherigen Historiographie wünschenswert gewesen. Des Weiteren vermisst man eine Erklärung, warum genau diese Einzeluntersuchungen ausgewählt wurden, um die früneuzeitliche Geschichte der baltischen Provinzen zu erörtern und warum eine ganze Reihe von wichtigen thematischen Gebieten nicht im Fokus steht. Den Hauptteil des Bandes bilden die Beiträge, die auf dem 62. Baltischen Historikertreffen vom 6. bis 7. Juni 2009 in Göttingen vorgetragen wurden. Man findet in diesem Sammelband keine systematische Übersicht über die Frühe Neuzeit in Baltikum, es werden lediglich einzelne spezifische Untersuchungen dargeboten. Nur Erwin Oberländer versucht in dem ersten Artikel des Bandes eine etwas allgemeinere Darstellung der Entwicklung der Frühen Neuzeit in den baltischen Provinzen zu geben; er kommt zu der Schlussfolgerung, dass Estland, Livland und Kurland im 16. – 18. Jh. in gesellschaftlicher sowie wirtschaftlicher Hinsicht im Vergleich zu Westeuropa wesentlich weniger entwickelte Länder waren. Zeitlich befassen sich die meisten Artikel mit der Geschichte des 16. Jh.s. Vor allem werden die politischen Beziehungen Livlands zu seinen Nachbarländern untersucht (Anti Selart, Stefan Hartmann, Madis Maasing, Ivar Leimus). Mit den Fragen der Kirchenpolitik beschäftigen sich die Studien von Gvido Straube und Lea Kõiv, Volker Keller und Andreas Fülberth analysieren die außenpolitischen Beziehungen zwischen Kurland und England bzw. Kurland und den Niederlanden im 17. Jh. Die Entwicklung der Manufakturen in Est- und Livland im 17. – 18. Jh. wird von Enn Küng und Dirk-Gerd Erpenbeck diskutiert. Die Tätigkeit der baltischen Kaufleute in russischen Städten im Laufe des 18. Jh.s wird im Artikel von

Viktor Zacharov thematisiert. Die Studien von Boguslav Dybaš und Mati Laur, die das Wirken von Johann Reinhold Patkul und Georg Browne in Livland durch neue Perspektiven erörtern, schließen den Band ab. Auf dem Umschlag wird zwar das bekannte Gemälde „Der Hafen von Riga“ aus der zweiten Hälfte des 17. Jh.s reproduziert, aber den Handel thematisiert in diesem Band nur ein Artikel (Zacharov). Ferner sind zwei weitere Artikel indirekt mit der hansischen Geschichte gebunden. Marina Bessudnova beschreibt die Rolle Novgorods in den russisch-livländischen Beziehungen um die Wende vom 15. zum 16. Jh. Sie stellt dar, dass Novgorod am Volchow die größte Stadt im Nordwesten Russlands war, die jahrhundertlang der wichtigste Knotenpunkt in politischen und Handelsbeziehungen von russischen Ländern und Westeuropa sowie Livland war. Die Einverleibung Groß-Novgorods in den Moskauer Staat 1478 bedeutete eine territoriale und politische Annäherung von Livland und Moskau, die zuletzt zu Konflikten führte. Inna Põltsam-Jürjo diskutiert die Außenbeziehungen der livländischen Hansestadt Neu-Pernau in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s. Sie kommt zur Schlussfolgerung, dass Neu-Pernau nach dem Livländischen Krieg, in den letzten beiden Dekaden des 16. Jh.s einen neuen Aufstieg erlebte. Die Zeit nach 1582 ist durch die Belebung des Handels und Handwerks gekennzeichnet. Die mittelalterlichen und hansischen Traditionen dauerten noch am Ende des 16. Jh.s fort, obwohl auch etliche Änderungen sichtbar wurden. Das Protokollbuch des Rates beweist eindeutig, dass in dieser Zeit Lübeck der wichtigste Handelspartner Neu-Pernaus war. Des Weiteren gab es enge Beziehungen zu Flensburg, Danzig und Hamburg. Die Waren, die am Ende des 16. Jh.s nach Neu-Pernau importiert wurden, waren immer noch dieselben wie im Mittelalter – Salz, Tuch, Hering, Wein und verschiedene Kramwaren. Exportiert wurden traditionellerweise hauptsächlich Korn, Leinen, Leinsaat, Häuten, Fleisch und Talg.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Sammelband eine interessante Übersicht über die Außenbeziehungen Liv- und Kurlands vermittelt. Ohne Frage ist der größte Vorteil dieses Bandes das Zusammenkommen von hervorragenden Forschern der Frühen Neuzeit aus Deutschland, Russland, Poland, Estland und Lettland. Leider bleibt die skandinavische Dimension etwas schwach. Die originellen Einzelstudien sind jedoch ein wesentlicher Beitrag zum besseren Verständnis der Position der Ostseeprovinzen zwischen dem Westen Europas und Russland in der Frühen Neuzeit.

Marten Seppel

Madlena Mahling, *Ad rem publicam et ad ignem. Das mittelalterliche Schriftgut des Rigaer Rats und sein Fortbestand in der Neuzeit.* (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 33, Marburg 2015, XIV, 474 Seiten). – Die nicht gerade lange Reihe von deutschsprachigen Publikationen, deren Gegenstand die Geschichte von Archiven und Archivgut ist, wird wesentlich ergänzt durch die nunmehr im Druck vorliegende Dissertation von Madlena Mahling, Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Freien Universität Berlin und Mitglied der Baltischen Historischen Kommission. Der zu besprechende Band gliedert sich in die Hauptteile Mittelalter und Neuzeit. Darin legt die Autorin akribisch und methodisch vorbildlich, das heißt unter den Gesichtspunkten von Erhalt und Transformation des Archivgutes sowie des Verhältnisses von Überlieferung und Rezeption, das Schicksal der Rigaer Ratsarchivalien von den Anfängen des Rates und seiner Kanzlei bis in die Gegenwart dar. Bezogen auf das Mittelalter stützt sie sich methodisch außerdem auf Arbeiten von Ernst Pitz und Hans Patze. Im Zentrum von Mahlings Untersuchungen steht die Frage, „in welcher Art und Weise sich das Schriftgut über Jahrhunderte zwischen den Polen *res publica* und *ignis*, das heißt zwischen Gebrauch und Vernichtung, Erschließung und Vergessen, hin zu seiner heutigen Gestalt bewegte“ (4). Das Mittelalter und die Neuzeit bis 1710 werden auf etwa zwei Dritteln des Textes behandelt. Die Vf.in stellt die verschiedenen

Arten der Schriftquellen vor und setzt sie in Beziehung zur Verwaltungspraxis des Rates, also zu den inneren und äußeren Angelegenheiten der Dünametropole. Dabei konzentriert sie sich auf die Transformationen, denen vor allem das mittelalterliche Schriftgut infolge veränderter Ordnung und Aufbewahrung sowie durch Vernichtung und andere Verluste ausgesetzt war. Ergänzt wird der Text durch eine englische Zusammenfassung sowie durch sieben Anhänge, darunter eine „Liste der Bestände [des Nationalarchivs und der Nationalbibliothek Lettlands – T.B.], die heute mittelalterliches Schriftgut des Rigaer Rats enthalten“ und „Editionen bisher nicht gedruckter Briefe und Urkunden des 14./15. Jahrhunderts“. Jeweils ein Orts-, Personen- und Sachregister erleichtern die Erschließung des Textinhalts. Obgleich die ältesten noch erhaltenen Schriftzeugnisse nicht vom Rat, sondern aus der Kanzlei Bischof Alberts stammen, wurde „Schrift [...] in Riga früh ein Mittel zur Gewährleistung der städtischen Verwaltung“ (130). Die zunehmende Schriftlichkeit stand dabei im Zusammenhang mit der formalen Gestaltung u.a. der Amtsbücher, was sich insbesondere beim Rigaer Schuldbuch 1286–1352 feststellen lässt (130). Bis zum 16. Jh. wuchs der Umfang des Schriftgutes weiter an. Die Archivalien ließ der Rat schon frühzeitig nicht allein nach Relevanz für die städtischen Angelegenheiten ordnen. Vielmehr war für die Aufnahme von Urkunden in den Urkundenbestand ausschlaggebend, welche „mögliche Nutzbarkeit [sie – T.B.] zum Wohle der Stadt“ besaßen (326). Parallel dazu kam es zu Verlusten schriftlicher Überlieferung infolge falscher Lagerung, aber auch bewusster Vernichtung. Letzteres betraf vor allem Dokumente, deren Inhalt obsolet geworden war. Auf welche Art dies geschehen konnte, lässt sich am Beispiel des Kirchholmer Vertrages von 1452 verdeutlichen, der zwei Jahre später auf Drängen der Stadt Riga und im Beisein von Vertretern aller Vertragsparteien verbrannt wurde. Der Ablauf der Zeremonie ist in seinen Einzelheiten überliefert, weil er Eingang in die Chronistik der Dünastadt fand. Die Zeit seit dem letzten Viertel des 16. Jh.s war nicht zuletzt geprägt von den Auseinandersetzungen mit Forderungen der polnischen und schwedischen Stadtherren sowie innerstädtischen Unruhen in Form des sogenannten Kalenderstreits. Damals kam es zur Neuordnung des Kanzleiwesens, nachdem man bereits 1507 das Urkundendepot neu geordnet und erschlossen hatte. „Dabei zeigen vor allem die Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, dass [...] das Schriftgut nach seiner praktischen Verwertbarkeit ausgewählt, geordnet und bearbeitet“ wurde, wie es bereits früher mit den Urkunden geschah (135). Zugleich „wurde in Form des Kanzleiarchivs ein weiterer Auslesebestand gebildet, der sich [...] an den Bedürfnissen seiner Zeit orientierte und neben neuem Schriftgut auch mittelalterliche Urkunden und Korrespondenzen aufnahm (326). Die Ordnung des Urkundenbestandes Mitte des 17. Jh.s wurde vom Streit mit der schwedischen Krone um die Vorlage der mittelalterlichen Privilegien beeinflusst. So bezweifelte man von schwedischer Seite, dass die Stadt die Anweisung vollständig erfüllte. In dem Zusammenhang hebt Vf.in die Rolle Johann Wittes hervor, der von 1647 bis zu seinem frühen Tod 1654 als Stadtarchivar und Ratsherr die Ordnung des städtischen Archivgutes wesentlich vorantrieb und auch als Chronist tätig war. Die Rezeption des Ratsarchives erfolgte aber nicht allein in Form von Werken städtischer Chronisten, die damit verschiedentlich auf die aktuelle Politik reagierten. Die Archivalien dienten selbstverständlich auch dazu, die Aufgaben in der Verwaltung, der Rechtsprechung und in der Politik zu erfüllen. Außerdem verweist die Vf.in auf die empfindlichen Verluste von Archivgut in dieser Zeit. Besonders der Brand von 1674 hinterließ im archivalischen Gedächtnis der Stadt, das sich seit 1598 in einem neuen Kanzleigebäude befand, empfindliche Lücken. Hiervon war ebenso der Schriftverkehr mit dem Erzbistum Riga betroffen. M.s Untersuchungen wurden durch die Tatsache erschwert, dass das Stadtarchiv Rigas nicht mehr existiert. Es war 1882, vor Auflösung des Rigaer Rates im Jahre 1889, gegründet worden und beherbergte bis zu seinem Ende 1964 das

ältere Schriftgut des vormaligen Ratsarchivs. Mit der Entstehung des Stadtarchivs und der späteren Überführung seiner älteren Teile in die Fondsstruktur des Staatlichen Historischen Archivs Lettlands waren weitere sachliche Umordnungen (331) bzw. die Auflösung der alten Bestandsstruktur verbunden. Nach 1964 konnten aber auch vormals entfremdete Archivbestände „mit dem Schriftgut des Rats- bzw. Stadtarchivs“ (318) wieder zusammengeführt werden. Trotz der Transformationen und der bis ins 20. Jh. zu verzeichnenden, aber nicht näher bestimmbareren Verluste sind die heutigen Bestände immer noch „ein bedeutender Quellenfonds für die Geschichte des livländischen und osteuropäischen Mittelalters“ (3), dessen Bedeutung – im Vergleich zum Stadtarchiv Tallinn – im Augenblick viel zu wenig gewürdigt wird. Mit Recht sieht Mahling den Hauptgrund in den politischen Verhältnissen seit dem Ersten Weltkrieg. So werteten seit 1934 nationallettische und später sowjetische Historiker die Archivalien Rigas einseitig für ihre Forschung und Editionstätigkeit aus, und zwar mit Blick auf die Geschichte des lettischen Volkes bzw. Russlands. Von deutschbaltischen Historikern gab es, auch unter dem Einfluss nationalsozialistischer Gedankengutes, erhebliche Vorbehalte gegenüber den Arbeiten nationallettischer Historiker. Zugleich verstärkten sich die Spannungen zwischen beiden Gruppen. Nach 1945 führte die restriktive Politik der sowjetischen Behörden dazu, dass auch die Archivbestände Rigas lange Zeit nur sehr schwer zugänglich waren und demnach von der internationalen Forschung wenig oder gar nicht beachtet wurden (322).

Wer künftig das Schriftgut des vormaligen Rigaer Ratsarchivs nutzen möchte, muss auch die grundlegende Arbeit von Madlena Mahling zur Hand nehmen. Das methodische Vorgehen der Vf.in ist darüber hinaus auf die Bestandsgeschichte anderer Archive anwendbar. Lohnende Beispiele wären unter anderem die Ratsarchive in Lübeck, Stralsund und Tallinn, die in unterschiedlich großen Teilen gleichzeitig Hansearchive sind. T. Brück

Das *Memorialbuch der Ältestenbank der Großen Gilde zu Riga 1677–1702*, hg. von Dennis Hormuth (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Bd. 8, Marburg 2015, VII, 504 Seiten, 3 Abbildungen) Quelleneditionen zur Geschichte Livlands erwartet man für gewöhnlich aus dem Stadtarchiv Reval/Tallinn. In diesem Fall handelt es sich jedoch um die Publikation einer Quelle, die sich im Historischen Staatsarchiv Lettlands befindet. Herausgeber ist der vormalige Kieler Historiker Dennis Hormuth, nunmehr Leiter der Dokumentensammlung des Herder-Instituts Marburg. Die Edition ist gleich aus mehreren Gründen zu begrüßen. So ist der Fundus an gedruckten Schriftquellen zur Geschichte Rigas nicht so umfangreich wie für Reval. Das betrifft auch die Frühe Neuzeit. Zugleich handelt es sich bei dem Memorialbuch um ein bedeutendes Schriftzeugnis. Als Korporation der kaufmännischen Oberschicht war die Große Gilde nach dem Rat und vor der Kleinen Gilde der zweite politische Stand in der Dünametropole. Folglich wurden von der Ältestenbank – dem Führungsgremium der Großen Gilde – auch Angelegenheiten behandelt, die die Innen- und Außenpolitik der Stadt betrafen. Der Editionstext deckt selbstverständlich nicht alle Aspekte städtischer Geschichte während des letzten Viertels des 17. Jh.s ab, er bietet jedoch zahlreiche Ansatzpunkte für weitere Untersuchungen zur Entwicklung Rigas in dieser Zeit. – Neben der Beschreibung der Quelle geht Hormuth in der Einleitung auf Forschungsdesiderata zur Geschichte der Großen Gilde im 17. Jh. ein (2–4). Zugleich gibt er einen Überblick über den Aufbau dieser Korporation (4–10) und ihre Funktionen (10–14). Hinzu kommen Informationen zur Versammlungsstätte der Gilde und deren Geschichte (14–16). Der Hg. macht zu Recht darauf aufmerksam, dass das Memorialbuch anschaulich die Wirksamkeit einer ständischen Korporation im Gefüge einer frühmodernen Stadt widerspiegelt, weist aber gleichzeitig darauf hin, dass die „Beteiligungsförmungen der Bürger am Stadtrejiment“ noch genauer untersucht werden müssen.

Dabei gelte es, die Forschungen „der letzten 70 Jahre zur Stadtverfassungsgeschichte“ Rigas (3) stärker zu berücksichtigen. Das Literaturverzeichnis der Edition lässt sich sowohl durch Beiträge von lettischer als auch von deutscher Seite erweitern. Stellvertretend seien an dieser Stelle der Band *Rīgas pārvalde astoņos gadsimtos* (Die Verwaltung Rigas während acht Jahrhunderten; mit deutscher und englischer Zusammenfassung; Rezension in: HGBll 2004, S. 284), Riga 2000 sowie Arbeiten von Wolfgang Küttler genannt. Seine, wenn auch zum Teil ideologisch gefärbten, Aussagen sind für das Verständnis der Thematik insofern wichtig, als sich die ständischen Strukturen, die Rolle des Rates als Obrigkeit und die Beteiligung der Großen und Kleinen Gilde an der Verwaltung der Stadt, wie sie im 17.–19. Jh. in Riga bestanden, im Jahrhundert zuvor deutlich ausprägten. Hormuth konzentriert sich in seinen Aussagen zumeist auf das 17. Jh., greift aber auch Traditionslinien der Korporation auf, ohne sie genauer im historischen Kontext zu verorten. Das betrifft neben der Nutzung des Neuen Hauses den Brauch der Fastnachtsfeste; beides kann man bis in das 14. Jh. zurückverfolgen. Ebenso lässt sich die Beteiligung der Großen und Kleinen Gilde an der städtischen Politik trotz der lückenhaften Überlieferung seit dem 15. Jh. belegen. Im Zusammenhang mit der Mitgliederstärke der Großen Gilde und ihrer Sozialstruktur (4f.) sei ergänzend die Aufstellung des Rigaer Kaufmanns Joachim Garfeld aus dem Jahre 1648 erwähnt. Vasilij Vasiljevič Dorošenko geht in seiner Monografie *Torgovlja i kupečestvo Rigi v XVII veke* (Handel und Kaufmannschaft Rigas im 17. Jahrhundert, Riga 1985, S. 184f.) darauf ein. Des Weiteren hätte man sich gewünscht, dass die Bearbeiter den Editionstext stärker mit den gedruckt vorliegenden Schriftquellen verbunden hätten. Das betrifft insbesondere die in den Inventarverzeichnissen (zum Beispiel auf S. 51) erwähnten Schragen von 1354 und 1610 sowie die Stiftungsurkunde der Mildnen Gift von 1558. Zumindest wird im Quellenverzeichnis auf die entsprechenden Editionen verwiesen. „Die Edition folgt mit unerheblichen Modifizierungen im Wesentlichen den ‚Richtlinien für die Edition von Quellen zur neueren deutschen Geschichte‘“ (20). Jedoch sind die Prinzipien (20f.) sowohl in ihrer Reihenfolge als auch von ihrem Inhalt her nicht ganz schlüssig. Unter Nr. 1 wird auf den buchstabengetreuen Abdruck der Quelle verwiesen, aber erst die Nummern 7 bis 11 enthalten die damit verbundenen Einschränkungen. Gemäß Nr. 8 werden Abkürzungen mit Ausnahme von jenen für Maße, Münzen und Gewichte „stillschweigend nach dem in der Vorlage gewöhnlichen Schreibgebrauch aufgelöst.“ Trotzdem erfolgt im Quellentext keine Auflösung der Kürzung „dz“ in „das“ oder „daß“. Außerdem geht aus dem Begriff „Ergänzung“ nicht eindeutig hervor, ob es sich um eine Emendation in Form einer zusätzlichen Angabe des Vornamens bzw. der Auflösung der entsprechenden Suspension oder um eine Konjektur aufgrund von Buchstabenverlust bzw. Textverderbnis handelt. Erst bei näherer Beschäftigung mit dem Editionstext wird für den Leser dieser Unterschied deutlich. Gleichwohl wird man an mehreren Stellen über die Art der Ergänzung im Unklaren gelassen. Auch wenn sich Herausgeber bzw. Bearbeiter mit dieser Verfahrensweise an die erwähnten Richtlinien halten, wären genauere Hinweise im kritischen Apparat, der mit dem Sachapparat verbunden ist, hilfreich gewesen. Problematisch sind zudem die Prinzipien zur Anpassung von Umlautnutzung (Nr. 9) sowie zur Zusammen- und Getrennschreibung (Nr. 10). Diese Aussagen lassen sich aufgrund fehlender Beispiele nicht mithilfe des Textes nachvollziehen. Das Gleiche gilt – wenngleich mit Einschränkungen – für Prinzip 6: „Die Grammatik der Vorlage wurde belassen, auch bei Fehlerhaftigkeit.“ Auch in diesem Fall wird dem Nutzer erst bei näherer Beschäftigung mit der Edition klar, dass der Apparat an einigen Stellen Erläuterungen zu Textbesonderheiten enthält, so auf S. 47 die Fußnote 61. Darauf hätte man zuvor hinweisen müssen. Im Zusammenhang damit steht die Verwendung eines in eckige Klammern gesetzten Ausrufezeichens – [!]. Laut den oben erwähnten Richtlinien erfolgt ein solcher Hinweis, sofern ein „Versehen der Vorlage ... empfunden“

wird. Leider gibt der Apparat in vielen Fällen keine sachliche Begründung für diese Kennzeichnung. Ob es sich bei solchen Textstellen auch immer um ein Versehen und keine zeittypische Schreibvariante handelt, ist fraglich. So folgt der Ausdruck „preposition“ (143) der damaligen Tendenz zur Eindeutschung lateinischer Begriffe. Vergleichbare Beispiele aus Wörterbüchern dieser Zeit wären „President“ und „Prebende“. Darüber hinaus sind die Erläuterungen im Apparat zu den Zöllen Portorium, Lizenzen und Anlage unzureichend, obgleich die aufgelisteten Arbeiten von Georg Jensch und Dorošenko hierzu konkrete Informationen enthalten. Zumindest in diesem Fall wurde die Literatur nicht eingehend mit den Aussagen des Editionstextes verbunden. Wie aus den Vorbemerkungen zu dem Personen- bzw. Sachregister hervorgeht, fanden in die Register nicht alle Namen bzw. deren Schreibweise sowie Begriffe Eingang, die der Editionstext enthält. Das bezieht sich speziell auf die Inventarlisten. Jedoch werden einzelne Objekte zugleich außerhalb der Inventare erwähnt, so der Begriff „grewcepper“ (123), dessen Erläuterung (Trinkbecher) der Leser leider nur im Text (46), keinesfalls aber im Sachregister findet. Auf S. 195, Fußnote 452 fehlt der Verweis auf jene Seiten, auf denen sich anstelle der falschen Schreibung „palten“ die richtige Schreibung „platen“ (= Platten) findet. Der Nutzer dieser Edition muss also verschiedentlich Informationen selbst suchen, ohne auf entsprechende Registereinträge zurückgreifen zu können. An anderer Stelle enthält das Personenregister eine falsche Angabe: Auf S. 474 liest man den Hinweis auf einen „Caspar, Erzbischof“. Erst nach genauerer Prüfung stellt sich heraus, dass damit der Erzbischof Jaspas Linde (1509–1524) gemeint ist. Die Einwände machen deutlich, dass in Vorbereitung auf die Edition mehr Sorgfalt notwendig gewesen wäre. Trotzdem wird der Band seinen Platz in der Reihe der Quellenwerke zur livländischen Geschichte finden, zumal es der Mehrzahl der Nutzer wohl vor allem um die Hauptaussagen des Textes gehen wird.

T. Brück

[O[leg] I[gorevič] Evstrat'ev, *Jakob Kettler: eine „kurländische Spur“ in der Geschichte von Belarus* (Jakob Kettler: „kurljandskij sled“ v istorii Belarusi, in: *Alba Ruscia: belorusskie zemli na perekrestke kultur i civilizacij (X–XVI vv.)* hg. von A[leksej] V[iktorovič] Martynjuk, Moskau 2015, Verlag Kvadriga, 224–249), stellt den Lebenslauf von Jakob Kettler, Herzog von Kurland, zusammen. Hauptsächlich aufgrund deutschsprachiger Literatur beschreibt der junge Minsker Forscher die Geschichte des Herzogtums Kurland und Semgallen und geht insbesondere auf die eigenständige Politik Herzog Jakobs und die wirtschaftliche Blüte des Landes während seiner Regierungszeit ein. Da das Herzogtum Kurland und Semgallen unter der Souveränität von Polen-Litauen stand, gehöre seine Vergangenheit irgendwie auch zur belarussischen Geschichte, behauptet Vf. (225–226). Er liefert jedoch nur wenig, was Kurland-Semgallen im 17. Jh. mit den belarussischen Gebieten verband. Ohne tatsächliche Begründung glaubt er z. B., ein orthodoxes Männerkloster in Mitau (Jelgava) sei von Mönchen aus Polack und Vicebsk ins Leben gerufen worden (247). Zumindest wird die Publikation, so hofft auch Vf., dazu beitragen, dass Jakob Kettler auch in Belarus bekannter wird.

H. Sahanovič

LITAUEN. Sergej Polechov, *Die Erben von Vytautas. Der dynastische Krieg im Großfürstentum Litauen in den 1430er Jahren* (Nasledniki Vitovta. Dinastičeskaja vojna v Velikom knjažestve Litovskom v 30-e gody XV veka, Moskau 2015, Verlag Indrik, 712 Seiten, Abbildungen). – In dieser Monographie werden die internen Konflikte im Großfürstentum nach dem Tode des Großfürsten Vytautas 1430 und der Thronkampf zwischen Švitrigaila und Sigismund thematisiert. Das gründliche und auf einer soliden Basis publizierter und archivalischer Quellen beruhende Werk ist aber nicht nur als eine gelungene Darstellung der politischen und Sozialgeschichte des 15. Jh.s beachtenswert. Ein Grundthema des

Bandes stellt die Entideologisierung des Themas dar. Der litauische Bürgerkrieg war laut P. weder ein Konflikt zwischen Ruthenen und Litauern oder zwischen Orthodoxen und Katholiken noch ein Krieg zwischen sozialen Schichtungen der gesellschaftlichen Elite, wie bisher von mehreren Historikern vermutet worden ist. Vor dem Hintergrund der für den Sturz Švitrigailas entscheidenden auswärtigen Beziehungen Litauens mit Polen und dem Deutschen Orden handelte es sich um lokale und persönliche Interessen, die für die Unterstützung des einen oder anderen Thronprätendenten die entscheidende Rolle spielten. Zwar wurden vor allem in der nach außen gerichteten politischen Polemik gelegentlich die religiösen Angelegenheiten erwähnt, ein wirklicher Glaubenskonflikt im Großfürstentum lässt sich aber nicht feststellen. Die Monographie enthält u. a. einen kurzen Überblick über die Stadtbevölkerung und -wirtschaft Litauens und thematisiert die Beziehungen mit dem Deutschen Orden und den livländischen und preußischen Städten. Im Anhang befinden sich Editionen von 15 relevanten Archivdokumenten, das Itinerar der litauischen Großfürsten in den 1430er Jahren und ein prosopographischer Katalog der Parteigänger der beiden Prätendenten.

A. S.

POLEN. Für die Hanseforschung in Polen war das Jahr 2015 leider nicht besonders ergiebig. Das liegt zum einen daran, dass einige der Zeitschriften, in denen die hansische Thematik bisher präsent war, wie z. B. *Komunikaty Mazursko-Warmińskie*, nicht erschienen sind, zum anderen an der Verschiebung der Forschungsschwerpunkte in die Neuzeit. Von letzterem ist die Zeitschrift *Zapiski Historyczne* (ZH) betroffen, die wenigen Bemerkungen zur Hansezeit zeigen aber das gewohnt hohe Niveau. Rafał Kubicki untersucht die Frage der Seelbäder in Preußen bis zum Anfang des 16. Jh. (Seelbad (balnea animarum) – uwagi na temat praktyki stosowania pobożnej fundacji w Prusach Krzyżackich i Prusach Królewskich do początku XVI wieku, ZH 80, S. 7–20). Zofia Maciakowska rekonstruierte mithilfe der Methoden der Wirtschaftsgeschichte und historischen Geographie die Geschichte eines Städtchens namens Osiek in unmittelbarer Umgebung Danzigs, was der Forschung über das direkte Danziger Hinterland eine fundierte Grundlage gibt (Kilka uwag na temat średniowiecznego Osieka w Gdańsku, ZH 80, 2, S. 55–76). Maciej Dorna setzt sich in einem englischsprachigen Aufsatz mit dem mehrfach untersuchten Problem auseinander, wie die Lokationsprivilegien von Kulm und Thorn zu datieren sind. Der Autor liefert dabei eine tiefgehende Analyse der Jahresanfangsstile im preußischen Ordensstaat. Er lehnt die Argumentation von Marc Löwener ab und unterstützt mit neuen Argumenten die traditionelle Datierung (About the date when the foundation privilege was granted to Chełmno and Toruń, ZH 80, 4, S. 86–102). Zwei Texte veröffentlichen Sławomir Jozwiak und Janusz Trupinda, die sich zum einem mit dem Schloss in Malbork auseinandersetzen. Der Anlass für diesen Text war das Buch von Kazimierz Pospieszny (*K. Pospieszny, Domus Malbork, Zamek krzyżacki w typie regularnym*, Toruń 2014), welches beide Autoren sehr kritisch sehen (O malborskim zamku wysokim w średniowieczu na marginesie najnowszej książki Kazimierza Pospieszniego, ZH 80, 2, S. 157–178). Desweiteren antworten die erwähnten Wissenschaftler in einem umfangreichen, detaillierten Aufsatz auf die kritische Rezension von Tomasz Torbus und verteidigen ihr Buch zu den preußischen Komtureischlössern im Licht der handschriftlichen Quellen (*Czy średniowieczne źródła pisane mają znaczenie w badaniach nad zamkami krzyżackimi w Prusach? W odpowiedzi Tomaszowi Torbusowi* ZH 80, 1, S. 92–111).

Die gleichen Autoren stellen auch in der Zeitschrift *Rocznik Toruński* (RT) die schriftlichen Überlieferungen zu dem Schloss Nieszawa in der Nähe Thorn vor. Der nicht besonders umfangreiche Text liefert viele wichtige Informationen, besonders angesichts der starken

Zerstörung des Schlosses im Laufe der Zeit (Zamek w Nowej Nieszawie (Dybowie) w świetle średniowiecznych źródeł pisanych, RT 42, S. 171–184). Alicja Mutrynowska untersucht die wesentliche Frage der Kontakte zwischen den Rittern des Deutschen Ordens und den Bürgern von Thorn. Die Endzäsur der Forschung wurde auf die Mitte des 15. Jh.s gelegt, was aus den starken wirtschaftlichen Änderungen in dieser Landschaft in Folge des 13-jährigen Krieges resultiert (Społeczno-gospodarcze kontakty rycerzy z państwa zakonu krzyżackiego w Prusach z Toruniem do połowy XV wieku, RT 42, S. 185–202). Paweł Mateusz Modrzyński untersucht die Rechtslage der Tierzucht im Kulmer Land im Mittelalter (Prawne aspekty hodowli zwierząt w średnio-wiecznych miastach ziemi chełmińskiej i terenów przygranicznych, RT 42, S. 203–220). Mateusz Superczynski analysiert die administrativen und gerichtlichen Verfahren in Thorner Vorstädten vom Spätmittelalter bis in die Frühneuzeit. Dieses wichtige Thema wird leider nur berührt, auch wenn der Autor einige interessante Bemerkungen macht. Es ist zu hoffen, dass eine Vertiefung dieser Thematik in Form einer Monographie angestrebt wird (Administracja i sądownictwo przedmieść dawnego Torunia w świetle źródeł z XIV–XVIII wieku, RT 42, S. 221–244).

Eine umfangreiche Lektüre läßt sich auch in den vier Bänden des *Kwartalnik Historii Kultury Materialnej* (KHKM) finden. Michał Schmidt und Marcin Starzyński versuchen eine Analyse der Stadt Kazimierz und ihrer Produktion und so des direkten Hinterlands von Krakau durchzuführen (Nowe miasto tkackie? Szkic do dziejów społeczno-gospodarczych podkrakowskiego Kazimierza KHKM, LXIII/3, 15–27). Urszula Zachara-Związek untersucht die Verbindungen zwischen den Krakauer Bürgern und dem Bernhardiner Kloster in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s mithilfe der Bürgertestamente (Legaty testamentowe mieszczan krakowskich na rzecz kościoła i klasztoru bernardynów na Stradomiu w drugiej połowie XV wieku, KHKM, LXIII/2, 305–330). Wiesław Długocki widmet seinen Aufsatz den Verbindungen zwischen der Raumnutzung und der Lokation der Stadtgemeinde, wofür er als Beispiel den Danziger Siedlungsraum nutzt (Zmiany w przestrzeni gdańskiego miejskiego zespołu osadniczego pod panowaniem zakonu krzyżackiego a problem lokalizacji miasta samorządowego w Gdańsku w XIII w., KHKM, LXIII/2, 305–330). Rafał Kubicki leistet einen Beitrag zur Alltagsgeschichte des Ordensstaates, indem er die Bäder in diesem Land untersucht (Łaźnie w państwie Zakonu Krzyżackiego w Prusach, KHKM, LXIII/3, 411–431). *A. P. Orlowska*

Mittelalterliche Architektur in Polen. Romanische und gotische Baukunst zwischen Oder und Weichsel hg. von Christofer Herrmann und Dethard von Winterfeld (Michael Imhof Verlag, Petersberg 2015, 2 Bd., 1136 Seiten, 1876 Abbildungen). – Christofer Herrmann und Dethard von Winterfeld rücken mit ihrem Werk bedeutende Denkmale mittelalterlicher Baukunst in Polen in den Fokus. Diese seien zwar vielfach, so die Herausgeber, auch mit deutscher Geschichte verknüpft, aber „in Deutschland kaum mehr bekannt“ (10). Dem wirken die beiden Kunsthistoriker nachhaltig entgegen: In zwei großformatigen Bänden mit zusammen über 1000 Seiten erklären renommierte polnische und deutsche Wissenschaftler die Architektur des 10./11. bis 15./16. Jh.s zwischen Oder und Weichsel, illustriert durch Pläne, Zeichnungen und insbesondere gut 1500 vorzügliche Fotos Christofer Herrmanns. Das Ergebnis ist unzweifelhaft ein neues Standardwerk für die Architekturgeschichte dieser ostmitteleuropäischen Region – zugleich solides Fachbuch und prachtvoller Bildband. – Um die Architektur in ihrem Kontext verständlich zu machen, folgt einer Einführung zunächst ein prägnanter Überblick zur Geschichte Polens aus der Feder des Historikers Udo Arnold, der auch mehrere Beiträge zur Geschichte einzelner historischer Landschaften beisteuert. Im Rahmen dieser geogra-

phischen Einheiten werden dann die mittelalterlichen Bauwerke und ihre kunstgeschichtlichen Zusammenhänge besprochen: Großpolen (Jacek Kowalski), Hinterpommern und Neumark (Jarosław Jarzewicz, Marek Ober), Kleinpolen, Masowien, Schlesien sowie das Ordensland Preußen (Christofer Herrmann, Dethard von Winterfeld). Stets werden dabei herausragende Kathedralen, Klöster und Burgen ausführlich, Dorf- und kleinere Stadtkirchen, Rat- und Bürgerhäuser sowie Herrensitze in kürzerer Form erläutert. Resümierende Kapitel gehen den kunsthistorischen Zusammenhängen, Entwicklungen und Einflüssen, historischen Nachrichten und speziellen regionalen Charakteristika nach. Ausprägungen mittelalterlicher Architektur, die den regionalen Rahmen sprengen, werden in übergreifenden Aufsätzen vorgestellt – die rare vor- und hochromanische Architektur des 10. bis 12. Jh.s, jene der Bettelorden und Zisterzienser (Christofer Herrmann, Dethard von Winterfeld) sowie die hölzernen Kirchen (Alexander Konieczny). Ein Resümee der Herausgeber sowie ein postum publiziertes Essay des Kunsthistorikers Andrzej Tomaszewski, der in ausgleichender Weise die Frage von „polnischer Architektur“ oder „Architektur in Polen“ behandelt, schließt den Band ab. Die unzähligen behandelten Objekte werden in einer deutsch-polnischen Ortsnamenkonkordanz sowie in einem Register erschlossen. – So wird die Mammutaufgabe bewältigt, die Architektur eines riesigen Raums mit ihrer Vielzahl von Bauwerken, Traditionen und Verflechtungen darzustellen. Von den Anfängen der polnischen Steinarchitektur in den Burgen der ersten großen Piasten – Kirchen und Pfalzbauten – über die Gründerzeit des 13. Jh.s, in der zahlreiche neue Städte, aber auch fürstliche Burgen mit repräsentativen Bauten aus Stein und Backstein geschmückt wurden, bis zur architektonischen Blütezeit des 14. Jh.s wird ein großer Überblick gegeben. Das letztgenannte Säkulum wird einerseits durch die Bauten des kunstsinnigen Königs Kasimir des Großen (1310 – 1370), andererseits durch die Burgen des auf der Höhe seiner Macht stehenden Deutschen Ordens geprägt. Fortgeführt wird die Betrachtung bis zum Auslaufen der Gotik teils erst im 16. Jh. – In den durchweg sehr sachkundigen, traditioneller kunsthistorischer Architekturanalyse verpflichteten Beiträgen werden natürlich die berühmten, kunstgeschichtlich zentralen Bauwerke besonders ausführlich gewürdigt – jene auf dem Krakauer Wawel, die Kathedralen von Posen, Gnesen und Breslau, die Zisterzienserklöster von Oliva und Pelplin, die Marienkirchen von Danzig und Krakau, die Rathäuser von Thorn und Breslau und die einzigartigen Deutschordensburgen, vornehmlich die Marienburg. Die Besprechung dieser und anderer, weniger bekannter Bauwerke ist überaus lesenswert. Das Spannungsfeld zwischen lokalen Traditionen und fremden, meist westlichen Einflüssen, das bei der insgesamt eher späten Entfaltung repräsentativer Steinarchitektur im Arbeitsgebiet besondere Ausprägungen erfahren musste, wird facettenreich auseinandergelegt; die Rolle der Klöster bei der Vermittlung des Backsteins wird ebenso augenscheinlich wie die Impulse, die von der Architektur des Deutschen Ordens trotz oft gespannter Beziehungen auf die polnischen Nachbargebiete ausgingen. Bescheidene monastische Anfänge illustriert die archäologisch nachweisbare älteste Kirche der Zisterze von Lekno in Großpolen, deren Langhaus im mittleren 12. Jh. lediglich 10 m Länge besaß. Regionale Charakteristika wie die masowischen Rundturmkirchen, unter denen jene von Brochów besonders imposant erscheint, werden ebenso berücksichtigt wie die spektakulären Felsenburgen im Krakau-Tschenstochauer Jura, jene im schlesischen Riesengebirge oder die für große Teile des Landes charakteristischen kleineren Privatburgen, Rittersitze und Wohntürme. Der gewaltige Bruch- und Backsteinbergfried auf der Lubliner Königsburg aus der ersten Hälfte des 13. Jh.s wird in Beziehung sowohl zu den aus Vorpommern und Brandenburg bekannten Rundturm-Kolossen wie Demmin und Stolpe/Oder als auch zu einem altrussischen

Backsteinbergfried, Kamianiec in Weißrussland, gesetzt; so wird ein ostmitteleuropäischer Bautyp erkennbar, dessen Verbreitung nichts mit der dänischen Einflussphäre zu tun hat, der er zuweilen zugeordnet wird. Anzuschließen sind hier die beiden ebenfalls sehr zeitigen Backstein-Bergfriede der Herzogsburg von Liegnitz, deren Doppeltürmigkeit möglicherweise auf Muster im Reichsgebiet – z. B. Münzenberg in der Wetterau, Thurant an der Mosel – zurückging. In örtlicher Tradition stehen vielfach die Grundrisse der frühen Steinburgen, die jenen ihrer bis in das 13. Jh. genutzten Vorgänger entsprechen: meist große, ovale Holz-Erde-Burgwälle. Interessant sind die Überlegungen zu den eigentümlich rohen Steinskulpturen am Zobten in Niederschlesien, die vorsichtig mit dem dort in der ersten Hälfte des 12. Jh.s gegründeten Augustiner-Chorherrenstift in Zusammenhang gebracht werden. Bemerkenswert sind auch die zeitlichen Verschiebungen im Ansatz der Gotik zwischen den Regionen; z. B. treten gotische Stilelemente in Masowien deutlich später auf als in den Nachbargebieten. Dafür behielt man den Baustil dort dann besonders lange bei. – Zahlreiche unbekannt architektonische Juwelen werden mit interessanten Erläuterungen und reizvollen Bildern präsentiert, etwa die Templerkapellen von Quartschen und Rörchen in der Neumark, die Rundkapelle von Stronn in Schlesien, die ungewöhnliche romanische Bergkirche von Inowłódz und die achteckige, kreuzförmig erweiterte Pfarrkirche von Gosławice in Großpolen oder die reich ausgemalten, neuerdings oft dendrochronologisch datierten Holzkirchen vor allem in Kleinpolen. Besonders bestrickend ist die vielgestaltige niederschlesische Denkmallandschaft, aus der der Wohnturm von Boberröhrsdorf mit seinen Lanzelotfresken oder das charmante Wasserschloss von Wohnwitz hervorgehoben seien. Erfreulich gering ist die Zahl ungepflegter und ruinöser Bauwerke, die in dem Buch behandelt werden (darunter die Schlösser Wildenbruch in Pommern und Habendorf in Schlesien, die Dreiecksburg von Auras an der Oder, aber auch der „schlesische Escorial“, das riesige Kloster Leubus); die meisten Denkmale präsentieren sich vielmehr in ausgezeichnetem, von hervorragender Pflege kündendem Zustand. – Für die Hansegeschichte sind die Beiträge zu Hinterpommern, der Neumark und dem Ordensland von besonderem Interesse, wobei für den Beitrag zu Pommerellen und zu den preußischen Gebieten mit Christofer Herrmann der beste denkbare Spezialist verantwortlich zeichnet. Wichtig ist aber auch der Aufsatz zu Hinterpommern, der jenseits der bekannten Monumente von Stettin, Kolbatz und Cammin auf die vielen kleineren Stadt- und Landpfarrkirchen, die nicht allzu zahlreichen (Backstein-) Burgen und insbesondere ausführlich auf das vergleichsweise wenig bekannte, aber unzweifelhaft „herausragende Werk der mittelalterlichen Architektur in Pommern“ (803) eingeht, die großartige Stargarder Marienkirche. – Angesichts der Fülle behandelter Denkmale und kunsthistorischer Aspekte sieht man darüber hinweg, dass die Objektauswahl auch einige wichtige Lücken aufweist. Dass die zahlreichen Burgen Niederschlesiens nicht alle besprochen werden können, ist verständlich, hingegen weniger das Fehlen der beiden vielleicht bekanntesten kleinpolnischen Vertreter der klassischen Adelsburg, Czorstyn und Niedzica. Auch der mächtige Steinturm von Stołpie bei Chelm in Ostpolen findet keine Beachtung, der als möglicherweise byzantinisch beeinflusstes Bauwerk des russischen Fürstentums Halitsch-Wolhynien aus dem späten 12. oder frühen 13. Jh. gilt; die gesamte altrussische Kultursphäre, die die südöstlichen Teile des heutigen Polens im Mittelalter geprägt hat und die in zumindest archäologisch erschlossenen steinernen Bauwerken bis heute präsent ist (z. B. in Chelm Lubelski), kommt in dem Buch zu kurz. Die Beiträge sind überdies in ihrer Anlage heterogen: In einigen Fällen werden Wandmalereien näher besprochen, in anderen nicht, die für das Ordensland vorgelegte, ausgefeilte Architektursystematik für Burgen und Kirchen findet in anderen Aufsätzen keine Entsprechung, wie die baugeschichtliche Analyse bereits von Denkmal zu Denkmal

unterschiedlich ausfällt. Der Widerspruch zwischen historischen Gebietseinheiten und heutigen Grenzen wird unterschiedlich gelöst: Im Falle Pommerns bleibt das heute deutsche Vorpommern unberücksichtigt, behandelt wird hingegen der russische Teil des ehemaligen Ostpreußens im Interesse der Erfassung der kompletten historischen Region. Die selbst gesetzten hohen Standards unterläuft der Sachverhalt, dass manche Karten und sogar etliche Fotos aus Wikipedia entnommen worden sind. – Recht umfassend setzen sich die Herausgeber mit der Frage auseinander, ob es sich bei den behandelten Bauten um „polnische, deutsche oder europäische Architektur“ (1095) handelt. Dabei rekapitulieren sie den „verbissen ausgetragenen Konflikt zwischen der polnischen und deutschen Kunstgeschichte“, in dessen Rahmen Polen von letzterer durchaus überheblich „als Nebenland der deutschen Kunstgeschichte“ deklariert wurde, „während die polnischen Wissenschaftler den deutschen Einfluss nach Möglichkeit zu minimieren suchten [...]. Waren fremde Einflüsse nicht zu leugnen, so bevorzugte man außerdeutsche Regionen (vor allem Italien und Frankreich) als Herkunftsgebiete“. Diese Kontroverse weisen die Autoren der Vergangenheit zu und stellen fest, „dass wir es hier mit einem Teilbereich der Kunst Mitteleuropas zu tun haben“, bei dem „Einflüsse aus dem deutschen Kulturkreis eine ganz wesentliche Rolle spielten“, es aber auch „einen spezifisch polnischen Umgang mit dem importierten Typen- und Formenrepertoire“ gab (S. 1098 f.). Diese Kompromissformel dürfte für alle Seiten akzeptabel sein. – Das Buch über die mittelalterliche Architektur in Polen ist ein imponierendes, in Anlage, Ausstattung und Umfang nahezu beispielloses Werk, das durch seine profunden Texte und ausgezeichneten Architektur Fotografien überzeugt und jedem am ostmitteleuropäischen Mittelalter Interessierten – sei es mit allgemeinem oder fachlichem Interesse – zur Lektüre empfohlen werden kann. *Felix Biermann*

Marcin Starzyński, *Das mittelalterliche Krakau. Der Stadtrat im Herrschaftsgefüge der polnischen Metropole*, übers. von Christian Prüfer und Kai Witzlack-Makarevich (Städteforschungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster Reihe A, Bd. 92, Köln, Weimar, Wien 2015, Böhlau Verlag, 223 Seiten). – Die vorliegende Veröffentlichung geht auf eine Dissertation zurück, die 2009 vom Fachbereich Geschichte an der Krakauer Jagiellonen-Universität angenommen wurde und 2010 im Druck erschienen ist. Das Buch wurde auf die Anregung des Deutschen Historischen Instituts in Warschau aus dem Polnischen in die deutsche Sprache übersetzt. Im Mittelpunkt des Interesses des Vf.s steht der Stadtrat als eine Institution. Weniger Aufmerksamkeit wurde dagegen den Prozessen der Ausformung der Führungsgruppe gewidmet. Die Problematik der Repräsentation des Rates behandelt S. leider nicht. Es ist auch zu bedauern, dass der vergleichende Ansatz in dieser sehr gut fundierten Arbeit kaum verwendet wurde. Im ersten Teil des Buches wurde die Geschichte des Rates bis ins Jahre 1312, also in der Periode vor der Ausbildung der Ratsverfassung, dargestellt. Der Vf. referiert die Diskussion über die Lokation der Stadt Krakau und über die Entstehung des Stadtrates. Er schlägt die Datierung der Herausbildung des Rates auf die Jahre zwischen 1258 und 1262 vor. Diesen Teil beschließen die Ausführungen über Benennung der Ratsherren, die personelle Zusammensetzung des Ratskollegiums und über seine Kompetenzen. Der chronologische Rahmen des zweiten Teils umfaßt den Zeitraum von 1312 bis 1500, in dem der Stadtrat zum Hauptorgan der kommunalen Macht und zum hauptsächlichlichen Außenvertreter der Stadtgemeinde wurde. Der zweite Teil wurde in vier Kapitel gegliedert, von denen das erste die Organisation der Ratswahlen und die Zusammensetzung des Rates, das zweite die Entwicklung der Kompetenzen und der Befugnisse des Rates zum Inhalt hat, während das dritte von den Geschenken als Mittel der Ratspolitik, sowie von den Bemühungen des Rates um Handelsprivilegien und von der Unterstützung der Handelsinteressen der

Krakauer Kaufleute handelt. Das nützliche Buch wird ergänzt durch einen Quellenanhang mit der Regesten der Krakauer Willküren, ein Verzeichnis der gedruckten Quellen und der Literatur, sowie ein Orts- und Personenregister.

R. Cz.

Der von Eduard Mühle herausgegebene Sammelband *Breslau und Krakau im hohen und späten Mittelalter. Stadtgestalt – Wohnraum – Lebensstil* (Städteforschungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster, Reihe A, Bd. 87, Köln Weimar Wien 2014, Böhlau Verlag, 384 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Graphiken, Karten und Tabellen) enthält 14 Beiträge der polnischen Archäologen, Historiker, Bauforscher und Kunsthistoriker zur Geschichte Breslaus und Krakaus im Mittelalter, die im Rahmen des Projekts des Deutschen Historischen Instituts in Warschau aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt wurden. Der thematische Schwerpunkt des Bandes liegt auf dem Gefüge und der Bewirtschaftung des Stadtraumes, den Formen des Bürgerhauses, den Wohnbedingungen und der Sachkultur des Alltags. Einleitend stellt Eduard Mühle das Konzept und den Inhalt des vorliegenden Buches vor (1–7). Marek Słoń versucht in seinem Beitrag *Warum nur ein Breslau? Versuch eines Vergleichs der Entwicklung der Städte Breslau, Prag, Krakau und Posen* (9–25) die Frage zu beantworten, warum sich in Breslau im Gegensatz zu anderen großen ostmitteleuropäischen Städten keine selbständigen Neustädte entwickelt haben. Jerzy Piekalski *Die Formierung des öffentlichen und privaten Raumes im Breslau des 13. Jahrhunderts* (27–52) analysiert die Etappen der räumlichen Entwicklung Breslaus unter besonderer Berücksichtigung der Parzelleneinteilung. An die seit langem in der polnischen stadsgeschichtlichen Forschung diskutierte Frage der Größe der Grundstücke in schlesischen Städte knüpft der Beitrag von Paweł Konczewski *Zur Parzellierung und Größe städtischer Grundstücke im mittelalterlichen Breslau* (53–76) an. Zwei Beiträge stellen die Ergebnisse eines interdisziplinären Forschungsprojekts zur Geschichte des Breslauer Ringes vor. Małgorzata Chorowska und Czesław Lasota beschäftigen sich in ihrem kunsthistorischen und baugeschichtlichen Studium *Die steinerne Bebauung der Ring- und Straßenzellen im mittelalterlichen Breslau* (77–106) mit den Formen der gemauerten Wohngebäude am Ringplatz. Mateusz Goliński liefert einen sehr gut fundierten Beitrag *Zur Dynamik der Besitzverhältnisse am Breslauer Ringplatz in den Jahren 1345 bis 1420* (107–137). Małgorzata Chorowska *Palast und Wohnhaus. Der Einfluss des Herrensitzes auf die Breslauer Wohnhäuser im Mittelalter* (137–150) weist auf die Rezeption durch das Breslauer Patriziat der Formen der höfischen Wohnkultur hin. Der Problematik der Repräsentation der sozialen Stellung des Breslauer Bürgertums durch die materiellen Gegenstände ist der Beitrag von Jerzy Piekalski, Krzysztof Wachowski, *Standard und Luxus im mittelalterlichen Breslau* gewidmet. Im vorliegenden Sammelband wurden auch die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen den im Titel genannten Metropolen berücksichtigt. An die Forschung zum Thema „Handelskontakte am Rande der Hanse“ knüpft der Beitrag von Wiesław Myśliwski *Wirtschaftsleben an der hohen Strasse. Zu den wirtschaftlichen Kontakten Breslaus mit Krakau und anderen kleinpolnischen Städten* (173–218) an. Mateusz Goliński stellt neue Forschungsergebnisse *Zu den Beziehungen zwischen dem Krakauer und Breslauer Patriziat im Mittelalter* (219–226) vor. Der „Krakauer“ Teil des Bandes besteht aus fünf Beiträgen, die hauptsächlich die städtebauliche Problematik betreffen. Waldemar Komorowski befasst sich mit dem Thema *Die städtebaulich-architektonische Entwicklung Krakaus inter muros im 14. und 15. Jahrhundert* (241–278). Sławomir Dryja, Wojciech Głowa, Waldemar Niewalda und Stanisław Sławiński untersuchen auf der Basis der neueren archäologischen Ausgrabungen *Die Innenbebauung des Krakauer Ringplatzes*

im Mittelalter (281–294). Marek M. Łukacz präsentiert die neuen architektonischen und archäologischen Untersuchungen zum Thema *Die mittelalterlichen Bürgerhäuser am Krakauer Markt* (295–318). Auf die Problematik der Wohnkultur geht auch Waldemar Komorowski mit seinem Beitrag über *Die Hoch- und Spätmittelalterlichen Residenzen der Krakauer Patrizier* (319–336) ein. Den Band beschließt der Beitrag von Jakub Wyszumłek *Städtischer Lebensstil und Frömmigkeit. Testamente und fromme Vermächtnisse Krakauer Bürger im 14. Jahrhundert* (337–372). Insgesamt vermittelt das Buch dem deutschsprachigen Leser einen fundierten Einblick in die jüngere polnische stadthistorische Forschung. R. Cz.

BELARUS. J[urij] A[fnas'evič] Zajac, *Der Abschluss der osteuropäischen Epopöe des Fürsten Edmund oder die Waräger im südöstlichen Randgebiet des Polacker Landes in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts* (Zaveršenie vostočno-evropejskoj epopei princa Edmunda, ili Varjagi na jugo-vostočnoj okrajine Polockoj zemli, in: *Materijaly pa archeolohii Belarusi*, vyp. 24, Minsk 2013, Verlag Belaruskaja navuka, 28–33). – In diesem kurzen Aufsatz bietet Vf. eine interessante Hypothese über die bedeutende Rolle von schwedischen Kriegern im Polacker Fürstentum an. Es geht um Waräger des Fürsten Edmund, der unter Jaroslav dem Weisen, dem späteren Fürsten von Kiev, diente und nach dem Jahre 1024 nach Polack floh. Laut der Annahme von Z., die er auf neue archäologische Funde stützt, übergab der Polacker Fürst Brjačeslaŭ seinem schwedischen Verbündeten die Grenzfestung Druck (heute Gebiet von Vicebsk) zur Verwaltung (31). Edmund suchte sein Herrschaftsgebiet in den 1020er Jahren auszuweiten, glaubt Vf., was man aber mit archäologischen Materialien nur höchst hypothetisch unterstützen kann. H. Sahanovič

Dzianis Duk, Inna Kalečyc und Aljaksej Ko *Das Siegel der Euphrosyne von Polack* (Piačatka Jeŭfrasinni Polackaj, in: *Belaruski historyčny časopis* 7, 2015, 13–18), berichten über ein Bleisiegel aus dem 12. Jh., das 2015 bei archäologischen Untersuchungen der Kirche des Heiligen Erlösers in Polack gefunden wurde. Dieser Fund, auf dem eine Darstellung Jesu Christi und eine Aufschrift mit der Erwähnung des Namens „Euphrosyne“ erhalten geblieben sind, identifizieren Vff. als Siegel der Äbtissin Euphrosyne, der Enkelin des Polacker Fürsten Vseslav (belarussisch Usiaslaŭ). Sie spielte eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben des damaligen Fürstentums Polack und war die erste Frau aus den heutigen belarussischen Gebieten, die als Heilige anerkannt wurde. Die beiden Siegel der Äbtissin Euphrosyne (ein gleiches wurde bereits 1998 gefunden) veranlassen die Forscher, von einem „Polacker Matriarchat“ zu sprechen. H. Sahanovič

V[ladimir] A[leksandrovič] Plavinskij, *Zur Frage der Kontakte der Bevölkerung des belarussischen Territoriums mit den Kreuzrittern (im Kontext archäologischer Angaben)* (K voprosu o kontaktach naselenija territorii Belarusi s krestonoscami [v kontekste archeologičeskich dannych], in: *Vesnik BDU, seryja* 3, 2014, Nr. 3, 3–7). Obwohl Vf. sich einer komplizierten Frage widmet, beschäftigt er sich ausschließlich mit der Sammlung der in Belarus gefundenen Armbrustbolzen. Diese seien „die einzige Kategorie von archäologischen Materialien“ aus dem 13. und 14. Jh., die Kontakte der hiesigen Bevölkerung mit den Ordensrittern bezeugen. Vf. behauptet, dass die Gegend an der Obermemel (belarussisch *Njoman*) zum ersten Gebiet im heutigen Belarus wurde, in dem in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s die einheimische Bevölkerung die Armbrust von den Rittern übernahm und zu benutzen begann, was übrigens aus chronikalischen Angaben zu schlussfolgern ist. Aus der genannten Gegend stammt dementsprechend die größte Anzahl der erhaltenen Armbrustbolzen, erklärt Vf. Viele Fragen bleiben jedoch offen, z. B. was die „Kontakte“

zwischen den Einheimischen und den Rittern bedeuteten. Bedauerlicherweise ist der vorliegende Aufsatz durch eine merklliche Missachtung der schriftlichen Quellen sowie der Fachliteratur gekennzeichnet.

H. Sahanovič

S[ergej] V[ladimirovič] Polechov, *Castrum nostrum Mensko. Aus der Geschichte des dynastischen Krieges im Großfürstentum Litauen in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts* (Castrum nostrum Mensko. Iz istorii dinastičeskoj vojny v Velikom knjažestve Litovskom v 30-e gody XV veka, in: *Studia Historica Europae Orientalis/Issledovanija po istorii Vostočnoj Evropy*, Vol. 7, Minsk 2014, Verlag „Respublikanskij Institut vysišej školy“, 247–257). In seinem beachtenswerten Beitrag widmet sich Vf. einer Episode des inneren Krieges im Großfürstentum Litauen, in dem der Großfürst Švitrigaila durch den Deutschen Orden unterstützt wurde. Es geht um eine Burg in den belarussischen Gebieten, die Švitrigaila in einem Brief an den Hochmeister Paul von Rusdorf im Jahre 1432 als gewonnen erwähnt. Seit langem identifizierte man jene mit Babrujsk, was als falsch erscheint. Wie Vf. entdeckte, steht im Original des Briefes „Mensko“, d. h. Švitrigaila teilte etwas über Minsk mit, die heutige belarussische Hauptstadt. Der Text dieser Nachricht, der sich im Ordensbriefarchiv des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz (Berlin) befindet, wird hier im Original und in einer Übersetzung veröffentlicht.

H. Sahanovič

Š[amil’] I[ršatovič] Bektineev, *Der Geldverkehr im Gebiet von Belarus im 9.–16. Jahrhundert. Numismatische Untersuchungen* (Denežnoe obraščenie na territorii Belarusi v IX–XVI vekach. Numizmatičeskie issledovanija, Minsk 2014, Belarusskaja navuka, 509 Seiten, zahlreiche Karten, Abbildungen, Diagramme). – Auf der Grundlage des numismatischen Fundmaterials und schriftlicher Quellen werden hier die im Laufe der Zeit wechselnden Verrechnungssysteme des Geldverkehrs im belarussischen Gebiet untersucht. Dies geschieht erheblich detaillierter, als es die bisherige Literatur tat, insbesondere auch mit einer verfeinerten Periodisierung. Den zeitlichen Schlusspunkt bildet etwas überraschend ein Ereignis der politischen Geschichte, nämlich die 1569 erfolgte Vereinbarung einer Realunion zwischen Polen und dem Großfürstentum Litauen, zu dem die betrachtete Region seit dem 13.–14. Jh. gehörte. Als Transithandelsgebiet mit den Hauptzentren Polack und Vicebsk stand der dortige Geldumlauf unter dem Einfluss desjenigen der Nachbarländer, darunter Livlands. In der Zeit zwischen der Zugehörigkeit des belarussischen Gebiets zur Alten Ruß und der Etablierung eines gesamtstaatlichen Geldsystems im Großfürstentum Litauen, d. h. in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jh., konnte sich aber ein besonders eigenständiges Polack-Vicebsker Geldsystem zur Geltung bringen. Für die Hanseforschung ist beachtenswert, dass in allen Zeitstufen auch deutsche Münzen nach Belarus, wo es keine eigene Prägung gab, gelangten und am dortigen Umlauf teilnahmen. Nur für die früheste, allein vom Dirhem bestimmte Periode galt dies nicht, aber bereits ein Schatzfund von 979 erhielt erste deutsche Münzen. Später waren u. a. Lübecker Pfennige, livländische Artiger und Rheinische Gulden im Gebiet von Belarus verbreitet. Eine umfangreiche Topographie der dortigen Funde von Münzen, Barren, Waagen und Gewichten beschließt den stattlichen Band.

N. A.

Siarhej Strenkoŭski, *Die städtische Selbstverwaltung auf dem Territorium von Belarus: vom Ende des 14. bis zum 18. Jahrhundert* (Haradskoje samakiravannje na terytoryi Belarusi: kanec XIV–XVIII stst., 2 Bde., Minsk 2013, Verlag „Minski haradski instytut razvicia adukacyi“). – In seiner Habilitationsschrift befasst sich der Minsker Historiker mit Hauptformen der städtischen Selbstverwaltung und deren Entwicklungsrichtungen in den belarussischen Gebieten über einen breiten Zeitraum – von 1390, als der polnische

König und litauische Großfürst Jagiełło Brest mit dem Magdeburger Recht ausstattete, bis zu den Teilungen Polen-Litauens. Zunächst konzentriert sich Vf. auf die ruthenischen Formen der städtischen Selbstverwaltung (Burgstädte mit Sonderrechten, die eine gewisse Partizipation der Burgstadtbewohner an der Herrschaft gewährleisteten), dann befasst er sich mit dem Magdeburger Recht, und abschließend beschreibt er die Partizipation der Zünfte, Bruderschaften sowie anderer Korporationen an der städtischen Selbstverwaltung. Es fällt auf, dass die westliche, insbesondere deutschsprachige Fachliteratur nur wenig vertreten ist. Die verwendete Terminologie dürfte oft für wissenschaftliche Publikationen nicht ganz korrekt sein („Nationaler Bestand des Magistrats“ usw.). Von Interesse ist der zweite, ergänzende Band, in dem Vf. eine Reihe von Verzeichnissen der Magistratsmitglieder aus verschiedenen Städten, Texte der Rechtsprivilegien, Gerichtsdokumente und zahlreiche Abbildungen publiziert.

H. Sahanovič

Maksim Makaraŭ, *Die Verwaltung von Polack (1580–1772): Organisation und Personalbestand* (Mesckija ūlady Polacka (1580–1772): arhanizacyja, persanalny sklad, Smolensk 2014, Verlag Inbelkult, 198 Seiten, Abbildungen) beschreibt die Hauptinstitutionen der Rechtsstadt Polack in ihrer Entwicklung und personellen Zusammensetzung. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem Magistrat mit seiner Struktur, seinem Bestand und seiner Alltagspraxis. Als besonders wertvoll erscheinen zahlreiche Verzeichnisse von Magistratsämtern und des Hilfspersonals der städtischen Institutionen, die Vf. hauptsächlich dank seiner langjährigen Archivrecherchen in Minsk, Vicebsk und Krakau zu identifizieren vermag.

H. Sahanovič

Henadz' Sahanovič, *Grunwald in der belarussischen Geschichte. Versuch der Deonstruktion eines politischen Mythos* (Hrunval'd u belaruskaj historyi. Sproba razboru polityčnaha mifa, Vilnius 2015, Eŭrapejski humanitarny ūniversitët, 318 Seiten, engl. Zusammenfassung). – Die Schlacht bei Grunwald/Tannenberg von 1410, in der polnische, litauische und ruthenische Truppen dem Deutschen Orden eine schwere Niederlage beibrachten, ist Gegenstand von Mythen geworden, über die längst deutsche und polnische Untersuchungen vorliegen. S. analysiert nun auch die Sicht auf diese Schlacht im belarussischen akademischen und öffentlichen Diskurs. Dies geschieht unter Einbeziehung größerer Zusammenhänge und anhand von Vergleichen. Neben den polnischen und deutschen Mythen gelangen die panslavistische Deutung von Grunwald als Symbol siegreichen Kampfes der vereinten Slaven gegen den ewigen deutschen Aggressor und die sowjetische Wiederbelebung dieses Konstrukts während des Zweiten Weltkrieges in den Fokus der Aufmerksamkeit. Interessant ist auch der Blick auf das konkurrierende, in der belarussischen Erinnerung zeitweilig stärker präsenste Narrativ vom Widerstand des Fürstentums Polack gegen die deutschen Ritter im 13. Jh. Die Schlacht von Grunwald wurde für die Belarussen erst 1910 zum Thema und blieb für ihr historisches Bewusstsein längere Zeit wenig bedeutsam. Den Ausgangspunkt für die Entwicklung des heutigen politischen Mythos bildete die sowjetische Propaganda während des Zweiten Weltkrieges. Einen Höhepunkt stellten zahlreiche Publikationen und Feiern im Jubiläumsjahr 2010 dar, und auch heute wird verkündet, durch den Sieg von 1410, an dem die Belarussen einen sehr erheblichen Anteil gehabt hätten, sei die Eroberung und Germanisierung ihres Landes verhindert worden. Neben den Russophilen halten auch belarussische Patrioten an solchen Vorstellungen, die zur Bindung an Russland beitragen, fest. Mit der kritischen Untersuchung der Genese und der Funktionen dieses Mythos bietet S. einen sehr gründlichen wissenschaftlichen Beitrag zur Kenntnis des historischen Denkens und des kollektiven kulturellen Gedächtnisses in Belarus, dem leider auch eine besondere politische Aktualität zukommt.

N. A.

RUSSLAND. Der Tagungsband *Ruś und Russland: Mittelalter und Neuzeit* (Ruś, Rossija: Srednevekov'e i Novoe vremja, Bd. 4: Četvertye čtenija pamjati akademika RAN L.V. Milova, hg. von V[alentin] L[avrent'evič] Janin u.a., Moskau 2015, Verlag Moskovskij gosudarstvennyj universitet, 676 Seiten) enthält die Materialien einer dem Andenken des Historikers Leonid Milov gewidmeten Konferenz in Moskau vom Herbst 2015. Boris Nikolaevič Flor'ja thematisiert die strukturellen Unterschiede zwischen der politischen Organisation Novgorods im 12. bis 13. und vom Ende des 13. bis zum 15. Jh. In der ersten Periode handelte es sich um einen Stadtstaat, in der zweiten entwickelten sich neue Institutionen, die Novgorod den slavischen Staaten Mitteleuropas näherbrachten (Dva étapa v razvitii gosudarstva i obščestva v Novgorodskoj zemle, 15–20). Pavel Vladimirovič Lukin sieht in den anonymen „Siegel Novgorods“ die Siegel der Gesamtheit des Novgoroder Volkes, dessen Wille durch das Veče, aber ggf. auch von den politischen Würdenträgern wie Posadnik oder Tausendschaftsführer geäußert werden konnte („Pečati novgorodskie“: problemy atribucii, 138–143). Anastasija Aleksandrova Bogomazova untersucht die Flotte und Küstenschiffahrt auf dem Weißen Meer im 17.–18. Jh. aufgrund der Quellen aus dem Soloveckij-Kloster (Morskaja infrastruktura Soloveckogo monastyrja v XVII-načale XVIII vv., 368–373). Anna Nikolaevna Guslistova stellt einige hervorragende Kaufleute aus Vologda im 17. Jh. vor (Kupečestvo Vologdy po tamožennym knigam Suchono-Dvinskogo rečnogo puti 1630-ch gg., 440–444). Aleksandr Il'ič Filjuškin beschreibt, wie während des Livländischen Krieges im 16. Jh., anders als auf dem Territorium des Großfürstentums Litauen, die Moskauer Armee in Livland die vor Ort vorhandene Infrastruktur für die Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln, Waffen und weiterem Bedarf nicht nutzen konnte oder wollte. Als Ursache werden die kulturellen Unterschiede zwischen den Ländern hervorgehoben (Svoe ili čužoe? Obespečenie boesposobnosti russkoj armii v gody Livonskoj vojny (1558–1583) v kontekste voennogo proizvodstva, 597–602). Aleksej Nikolaevič Lobin untersucht die Schicksale der westeuropäischen Kanonengießler in Russland und Litauen in der ersten Hälfte des 16. Jh.s. Eine Feststellung des Vf.s lautet, dass es nicht ausgeschlossen war, nach einer Dienstzeit in Moskau nach Deutschland oder Italien zurückzukehren (Meždu Vil'noj i Moskvoj: zapadnoevropejskie pušečnye mastera v Vostočnoj Evrope [pervaja polovina XVI v.], 602–608). A. S.

N. P. Šeludčenko bietet einen Überblick über *Handels-, zwischenstaatliche und kulturelle Verbindungen im Kontext der historischen Entwicklung Deutschlands und Russlands vom 9. bis zum 18. Jahrhundert* (Torgovyje, mežgosudarstvennyje i kul'tury svjazi v kontekste istoričeskogo razvitija Germanii i Rossii v IX–XVIII v., in: Vestnik Moskovskogo gosudarstvennogo oblastnogo universiteta. Serija istorija i političeskie nauki 2015, Nr. 3, 191–201). Aus der Fülle des Stoffes zu dem großen Thema ist hier das Relevanteste ausgewählt und in gelungener Weise verknüpft. Dabei bestätigt sich, dass die große Bedeutung, die der Hanse im Rahmen der deutsch-russischen Beziehungen zukommt, vielen russischen Historikern bewusst ist (vgl. hier 191, 193f.). N. A.

G. I. Borisov, *Kontakte der Alten Ruś mit den Niederlanden im frühen Mittelalter. Materialien der Sammlungen russischer Museen* (Kontakty Drevnej Rusi i Niderlandov v rannee Srednevekov'e: Materialy kolekcij rossijskich muzeev, in: Rossija-Niderlandy. Dialog kul'tur v evropejskom prostranstve. Materialy V Meždunarodnogo petrovskogo kongressa, Sankt-Peterburg, 7–9 ijunja 2013 goda, St. Petersburg 2014, Evropejskij dom, 458–463). Anhand in russischen Museen befindlicher archäologischer Exponate, insbesondere friesischer Münzen, geht Vf. der Frage früher Kontakte von Friesen

zum mittelalterlichen Russland nach und kommt zu dem Ergebnis, dass im 9./10. Jh. kulturelle Kontakte friesischer Händler zur Bevölkerung der Alten Ruß möglich waren und für das 11./12. Jh. mit großer Wahrscheinlichkeit von festen Handelskontakten auszugehen ist.

A. Martens

R. A. Širouchov, *Importe altrussischen Typs auf dem Territorium der Prußen im 10./11. bis 14. Jahrhundert* (Importy drevnerusskich tipov na territorii prussov v X/XI–XIV vv., in: Ruß v IX–XII vekach. Obščestvo, gosudarstvo, kul'tura, red. v. N. A. Makarov und A. E. Leont'ev, Moskau-Vologda 2014, 386–412). Im Lebensraum der Prußen, vor allem im Samland, wurden in teils erheblicher, teils nur sehr geringer Zahl Erzeugnisse gefunden, die aus der Ruß stammen oder unter dem Einfluss russischer Formen hergestellt worden sind. Dabei handelt es sich um Wirtel aus Schiefer, zylindrische Schlösser und zugehörige Schlüssel, Toneier, Kleinplastik, Bestandteile der Reiterausrüstung, Keulendenen und konische Helme. Zusammen mit Gegenständen aus dem Westen (Hanseschalen, Münzen) war vieles davon Vornehmen mit ins Grab gegeben worden. Über die Art der Vermittlung aus der Ruß lassen sich nur Vermutungen anstellen. Für den Handel kommt die Nutzung von mehreren Flusswegen – denjenigen der Weichsel, der Düna und der Memel – in Frage.

N. A.

Jukka Korpela, ... *And They Took Countless Captives': Finnic Captives and the East European Slave Trade during the Middle Ages* (in: Eurasian Slavery, Ransom and Abolition in World History, 1200 – 1860, hg. von Christoph Witzernath, Farnham 2015, Verlag Ashgate, 171–190) setzt die Reihe der Publikationen des Vf.s über den osteuropäischen Sklavenhandel fort (vgl. HGBll. 133, 2015, S. 273f.). Militärische Expeditionen in Gebiete nahe der Grenzen des Novgoroder Landes mit dem Ziel, Gefangene zu nehmen und später zu verkaufen, werden als wichtiger wirtschaftlicher Faktor in dieser Region angesehen.

A. S.

V[ladimir] Ju[r'evič] Koval', *Flämische Textilplomben aus den Ausgrabungen des mittelalterlichen Basars von Bolgar und einige Analogien im Gebiet der Ruß* (Flamandskie tekstil'nye plomby iz raskopok srednevekovogo bazara v Bolgare i nekotorye analogii s territorii Rusi, in: Kratkie soobščeniia Instituta archeologii, vyp. 237, 2015, 211–221, Abbildungen). – Bei Ausgrabungen einer Basaranlage von Bolgar an der Wolga aus dem 14. Jh. wurden 17 Tuchplomben aus Flandern gefunden (Dixmuide, Damme, Tournai, Ypern usw.). Für einige dieser Plomben gibt es gleichartige Funde auf dem Territorium des Tatarenreiches der Goldenen Horde, aber auch im Gebiet der Ruß, so aus Novgorod, Tver' und Orešek. Nach K. muss offen bleiben, ob die Tuche durch die Hanse und Novgorod oder über die italienischen Niederlassungen an der nördlichen Schwarzmeerküste nach Bolgar gelangten.

N. A.

A[leksandr] V[alentinovič] Kurbatov spricht über *Taschen-aumônières in mittelalterlichen russischen Städten* (Sumki-omon'ery v russkich srednevekovykh gorodach, in: Archeologičeskie vesti 21, 2015, 283–291). – Aufgrund von jüngsten archäologischen Funden aus Pleskau werden in diesem Beitrag erstmals für Russland Lederstücke als Fragmente von Almosentaschen identifiziert. Für das späte 15. und die erste Hälfte des 16. Jh.s ist durch diese Funde die Bekanntschaft mit einer Mode des Westens bezeugt. Dort war die ursprünglich aristokratische Sitte des Gürtelschmucks mit einer Tasche in jener Zeit von ambitionierten Bürgern übernommen worden. K. erwähnt auch entsprechende archäologische Funde aus Wiborg.

N. A.

N[atal'ja] V[aler'evna] Eniosova, E[lena] A[leksandrovna] Rybina, *Metallene Einfassungen von Glasspiegeln. Herstellungstechnik und chemische Zusammensetzung der Legierungen* (Metalličeskie opravy stekljannyh zerkal: tehnika izgotovlenija i chimičeskij sostav splavov, in: RossArch. 2015, Nr. 4, 78–88). – In Russland wurden bisher 61 Einfassungen von Glasspiegeln aus Metall gefunden, die aus dem 13.–15. Jh. stammen. Die Fundstellen lagen vor allem in Novgorod (40 Exemplare), aber auch in Pleskau (14) und in Perejaslavl'-Rjazanskij (4) sowie vereinzelt in Moskau, Smolensk und dem Pleskauer Gebiet. In dem Beitrag wird aus den Formen der zumeist ornamentierten deckelartigen Fassungen auf ihre Herstellungsweise geschlossen und das verwendete Metall genau untersucht. Zu einem wesentlichen Teil gelangten diese Erzeugnisse durch Hansekaufleute in die Ruß, wovon u. a. ein erkenntnisleitender Fund aus der Novgoroder Gotenhofgrabung zeugt. Die Formen und kyrillischen Inschriften anderer Exemplare weisen auf lokale Herstellung hin. N. A.

Novgorod ou la Russie oubliée. Une république commerçante (XII^e–XV^e siècles), hg. von Philippe Frison und Olga Sevastjanova (Paris 2015, Verlag La Ver à Soie, 462 Seiten, Abbildungen). – Der Band will die mittelalterliche Geschichte von Novgorod und Pleskau, des, wie im Titel gesagt, vergessenen oder übersehenen Teils von Russland, dem französischen Publikum näherbringen. Die insgesamt 27 Kapitel von mehreren Vf.n wollen einen Mittelweg zwischen wissenschaftlicher Präzision und guter Lesbarkeit finden. Einige von ihnen stellen originale, hinsichtlich Quellen und Literatur fundierte Forschungsbeiträge dar, die anderen sind eher kompiliert oder resümieren in französischer Sprache die schon früher publizierten Resultate der Autoren. Thematisiert werden die politische und Sozialgeschichte, Wirtschaft, religiöses Leben, Künste. Die hansischen Aspekte der Novgoroder Geschichte werden in mehreren Beiträgen behandelt, es fehlt aber ein Gesamtüberblick. Vor allem sind es die Aufsätze von Jukka Korpela (*Les relations diplomatiques et commerciales entre Novgorod et les pays nordiques*, 45–60) und Catherine Squires (*Les relations commerciales et diplomatiques entre Novgorod et l'Occident*, 61–69; *Les hôtels des étrangers*, 223–227), in denen der Hansehandel zur Sprache kommt. Eine kurze Übersicht über die Geschichte von Pleskau stammt aus der Feder von Gertrud Pickhan (*Gospodin Pskov*, 185–197). Hervorzuheben sind die Darstellungen der Kulturbeziehungen mit dem Westen (Catherine Squires, *Relations culturelles entre Novgorod et l'Occident du XII^e au XVI^e siècles*, 315–333) und des Bildes vom alten Novgorod in der russischen Kultur (Olga Sevastjanova, *Novgorod, mythe de la pensée russe, ou les métamorphoses de l'image de l'ancienne Novgorod de Catherine II à Poutine*, 363–382). Wie wohl unvermeidbar, wenn Vf. Tatsachen behandeln, die außerhalb ihres engeren Kompetenzfeldes liegen, kommen im Buch kleinere Irrtümer vor. So war weder Dorpat Anfang des 13. Jh.s eine „russische Stadt“, noch fand die Schlacht auf dem Eis des Peipussees 1240 statt (23) oder liegt die Stadt Wolmar in Estland (69) usw. A. S.

Novgoroder historischer Sammelband (Novgorodskij istoričeskij sbornik 15 (25), hg. von P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov u. a., Velikij Novgorod 2015, 440 Seiten, Abbildungen). – Im jüngsten Band der Reihe ist neben zahlreichen Beiträgen über die mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte Novgorods im hansischen Zusammenhang erwähnenswert der Aufsatz von Il'ja Vladimirovič Antipov über dem Hof des Erzbischofs von Novgorod (Novgorodskij vladychnyj dvor v XIV–XV vv. Novye dannye i perspektivy izučeniya, 45–57). Vf. gibt eine nüchterne Auflistung von Informationen über die Baugeschichte des Palastes, an der in den 1430er Jahren auch „deutsche“ Meister teilgenommen haben. Die Hauptaufgabe des Artikels ist festzustellen, wo die Grenze zwischen dem Beweisbaren und

dem Hypothetischen liegt. Andrej Aleksandrovič Kuznecov betont die bedeutende Rolle der Fürsten von Vladimir in Novgorod in den 1220er Jahren und thematisiert dabei auch Aspekte der Novgoroder Westbeziehungen (Novgorodskaja politika vladimirskich knjazej v 1220-e gg., 65–87). Aleksej Aleksandrovič Vovin argumentiert, dass die freien Bewohner der ummauerten Stadt Pleskau unabhängig von ihrem sozialen Status bis zum Ende der Eigenständigkeit Pleskaus an der Bestimmung der Politik des gesamten Landes Anteil hatten („Ves’ Pskov“ i „muži pskoviči“: k voprosu ob učastii nepriviligirovannogo naselenija v političeskoj žizni večevykh gorodov, 113–126). Direkten Bezug auf die Handelsgeschichte hat der Aufsatz von Marina Borisovna Bessudnova über das Strandrecht in Novgorod (Beregovoe pravo srednevekovogo Novgoroda: v prodolženie diskussii, 135–147). Gegen die in der russischen Historiographie maßgebende Meinung, dass im ostslavischen Bereich das Strandrecht unbekannt gewesen sei, behauptet Vf.in das Gegenteil. Ihre Beweise entnimmt sie dem Quellenmaterial über die hansisch-russischen Verhandlungen von 1494, die auch Fragen der an der russischen Ostseeküste geretteten bzw. geraubten Güter betrafen. Es sei anzunehmen, dass der gesamte Ostseeraum hinsichtlich des alten Gewohnheitsrechts einst einen gemeinsamen Raum gebildet hatte, wozu auch Novgorod gehörte. A. S.

Die Publikation der *Novgoroder Schriftstücke auf Birkenrinde (aus den Grabungen von 2001–2014)* (Novgorodskie gramoty na bereste XII [iz raskopok 2001–2014 gg.], Moskau 2015, Verlag Jazyki slavjanskoj kul’tury, 286 Seiten, Abbildungen) von Valentin Lavrent’evič Janin, Andrej Anatol’evič Zaliznjak und Aleksej Alekseevič Gippius stellt den 12. Band der Gesamtreihe dar (vgl. HGBll. 123, 2005, S.297). Veröffentlicht sind 148 Briefe aus Novgorod und 9 aus Staraja Russa. Oft handelt es sich um einzelne Wörter oder sogar Buchstaben. Die längeren, lesbaren Texte spiegeln in der Regel das tägliche Leben wider: kurze Briefe in persönlichen oder administrativen Angelegenheiten, Listen von Waren, Nachrichten über Preise oder Handelskonflikte, auch Texte religiösen Inhalts kommen vor. Brief Nr. 1035 aus der zweiten Hälfte des 12. Jh.s erwähnt irgendwelche „livischen“ Waren. Einen umfangreichen Teil des Buches bilden Korrekturen und Ergänzungen zu den in den vorherigen Bänden publizierten Urkunden. – Die Funde der Grabungssaison 2014 liegen auch als gesonderte Publikation vor (Aleksej Alekseevič Gippius und Andrej Anatol’evič Zaliznjak, Berestjanye gramoty iz novgorodskich raskopok 2014 g., in: Voprosy Jazykoznanija 2015, Nr. 3, 22–31). A. S.

E[lena] A[leksandrovna] Rybina, *Altrussische Städte in den Novgoroder Birkenrindetexten* Drevnerusskie goroda v novgorodskich berestjanych gramotach, in: Mista Davn’oї Rusi. Zbirka naukovykh prac’ pam’jati A.V. Kuzy, red. v. P.P. Toločko, Kiev 2014, 89–95). Von den 1050 Birkenrindetexten aus Novgorod (Stand 2013) nennen nur 23 Kiev, Pleskau oder andere russische Städte bzw. deren Einwohner. Dabei geht es vielfach um Handelskontakte. Von diesen Texten stammen 16 aus dem 12. Jh., im 14. und 15. Jh. kommt gar keine Nennung einer Stadt außerhalb des Novgoroder Landes vor. Daran zeigen sich die zerstörerischen Folgen des Mongolensturms für die russischen Städte samt ihrem Handel und eine zunehmend starke Konzentrierung Novgorods auf seine Westbeziehungen. N. A.

Aleksandr Grigor’evič Jurčenko setzt die Diskussion über die in einem hansischen Dokument von 1331 für Novgorod erwähnten „300 goldenen Gürtel“ fort. Entgegen der Meinung von Pavel Lukin, dass mit dem Ausdruck bildlich die Novgoroder Elite im Allgemeinen gemeint sei (HGBll. 130, 2012, S. 301), untersucht Ju. Die „300 goldenen Gürtel“

in *mongolischen imperialen Kontext* („300 zolotyč pojasov“ v mongol'skom imperskom kontekste, in: *Mongolica* 14, 2015, 19–29). Vf. weist darauf hin, dass das Reitergefolge des Ilkhans um 1300 aus 300 Mann bestand, die mit goldgeschmückten Gürteln ausgezeichnet waren. Dementsprechend handelte es bei den „Gürteln“ in Novgorod vermutlich um die Institution der Statthalter des Khans Usbek von der Goldenen Horde. A. S.

Der Beitrag von Pavel Vladimirovič Lukin, *Die sozialen Gruppen der Bevölkerung Novgorods im Geleitbrief von 1472* (Kategorii naselenija Novgoroda v opasnoj gramote 1472 g., in: *Slověne* 2015, Nr. 1, 253–265) basiert auf einem Geleitbrief Novgorods für hansische Gesandte. Der Vergleich des russischen Originals mit einer zeitgenössischen mittelniederdeutschen Übersetzung ermöglicht die Analyse der sozialen Terminologie Novgorods. „Žit'i ljudi“ entsprechen hier „wohlhabenden Kaufleuten“, „černye ljudi“ wird mit dem Ausdruck „gemeines Volk“ wiedergegeben. Die ersteren gehörten zu den Landbesitzern, die letzteren bildeten die Mehrheit der freien Bevölkerung. A. S.

Bisher ließ nur ein altsächsischer Text auf Birkenrinde die Anwesenheit eines Deutschen in Novgorod bereits im 11. Jh. vermuten. Jetzt tritt ein weiteres Zeugnis hinzu. Aleksandr Vasil'evič Nazarenko spricht über *Dudika und Negvar*: zwei germanische Personennamen in *Novgoroder Texten* (Dudika, Negvar: dva germanskich antroponima v novgorodskich pamjatnikach, in: *Slověne* 4, 2015, Nr. 1, 323–333). Während Negvar hier von altnordisch Ingvar abgeleitet wird, führt N. „Dudika“ auf den altsächsischen Namen „Dōdico“ zurück. Dudika wird in der Ersten Novgoroder Chronik zu den Jahren 1054 und 1058 als unfreier Bediensteter des Novgoroder Bischofs erwähnt, der nach einem Konflikt mit dem Letzteren in den Westen floh. Zu der Frage, wie Dudika in Novgorod in seine unfreie Stellung gelangt sein mag, erwägt N., dass es sich bei ihm um einen verschuldeten Kaufmann gehandelt haben könnte. N. A.

Romanische Bronzegefäße des 12. Jahrhunderts im Novgoroder Land werden von E. V. Toprova vorgestellt (Romanskije bronzovye sosudy XII v na territorii Novgorodskoj zemli, in: *Archeologičeskie vesti* 20 [2014], 259–266, engl. Zusammenfassung). – Dabei geht es um zwei Schalen, die in der Zeit nach der grundlegenden Zusammenstellung der Zeugnisse des westlichen Kunsthandwerks in der Ruś durch Vladislav Darkevič (HGBlI. 87, 1969, S. 172) bei Ausgrabungen in Novgorod und Staraja Russa gefunden worden sind. Hergestellt wurden diese Gefäße wahrscheinlich im Rhein-Maas-Gebiet. Da sie in der ersten Hälfte des 12. Jh.s in das Novgoroder Gebiet gelangt sind, liegt eine Vermittlung über Gotland besonders nahe. N. A.

Der Beitrag des britischen Historikers Mark Maltby, *The exploitations of animals in towns in the medieval Baltic trading network: a case study from Novgorod* (in: *Archeologija Baltijskogo regiona*, red. v. Nikolaj Andrevič Makarov u. a., Moskau/St. Petersburg 2013, Nestor-Istorija, 207–222) betrifft ein zooarchäologisches Forschungsfeld. Vf. untersucht Tierknochen und sonstige tierische Überreste, die in großer Zahl in verschiedenen Bodenschichten Alt-Novgorods gefunden wurden und Aufschluss über die Essgewohnheiten der mittelalterlichen Bewohner geben; aber auch der Export kommt zur Sprache. Rinderknochen machen zwei Drittel der Funde aus. Gefolgt werden diese von Überresten von Schweinen, Schafen, Pferden usw. Rinder dominierten also im mittelalterlichen Novgorod ähnlich wie in anderen russischen Städten und anders als in den Städten Polens, in denen zumeist Überreste von Schweinen gefunden wurden. U. a. war auch die Schafzucht ein Faktor in Novgorod. Dass in den älteren Bodenschichten mehr Hörner von Jungtieren

gefunden wurden als in den jüngeren Schichten, ist nach M. ein Indiz dafür, dass sich die Essgewohnheiten geändert hatten und zudem die Tiere verstärkt zur Wollgewinnung genutzt wurden. Was Wildtiere betrifft, ist nachweisbar, dass Elche und Wildschweine konsumiert wurden. Der große Pelzexport Novgorods lässt sich auf dem Gebiet der Stadt nicht nachweisen, wie Vf. feststellt (216). Novgorod konnte aber bekanntlich auf ein pelztierreiches Hinterland zurückgreifen. So wurden in Minino am Kubenasee, 400 Kilometer östlich der Stadt, zahlreiche tierische Überreste geborgen, die auf den Pelzexport hindeuten. Dort lagen Biber mit 25 % an erster Stelle, gefolgt von Eichhörnchen und Mardern. In kleinerem Maße finden sich auch Spuren der Jagd auf Otter, Polarfüchse, Bären und Füchse. Das Fleisch der Tiere wurde vor Ort konsumiert, die wertvollen Pelze dagegen nach Novgorod gebracht. Aufgrund der durchgeführten Erdschichtenanalyse betont Vf., dass bereits im 13. Jh. der Bestand an Bibern und Eichhörnchen zurückging, erste Anzeichen von Überjagung und Rodung der Wälder. Da die Zooarchäologie in den Städten Osteuropas und im Hanseraum noch relativ am Anfang steht, kann man M. nur zustimmen, wenn dieser vom Desiderat weiterer Forschungen spricht.

Th. Lange

D. S. Serëžnikova, *Westeuropäisches Gürtelzubehör aus den Ausgrabungen in Groß-Novgorod* (Zapadnoevropejskie predmety pojasnogo nabora iz raspokopok Velikogo Novgoroda, in: Novgorod i Novgorodskaja zemlja. Istorija i archeologija, vyp. 28, Velikij Novgorod 2014, 272–279). Zu den hier erstmals als eigene Gruppe erfassten Gegenständen westlicher Herkunft gehören 13 Gürtelschnallen, 13 Riemenenden und 18 Aufsätze. Die datierbaren Stücke stammen größtenteils aus dem 14. Jh. und repräsentieren eine internationale Mode. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass sie dank hansischer Vermittlung nach Novgorod gelangten.

N. A.

P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov, O[leg] M[ichajlovič] Olejnikov, *Zur Frage der Quellen des Rohstoffs auf dem Novgoroder Markt für Buntmetalle im 15. Jahrhundert* (K voprosu ob istočnikach syřja na novgorodskom rynke cvetnych metallov v XV veke, in: Novgorod i Novgorodskaja zemlja. Istorija i archeologija 28, Velikij Novgorod 2014, 263–266). – In einer Schicht des 15. Jh.s wurden in Novgorod vor kurzem zwei massive Rohkupferbarren freigelegt. In dieser Form sind es erstmalige Funde. Ihre Untersuchung führte zu dem Resultat, dass der Gewinnungsort des Metalls am ehesten im östlichen Alpengebiet lag (vgl. bereits HGBll. 133, 2015, S. 294; dort etwas abweichend aufgrund einer vorausgegangenen Publikation zum Thema).

N. A.

Ivar Lejmus [Leimus], *Zu einigen russischen Geldbegriffen, die unter den hansischen Kaufleuten in Livland und Novgorod verwendet wurden* (O nekotorych russkich deneznyh ponjatijach, upotrebljaemych sredi ganzejskogo kupečestva v Livonii i Novgorode, in: Studia Slavica et Balcanica Petropolitana 2015, Nr. 1, 182–191) ist dem Verhältnis zwischen Novgoroder und livländischen bzw. hansischen Währungssystemen im 15. Jh. gewidmet. Vermutlich existierte am Anfang des Jh.s in Novgorod die Einteilung des Rubels in 60 „zoltočnik“. „Mordka“ konnte eine Bezeichnung der in Novgorod benutzten Dorpater und Revaler Artiger sein. Die hansische „mark schin“ entsprach der Novgoroder Grivna. Zum Ende des 15. Jh.s bildete sich in Novgorod das folgende Verhältnis heraus: 1 Rubel (*stuck suluers*) = 216 Denga (*denninge*); 1 Grivna (*mark schin*) = 14 Denga.

A. S.

Jakub Chojnackij (Chojnacki), *Zur Frage der „Plocker Tür“ an der Kathedrale in Groß-Novgorod* (K voprosu o „Plockich vratach“ kafedral'nogo sobora v Velikom Novgorode, in: Vestnik Novgorodskogo gosudarstvennogo universiteta 2015, Nr. 4–2 [87], 56–58). – Die

1152–1154 in Magdeburg gegossene kunstvolle Bronzetür, die seit dem späten Mittelalter an der Sophienkathedrale im Novgoroder Kreml angebracht ist, war ursprünglich für das polnische Plock bestimmt und schmückte eine Zeit lang den dortigen Dom. Das Schicksal der, wie man in Deutschland sagt, „Magdeburger Tür“ hat deshalb auch polnische Gelehrte sowie Geistliche aus Plock interessiert. Im vorliegenden Beitrag sind solche Stimmen gesammelt. *N.A.*

Ilya Antipov und Alexey Gervais, *The Bricks from St Nicholas Church at Lipno near Novgorod (1292) and the Origins of the New Novgorodian Building Tradition* (in: *Estonian Journal of Archaeology* 19, 2015, 58–79), vermuten, dass bei dem Bau der ersten Steinkirche in Novgorod nach dem Mongoleneinfall lokale und westeuropäische Meister gemeinsam gearbeitet haben. Die letzteren führten die neue Technologie der Backsteinherstellung in Novgorod ein und beeinflussten fortwährend die lokale Bautradition. Die Herkunft der westlichen Meister könnte Livland sein, es gibt aber in dieser Hinsicht auch Gegenargumente, und die Frage bleibt offen. *A.S.*

Im Band *Castella Maris Baltici XII: Castle as Residence*, hg. von Aleksander Andrzejewski (Łódź 2015, Verlag Institute of Archaeology, University of Łódź, 188 Seiten, Abbildungen) ist für die Hansegeschichte relevant der Überblicksbeitrag von Ilya Antipov und Dmitriy Yakovlev, *The Faceted Palace in Novgorod the Great as the Part of the archbishop's residence* (107–115). Der Palast des Erzbischofs wurde bekanntlich in den 1430er Jahren unter Mitwirkung von Meistern aus dem Hanseraum errichtet. *A.S.*

Ants Hein berichtet über *Dorpater Baumeister im mittelalterlichen Novgorod – Revaler Baumeister in Olofsborg* (Tartu ehitusmeistrid keskaegses Novgorodis, Tallinna omad – Olavinlinnas, in: *Tuna* 2015, 3, 24–38). Der russischen Chronistik zufolge seien deutsche Baumeister von jenseits des Meeres für die 1433 errichtete Residenz des Novgoroder Erzbischofs Efim II. eingeladen worden. Aufgrund des gotischen Einschlags mit sternenförmigen Gewölben, welche an Ordensbauten erinnern, wurde vermutet, dass die fremden Baumeister aus Preußen oder Norddeutschland stammten. H. zeigt, dass ein derartiger Stil damals schon als veraltet galt und höchstens noch in Livland genutzt wurde. Daher vermutet er, dass es sich um Dorpater Steinmetze gehandelt hat, die am Bau der bischöflichen Residenz mitwirkten, zumal der Aufenthalt von solchen in Novgorod in Verbindung mit der Renovierung der St. Peterkirche des Hansehofs für die Jahre 1431/32 verbürgt ist. In Bezug auf die Burg Olofsborg in Karelien, mit deren Bau 1475 begonnen wurde, kennen wir einen der quellenmäßig verbürgten sechzehn auswärtigen Baumeister mit Namen: den Esten Oleff Hergk. H. geht davon aus, dass Hergk, der zur selben Zeit mit dem Ausbau der Stadtmauer von Wiborg beschäftigt war, die weiteren Baumeister ebenfalls aus Reval angeheuert hat. Da es zur selben Zeit einen gewissen Überschuss an derartigen Spezialisten in Reval gab, so H., dürften viele von ihnen ein Interesse an kurzfristigen Aufträgen im Ausland gehabt haben. *K.B.*

Der Geschichtswissenschaftler der St. Petersburger Universität Vjačeslav Valentinovič Šapošnik veröffentlichte die Monographie *Ivan Groznyj* (St. Petersburg 2015, Verlag Akademija issledovanija kul'tury, 312 Seiten). – Vf. kritisiert zu Recht Darstellungen, die ein modernisierendes Bild der Motivationen des umstrittenen Zaren bieten. Š. hebt die tiefe Religiosität des Herrschers hervor und betont, dass er von seiner gottgegebenen Alleinmacht überzeugt war und entsprechend seines Selbstverständnisses nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, seinen Willen mit allen Mitteln, auch mit brutals-

ter Gewalt, durchzusetzen. Darüber hinaus will Š. aber den Zaren mit dem Argument rechtfertigen, dass es in Westeuropa damals eigentlich mehr Terror und Gewalt gegeben habe. Der Livländische Krieg sei notwendig gewesen, weil das russische Reich einen Ostseehafen benötigte und der Zar den Handel fördern wollte. Dem Moskauer Staat kam die Regierung Ivan Groznyjs insgesamt zugute. Die Ursache des Pogroms in Narva in 1570 sei die Unzufriedenheit der Stadteinwohner mit dem fortdauernden Krieg gewesen. Die nicht-russischsprachige Forschung über Ivan Groznyj kennt Vf. offensichtlich nicht, er setzt auch Livland mit dem „Orden“ gleich – dieser sei russlandfeindlich, aber im 16. Jh. schon kraftlos gewesen. A. S.

Igor' Vladimirovič Dubrovskij, *Die lateinischen Manuskripte der Werke von Albert Schlichting* (Latinskije rukopisi sočinenij Al'berta Šlichtinga, in: Russkij Sbornik 18, 2015, 74–217), enthält aufgrund zahlreicher Manuskripte erarbeitete Publikationen der Werke Schlichtings „De moribus et imperandi crudelitate Basillii Moschoviae tyranni brevis enarratio“, „Narratio de moribus et imperandi crudelitate Basillii Moschoviae magni ducis in anno 1569 usque ad 1570 partim“ und „De his quae nunc in Moschovia aguntur anno Domini 1570 1 Octobris“, die auch umfassend kommentiert sind. Die Texte gehören zu den wichtigsten, aber auch zu den umstrittenen Quellen der Geschichte Russlands in der Zeit Ivan Groznyjs. Auch das gegenseitige Verhältnis der lateinischen, deutschen und polnischen Fassungen der Werke ist noch nicht überzeugend geklärt. Der letzte Bericht enthält Nachrichten über die politischen Auffassungen der livländischen Städte während der großen Belagerung Revels durch Herzog Magnus von Holstein. A. S.

Michail [Anatol'evič] Bojcov, *Unterschiedliche Blicke auf die Gesandtschaft Ivans IV. an Kaiser Maximilian II. im Jahre 1576* (Različnye vzgljady na posol'stvo Ivana IV k imperatoru Maksimilianu II v 1576 g., in: Srednevekovaja Evropa. Vostok i Zapad, hg. von dems., Moskau 2015, Izdatel'skij dom Vysšej školy ekonomiki, 327–365), behandelt unter Benutzung auch archivalischer Quellen die russisch-westeuropäischen Kulturkontakte in der Frühen Neuzeit. Es wird vermutet, dass zwei Mitglieder der Gesandtschaft des Zaren, die dann auch auf dem bekannten zeitgenössischen Bildnis der russischen Gesandten auftreten, Tret'jak Zubatoj und Mamlej I'lin, eigentlich Deutsche aus Dorpat waren. Die Möglichkeit, dass die in den russischen Quellen als „deutsche Adlige aus Dorpat“ bezeichneten Personen zu den während des Livländischen Krieges nach Russland verschleppten Livländern gehörten, wird nicht in Betracht gezogen. A. S.

L[eonid] A[ndreevič] Beljaev, *Neue Grabplatten von Ausländern des 17. Jahrhunderts in Moskau. Vorläufige Publikation* (Novye plity inoemcev XVII. v. v Moskovii: predvaritel'naja publikacija, in: Kratkie soobščeniya Instituta archeologii, vyp. 240, Moskau 2015, 223–233). Bei kürzlichen Bauarbeiten stieß man in Moskau auf zwei Grabplatten mit deutschen Inschriften, die den Fundus dieser Quellengruppe in beachtenswerter Weise ergänzen. Beide Platten gehörten zu Gräbern von Angehörigen der sehr bedeutenden, aus Livland stammenden Moskauer Kaufmannsfamilie Kellermann, die 1635 bzw. 1653 gestorben waren. Die hier publizierten Inschriften sind kulturgeschichtlich interessant, die gebotene Interpretation der Funde ist aufschlussreich. N. A.

Nummehr liegt der zweite Band der *Zollbücher des Suchona-Dvina-Weges aus dem 17. Jahrhundert*, hg. von S[ergej] N[ikolaevič] Kisterev und L[judmila] A[lekseevna] Timošina, vor (Tamožennye knigi Suchono-Dvinskago puti XVII v., t. 2, St. Petersburg 2014, Verlag Kontrast, 320 Seiten), deren erster Band 2013 erschienen war (HGBl. 133,

2015, S. 297). – Die handelsgeschichtlich überaus wertvolle Quellenedition enthält die Zollregister von Ustjug Velikij aus den Jahren 1636–1637, die ein lebhaftes Bild des Handels auf dem Suchona-Dvina-Weg zwischen dem Verschiffungsplatz Archangel'sk und dem Landesinneren zeichnen. Deutlich werden u. a. die Reise- und Transportbedingungen, die Zollmodalitäten, die gehandelten Waren und die beteiligten Kaufleute, darunter hier tätige westliche Kaufleute, neben Engländern und Niederländern auch Deutsche. Bei letzteren handelt es sich insbesondere um in der russischen Hauptstadt lebende sogenannte „Moskauer ausländische Kaufleute“ wie Heinrich Kellermann (Andrej Kelderman, Bl. 156ob). Die Erschließung des reichhaltigen Materials wird durch ein ausführliches Namensregister und ein Verzeichnis der geographischen Bezeichnungen erleichtert. *A. Martens*

A[ndej] V[ladimorivič] Demkin, *Der Immobilienbesitz westeuropäischer Kaufleute und seine Verteilung in Vologda von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts* (Vladienie nedvižimost'ju zapadnoevropejskim kupečestvom i ego rasselenie na Vologde v seredine XVII-načale XVIII v., in: Mir glazami istorika. Pamjati akademika Jurija Aleksandroviča Poljakova, hg. von V. B. Žiromskaja, Moskau 2014, 95–102). – Vf. analysiert auf der Basis der Hofzählungen (perepisnye knigi) der Jahre 1646, 1678 und 1711/12 in Vologda sowie weiterer Quellen den Immobilienbesitz westlicher Kaufleute in Vologda. Letzteres war Knotenpunkt des Handelsweges von Moskau nach Archangel'sk, der zentralen Handelsachse Russlands im 17. Jh. Hier begann der Flussweg Suchona-Dvina nach Archangel'sk, und die Waren wurden hier für den Wasser- bzw. Landtransport umgeladen. Daher gab es hier Anwesen zwischen Moskau und Archangel'sk handelnder westlicher Kaufleute, neben Höfen der englischen Muscovy Company (bis 1649) und niederländischer Kaufleute auch Höfe von Deutschen. Bei den Letzteren handelte es sich insbesondere um „Moskauer ausländische Kaufleute“ (*Moskovskie torgovye inozemcy*), aber auch um Hamburger wie Heinrich Butenant (1685). Für den betrachteten Zeitraum stellt Vf. eine Veränderung bezüglich Umfang und Funktionen des Immobilienbesitzes der westlichen Kaufleute fest. Besaßen diese hier 1646 in der Regel meist einzelne, für Handelszwecke genutzte Höfe, so verfügten sie bereits 1678 und verstärkt 1711/12 über erheblich größeren Grundbesitz, meist mehrere Anwesen mit Nutzgärten, die nicht mehr allein Handelszwecken dienten, sondern auf denen die Eigentümer auch verschiedene Gewerbe, Gemüseanbau, Viehhaltung und sogar Ackerbau betrieben. Darüber hinaus stellten die Anwesen Kapitalanlagen dar, und die Kaufleute handelten mit Immobilien und vermieteten solche. *A. Martens*

AUTORENVERZEICHNIS

für die Umschau

Adams 334; Albrecht, Th. 374; Albrecht, U. 330, 334, 369; Andrzejewski 433; Angermann 407, 412; Antipov 429, 433; Arbin 353; Arnke 366 f.; Auer 356; Auge 369; Bagge 396; Balzer 363; Bandlien 334; Beier 382; Bektineev 425; Beljaev 434; Bengtsson 331; Bessudnova 401, 413, 430; Blaschke 327; Boas 335; Bochaca 355; Bogomazova 427; Bojcov 434; Bonsdorff 372; Borchers 383; Borisov 427; Braun, F. 379; Braun, H. 327; Bredekamp 333; Brüggemann 412; Buske 381; Bünz 333, 369; Champion 355; Chojnackij 432; Chorowska 423; Christensen 347; Cofman-Simhon 334; Conitzer 384; Czaja 402; Daly 342, 353; Däbritz 380; Demkin 435; Denzel 379; Ditta 356; Długocki 419; Donecker 405; Dormeier 333, 367, 369, 372; Dorna 418; Dransmann 366; Dubrovskij 434; Duk 424; Dryja 423; Dybaś 413; Edvinsson 399; Ehasalu 332; Elmshäuser 377; Emmendorfer 380; Englert 342; Eniova 429; Erhardt 365; Erpenbeck 412; Ettel 382; Evers 366; Evstrat'ev. 417; Faust 366; Felten 386; Filiuschkin 326, 410, 427; Fischer 366; Flor'ja 427; Forsberg 398; Förster 367; Franzén 399; Franzke 384; Frison 429; Fukarek 381; Fülberth 403, 412; Gajdukov 429, 432; Gelderblom 387; Gerds 336; Gervais 433; Gippius 430; Głowa 423; Goliński 423; Gómez-Montero 332, 334; Gouguenheim 383; Greifenberg 359; Grzechik 326; Grade 363; Granda 326; Graßmann 368; Guimon 404; Guslistova 427; Gutehall 400; Güttner-Sporzyński 335; Haak 407, 409 f.; Hahn 405 f., 410–412; Hansen 369; Hardt 382, 405; Hartau 334; Hartmann 412; Haupt 326; Heckmann 383; Hegenberg 367; Hein 433; Hein-Kircher 402; Heinloo 409; Herold 381; Herrmann 419 f.; Heß 334; Hillebrand 369; Hoffmann 331, 373; Hofmeister 378; Holm 390; Homann 366; Hormuth 404, 415; Hoving 351; Huang 379; Huchzermeyer 383; Hummel 382; Hurskainen 326; Hüninghake 367; Intile 359; Ivanovs 403; Iversen 397; Jahnke 342; Jandausch 379; Janin 427, 430; Jarzewicz 420; Jäschke 327; Jozwiak 418; Jones 354; Jörn 380 f.; Jurčenko 430; Jürgensen 331; Kalečyc 423; Kalus 326; Karrenbrock 361; Karro 406; Keelmann 326; Keller, O. B. 401; Keller, V. 412; Kiebling 327; Kesküla 410; Kisterev 434; Kiudsoo 400; Klammt 335; Klerk 393; Komowski 423 f.; Konczewski 423; Konieczny 420; Koppe, G. 362; Koppe, Werner 362; Koppe, Wilhelm 362; Korpela 428 f.; Kova l' 428; Kövic 412; Kowalski 420; Kreem 403; Kristiansen 342; Kross 408; Krüger 369; Kubicki 418; Kuder 334; Kukuškin 410; Kurbatov 428; Kuznecov 430; Kühn 342; Kühne 382; Küng 404, 409, 412; Lang 407; Lambacher 373; Lasota 423; Laur 413; Laux 358; Lavento 407; Lätte 406; Leimus [Lejmus] 409 f., 412, 432; Lembke 332; Lenz 395; Liepe 332; Linde 364; Litwin 339, 341; Ljungqvist 391; Lobin 427; Lopatin 400; Lorenzen-Schmidt 369, 375; Lovén 399; Löwe 382; Lukacz 424; Lukin 427, 431; Luther 379; Lück 325; Maarleveld 356; Maasing 335, 412; Maciakowska 418; Magnus 342; Mahling 413; Makala 380; Makaraū 426; Makarov 431; Maltby 431; Manke 379; Markus 331, 408; Martynjuk 400, 402, 417; Mägi 408; Mänd 330 f.; Menke 373; Melzer 362; Metz 327; Militzer 383; Minnich 367; Misäns 402 f.; Modrzyński 418; Mozejko 340; Möhlmann 367; Möller-Wiering 342; Mundt 380; Mühle 386, 423; Müller, J. 382; Müller, K. 360; Müller, U. 383; Mutrynowski 419; Myśliwski 423; Nayling 354; Nazareno 431; Neumann-Redlin von Meding 383; Niewalda 423; North 327; Nürnberger 331; Ober 420; Oberländer 412; Olejnikov 432; Olsen 393; Ose 400; Ossowski 339–341; Ödman 400; Palginömm 409; Pedersen 342; Pelc 379; Peplow 356; Petermann 331; Petersen-Deuper 367; Phillips 389; Pickhan 429; Piekalski 423; Pilipčuk 407; Plath 326; Plavinskij 423; Plētiens 404; Pluskowski 335; Podberezkin 402; Polechov 417, 425; Pöltzsa-Jürjo 402, 410, 412 f.; Porada 381 f.; Prokopiev 407; Prüfer 422; Puciriuss 408; Puttevils 389; Rammo 409; Rand 406; Rasänen 331; Rasche 331; Rebane 406; Reinhold 382; Ressel 326; Retsö 397; Richter 331, 371 f.; Riemer 375; Riis 333, 369; Roelen 360 f.; Romanski 379; Rosenfeld 372; Rosenplänter 369;

Ross 405; Russow 409; Ruyscher 389; Rybina 429 f.; Sachenbacher 382; Sahanovič 426; Šapošnik 433; Saksa 400; Sarnowsky 384; Schallies 368; Scheffel 368; Schellewald 373; Schepers 366 f.; Schilling 372; Schimpff 382; Schindler 363; Schippmann 367; Schleinert 381; Schlueter 367; Schmidt, M. 418; Schmidt, W. 381; Schnabel 369; Schreiber 326; Schultz 382; Seggern 370, 386 f.; Selart 404, 408, 412; Šeludčenko 427; Seppel 406; Serěžnikova 432; Sevastyanova 429; Šiaučiūnaitė-Verbickienė 403; Širouchov 428; Skrycki 380; Slawiński 423; Słoń 423; Šnē 407; Sneggstadt 397; Sorensen 342; Sorokin 400; Söderberg 397; Squires 429; Stahnke 377; Starzynski 418, 420; Steusloff 347; Stock 382; Stork 333; Straube 412; Strenkoŭski 425; Superczynski 418; Susperregi 354; Svanberg 332; Szymczak 381; Taboadas 333; Thomsch 380; Thumser 405; Timošina 434; Tomaszewski 420; Toropcova 431; Trinkert 331; Trupinda 418; Tauri 409; Tveit 397; Ulmann 332; Vahur 332; Valk 335, 400, 406; Vislapuu 410; Vogelsang 363; Vovin 430; Wachowski 423; Wagner 331; Warda 331; Weichbrodt 384; Weidinger 377; Weiss 360; Wenderholm 373; Welzel 372; Wendowski-Schünemann 366; Weniger 373; Wensky 360; Werlich 381; Winkler 405; Winterfeld 419 f.; Witsens 351; Witzlack-Makarevich 420; Wochnik 383; Wolf 336; Wysmulek 423; Yakovlev 433; Zachara-Zwiazek 419; Zacharov 412 f.; Zajac 424; Zaliznjak 430; Zapnik 378, 380; Žiromskaja 435; Zrodowski 340

MITARBEITERVERZEICHNIS

für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.) 425–434; Bakker, Peter (P. B.) 386–389; Biermann, Felix 336–339, 393–395, 419–422; Bongermينو, Sarah 410–412; Böcker, H. 327–330; Brück, T. 413–417; Brüggemann, Karsten (K. B.) 402 f., 410, 433; Czaja, Roman (R. Cz.) 384, 386, 422–424; Dirks, F. 382 f.; Graßmann, Antjekathrin 369 f.; Holbach, Rudolf (R. H.) 365–367, 377 f., 380 f.; Henn, Volker (V. H.) 358–365, 386 f., 389 f.; Jahnke, Carsten (C. J.) 391 f., 395–399; Jörn, Nils (N. J.) 325–327, 375–379, 384–386; Jürjo, Inna 404–409; Klack-Eitzen, Charlotte 371–374; Laczny, J. 383; Lange, Th. 431 f.; Lipša, Ineta 404; Martens, A. 427 f., 434 f.; Meyer, Günter (M. G.) 367–369; Matthes, Olaf 379; Orłowska, A. P. 418 f.; Pelc, Ortwin (O. P.) 375, 377, 379–381; Rasche, Anja 332–334; Sahanovič, H. 400–402, 417, 424–426; Selart, Anti (A. S.) 326, 334 f., 400–402, 407–410, 417 f., 427–434; Schleinert, Dirk 370 f.; Schollmeyer, Lioba 330–332; Seppel, Marten 412 f.; Springmann, Maik-Jens (M.-J. S.) 339–358, 390 f.; Volkmann, Armin 335 f.

